Eduard Breier's

gesammelte

Romane und Erzählungen.

1. Band.

Die beiden Grafel.

I. Theil.

Wien.

Druck von F. Fridrich.

1861.

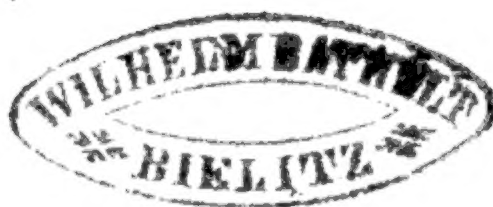
Die beiden Grasel.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

I. Theil.



Wien.

Druck von F. Fridrich.

1861.

KONINKLIJKE
BIBLIOTHEEK

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Frau Storch.

Wenn der Herr das Jahr segnet und der Landmann die reiche Ernte in Garben bindet, da bleibt wohl manche Aehre unbeachtet auf dem Boden liegen, entweder weil der Ueberfluß die Menschen weniger wirthsam macht, oder aber weil man aus Barmherzigkeit der Armuth gedenkt, welcher diese Nachlese zu Gute kommt; wie nun der Landmann, so auch sammeln der Chronist und der Geschichtschreiber die Früchte der Zeit, und wenn die Ernte eine ergiebige ist, das heißt, wenn die Zeit eine reich bewegte, oder gar eine stürmische war, dann lassen auch sie manche Aehre unbeachtet auf dem Boden liegen, vielleicht weil sie ihrer Aufmerksamkeit entging, vielleicht auch weil sie ihnen weniger inhaltreich erschien. Nach ihnen bald früher, bald später findet sich der Romanschreiber ein, und hält auf den Feldern, wo es so toll und voll herging, seine Nachlese; er findet manches Körnlein, manche volle und manche halbblinde Aehre — er sammelt Alles sorgfältig und mühselig, und was ihm zur vollen Garbe abgeht, das ersetzt er durch frische Blumen, durch duftiges Grün — bei ihm ergänzt die Phantasie, wo die Geschichte Lücken gelassen, er sammelt den Ueberfluß des Chronisten und macht die Nachlese zu einer zweiten Ernte, zu einem leichten, leckern Nachtisch, wenn man sich an der vollen Tafel bereits gesättiget hat.

Zu den solcher Weise auf dem Felde liegen gebliebenen Zeit-Aehren gehören auch die Begebenheiten, die wir den Lesern in den nachfolgenden Blättern schildern; für dergleichen Körnlein hat nicht einmal eine Stadt-Chronik, viel weniger die Landesgeschichte Raum genug. Das Geschehniß verschwindet, und wird um so leichter vergessen, je höher gerade der Zeitenstrom ging und je mächtiger und reichhaltiger die Begebenheiten rauschten, die er dahertrieb, und mit denen die Zeitgenossen über und über beschäftigt waren.

Da wir nun in Bezug auf unsere Mittheilung weder aus der Geschichte noch aus der Chronik schöpfen konnten, so waren wir blos auf die mündliche Tradition angewiesen; wir könnten als Gewähr und Bürgen für die Wahrhaftigkeit dessen, was wir erzählen, viele noch lebende Personen nennen, wenn man ein solches Ansinnen an uns stellen würde.

Jene Frau, auf die wir uns im Vorspiel des Buches berufen, und welche eine Hauptperson der einleitenden Geschehnisse bildet, lebt freilich nicht mehr; allein noch vor wenigen Jahren kannten wir persönliich einen alten Wiener, der mit ihr vielfach verkehrte und die Erzählung ihres Abenteuers aus ihrem eigenen Munde vernahm. Ja noch mehr, diese Frau war namentlich in der vornehmen, in der höheren Wiener Welt eine so bekannte Person, daß gewiß noch jetzt alte Leute in Wien leben, die — wenn sie unsere Dame vielleicht auch nicht persönlich gekannt haben, sich doch erinnern werden, deren Namen im Elternhause gar oft gehört zu haben.

Frau Storch hieß sie.

Durch eine langjährige Thätigkeit war diese Frau in der angenehmen Lage, von sich sagen zu können, daß in Wien wenig junge Fürsten, Grafen und Bankiers lebten, die ohne ihre Mithilfe das Licht der theresianischen und josefinischen Welt erblickt hätten. Sie erzählte mit sichtbarer Selbstzufriedenheit, welch' schwarzes Haar dieser oder jener Freiherr mit auf die Welt gebracht, wie jene gräfliche Gnaden schier halbtodt geboren wurde, und wie diese fürstliche Durchlaucht gar jämmerlich im ersten Bade gezappelt und geschrien hat.

Wenn Madame Storch in den vornehmen Familien, wo sie als Wehmutter akkreditirt war, einer althergebrachten Sitte gemäß, allmonatlich ihre Visitte machte, dann erschien sie in schwerseidener Robe von gestreiftem Gros-de-Tours, das Haar gepudert, die Haube à la Vigano — die Taglioni jener Zeit — geschnitten, in der Linken einen mächtigen Ridiküle und in der Rechten einen Fächer von grünem Taffetpapier, kurz, sie trat auf im vollen Bewußtsein ihrer Verdienste, die sie sich um die gegenwärtige und um die künftige Generation erwarb, und zur Ehre ihrer Zeitgenossen sei es gesagt, sie wurde auch überall mit der gehörigen Aufmerksamkeit und dem etikettmäßigen Anstande aufgenommen.

Frau Storch war eine sehr ehrsame, sehr verständige, sehr gewitzte Alte, welche in den meisten, wenn auch noch so dicht verschleierten Lebens- und Liebesverhältnissen Wiens Bescheid wußte, vor welcher wenige Stadt- und Staatsaktionen verborgen blieben. Ein Schatz von Notizen und Erlebnissen stand ihr zu Gebote, sie war ein warnendes Zeitungsblatt, eine lebendige Stadtchronik in seidenem Einband mit fischbeinigem Rücken.

Diese Frau Storch also war zur Mitperson eines Drama's erkoren, welches wir getreulich nach ihren Angaben in den nachfolgenden Zeilen wiedergeben.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Eines Abends, man befand sich eben in der Fastenzeit des Jahres 1796, erhielt Frau Storch ein Billet, in welchem angezeigt war, daß man ihrer Hilfe und zwar außerhalb den Linien Wiens bedürfe.

Der Unterschrift nach kannte unsere Dame die Familie und nahm keinen Anstand, die Kalesche zu besteigen, welche um sie nach dem im Briefe bestimmten Orte abzuholen, um zehn Uhr Nachts vor ihrem Hausthore harrte.

Frau Storch nahm — wie es damals üblich war — jedesmal, wenn sie ihrem Berufe Folge leistete, eine Gehilfin mit sich; an jenem Abende jedoch unterließ sie es, weil man sich in der Zuschrift die Begleitung ihrer Gehilfin ausdrücklich verbat.

Der Wagenschlag war kaum geschlossen, als es im schärfsten Trabe vorwärts ging.

Unsere Geburtskünstlerin wurde jetzt erst aufmerksam, und bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß die Fenster der Kalesche durch Jalousien verwahrt waren.

Sie versuchte sie zu öffnen — es ging nicht, die Jalousien mochten durch Nägel befestigt gewesen sein; sie tappte im Finstern nach der Klinke des Kutschenschlages, es war keine vorhanden, die Thüre konnte also von Innen nicht geöffnet werden.

Frau Storch war demnach eine Gefangene.

Das Gefährte flog über das Stadtpflaster dahin, das dumpfe Rollen der Räder ließ unsere Alte erkennen, daß man eben das Stadthor passire, dann ging es über die Brücke des Stadtgrabens hinaus auf die Esplanade.

Ein weiteres Orientiren war nicht möglich, der Wagen wendete bald rechts, bald links, fuhr dann wieder gerade aus, und rollte auf pflasterlosem Boden dahin, ohne dem Gehör ein Merkmal zu bieten. Das anfängliche Staunen der alten Frau ging nach und nach in Befangenheit und endlich in Furcht über.

Sie konnte nicht mehr zweifeln, man entführte sie eben gewaltsam.

Wohin? Sie wußte es nicht, denn es gehörte wenig Scharfsinn dazu, zu erkennen, daß das erhaltene Billet eine fingirte Unterschrift trug, um sie zur Fahrt willfähriger zu machen.

Warum entführte man sie?

Auch darauf vermochte sie nicht zu antworten; ihr Alter schützte sie vor jeder fremden Thorheit, was konnte man also mit ihr vorhaben?

Frau Storch peinigte sich selbst mit den verschiedensten Muthmaßungen — bis sie endlich für das räthselhafte Unternehmen einen Grund gefunden zu haben glaubte.

Man lebte damals in der Periode der Jakobiner; auch in Wien spukte das französische Gespenst, und geheime Gesellschaften wühlten unter dem Deckmantel der Maurerei, um ihren Fortschrittsbestrebungen nach allen Seiten hin Ver breitung zu verschaffen.

Die Illuminaten, in Verbindung mit den revolutionären Logen Frankreichs, suchten den progressistischen Ideen in den österreichischen Erblanden Eingang zu verschaffen.

Zwanzig Jahre früher und zwanzig Jahre später hätte man es kaum geglaubt, daß in den neunziger Jahren in Oesterreich eine Propaganda des rothesten Radikalismus zahlreiche Anhänger versammeln könne, welche sich vermummt und bewaffnet in den Logen einfanden und Grundsätze predigten, die nichts weniger als einen gänzlichen Umsturz der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände bezweckten.

Dieser gefährlichen Agitation trat nun die Regierung entgegen. Eine eigene Kommission zur Verfolgung und Bestrafung dieser Umtriebe wurde niedergesetzt, und Graf Saurau, ein Mann von allerdings ungewöhnlicher Energie, ward an die Spitze dieser Kommission gestellt.

In Folge ihrer zahlreichen Verbindungen war Frau Storch in der Lage, auch von diesen geheimen Ereignissen der Residenz Kenntniß zu besitzen, und brachte ihre jetzige gewaltsame Entführung mit dem österreichischen Jakobinismus in Verbindung.

Man weiß, so raisonnirte sie, daß ich in hohe Häuser komme, und schließt daraus, daß mir Manches bekannt sein müsse, was den Verschwörern zu wissen nützlich wäre. Um mir nun meine Geheimnisse abzupressen, suchten sie mich in ihre Gewalt zu bekommen; dies ist ihnen gelungen, und ich kann mich auf Entsetzliches gefaßt machen.

In Folge dieser wenig tröstlichen Reflexion, die ihre auf-

geregte Phantasie natürlich viel umständlicher und weitläufiger ausmalte, sah sich Frau Storch schon in irgend eine unheimliche Freimaurerloge gebracht; sie fühlte sich schon gemartert und gepeinigt, und kalter Angstschweiß perlte auf ihrer Stirne und Entsetzen bemeisterte sich ihres ganzen Wesens; sie rang in der finsteren Kalesche die Hände, um doch irgendwo Trost zu finden — fing zu beten an.

Plötzlich wurde sie aufmerksam.

Unter den Rädern der dahin rollenden Kalesche begann es zu knistern.

Man fährt über Sand, murmelte sie.

Sie horcht.

Wenn ich mich nicht täusche, so befinde ich mich jetzt in einem Garten, dachte sie weiter.

Ah, was ist das?

Das Gefährte hielt — die Angst unserer Alten steigerte sich wo möglich noch mehr.

Der Schlag ging auf und — Frau Storch erhob sich, um auszusteigen.

Eine kräftige Hand drückte sie jedoch auf den Sitz nieder, eine männliche Gestalt stieg zu ihr in den Wagen und schloß die Kalesche hinter sich zu.

Die Wehmutter fühlte wie sich der Unbekannte an ihrer Seite niederließ.

Madame, begann er, wie ich merke, zittern Sie?

Die — kalte — Nacht — stotterte Frau Storch.

Die Kalesche war doch gut verwahrt?

Nur zu gut, bemerkte die Alte, und hielt vor Angst abermals inne.

Fassen Sie sich, Sie haben keine Ursache, sich zu fürchten.

Ach, mein Herr!

Beruhigen Sie sich, Madame, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, man beabsichtigt nichts Böses mit Ihnen, vorausgesetzt —

O dachte die geängstigte Frau, jetzt kommen die Bedingungen.

Vorausgesetzt, fuhr der Unbekannte fort, daß Sie schweigen können.

Der Wehmutter sank ein Stein von der Brust.

Schweigen! Wie gerne schwieg sie, wenn man sie nur nicht zum Reden zwang.

Ach, mein Herr, ich verspreche Ihnen hoch und theuer, ich werde stumm sein wie das Grab.

In diesem Falle verbürge ich Ihnen nicht nur vollkommene Sicherheit Ihrer Person, sondern auch einen reichen Lohn. Sie werden mir also folgen?

Mit größtem Vergnügen!

Sie werden die äußerste Discretion beobachten?

Mein Wort darauf!

Wohlan, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Augen verbinde.

Frau Storch sträubte sich dagegen.

Ich begreife Ihre Furcht nicht, sagte der Unbekannte, was ich fordere, ist eine bloße Vorsichtsmaßregel; sind Sie etwa mit offenen Augen weniger in meiner Gewalt, wie in geblendetem Zustande?

Frau Storch anerkannte das Unüberwindliche dieser Logik und fügte sich in die unabänderliche Nothwendigkeit dieser Situation.

Der Unbekannte legte eine Wachsmaske mit unausgeschnittenen Augen an ihr Antlitz, und befestigte sie an dem Hinterhaupte.

Hierauf ergriff er ihre Hand und sagte zu ihr:

Madame, ich ersuche Sie noch einmal, fürchten Sie sich nicht, es wird Ihnen nichts zu Leide geschehen!

Nach diesen Worten umfingen zwei Arme ihre Taille und hoben sie vorsichtig aus dem Wagen.

Als Frau Storch wieder festen Boden unter ihren Sohlen wahrnahm, fühlte sie sich ein wenig erleichtert.

Reichen Sie mir Ihren Arm! bat jetzt der Unbekannte.

Die Alte leistete Folge.

Jetzt begleiten Sie mich, ich werde Sie führen und Ihnen während des Weges das Augenlicht ersetzen.

Die Wehmutter unterdrückte einen Seufzer und setzte sich mit ihrem Begleiter in Bewegung.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung des Abenteuers der Frau Storch.

Von dem Momente an, als Madame Storch am Arme ihres unbekannten Begleiters ging, verwendete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Weg, den sie mit ihm zurücklegte.

Hiebei machte sie nun folgende Wahrnehmungen:

Man kam in ein Haus — der Widerhall der Schritte schlug hohl und dumpf an ihr Ohr, man mußte demnach eine gewölbte Halle passiren; dann stieg man eine Treppe hinan — Frau Storch zählte siebzehn Stufen — hierauf ging es gerade und eben fort und zwar auf einem glatten Steinpflaster — dann stieg man acht Stufen hinab und gleich darauf wieder zwölf Stufen hinan, nun ging es durch einen Korridor. Die Geburtskünstlerin trat absichtlich fest auf, um durch das Echo ihrer Schritte den zurückgelegten Theil des Hauses zu erkennen — plötzlich wurde Halt gemacht — eine Thüre ging auf, man trat ein.

Es war augenscheinlich, man befand sich am Ziele, Frau Storch sollte hievon auch sogleich die Ueberzeugung gewinnen, denn man befreite sie von der blendenden Maske.

Sie blickte auf und nachdem ihr Auge seine volle Sehkraft wieder gewonnen hatte, sah sie sich in einem geräumigen Saale, dessen matte Beleuchtung gerade hinreichte, die Gegenstände erkennen zu lassen.

Die Wände und die Decke des Saales, oder eigentlich der gewölbten Halle, waren mit einem dunklen Stoffe bekleidet, wahrscheinlich um die Bilder und Wandmalereien,

die leicht zu einem Erkennungszeichen hätten dienen können, dem Auge zu entziehen.

Von der Decke herab hingen drei Ampeln von lichtgrünem Glase, welche die nöthige Erleuchtung spendeten.

Die Fenster waren geblendet.

Der Boden zeigte sich durchgehends mit einfärbigen Teppichen belegt, womit vermuthlich derselbe Zweck verbunden war, wie mit der Tapissirung der Wände.

Ein Theil des Saales war durch eine spanische Wand gesondert, welche dem Blicke entzog, was jenseits derselben vorging.

War schon diese Scenerie geeignet, die höchste Verwunderung der Madame Storch zu erregen, so steigerten die Personen, welche sie hier antraf, dieselbe noch mehr. Vier Gestalten, in schwarze Gewänder verkappt, schritten mit verschränkten Armen paarweise den Saal auf und nieder.

Die Männer hatten sich zweifelsohne früher gesprächsweise miteinander unterhalten, mit dem Eintritte der Wehmutter jedoch verstummten sie, setzten aber nichtsdestoweniger ihr Auf- und Abgehen fort und warfen oft musternde Seitenblicke nach der alten Frau, welche auf diese einen um so unangenehmeren Eindruck hervorbrachten, als die vier schwarzen Masken mit Degen bewaffnet waren.

Von diesen vier unheimlichen Personen fiel der Blick der Wehmutter auf ihren Begleiter, der ihr freilich noch immer zur Seite stand, der aber eben so vermummt und bewaffnet war, wie die andern vier Drohgestalten.

Man gönnte der Geburtskünstlerin absichtlich Zeit, sich zu erholen und zu fassen. Es ward ihr daher Muße genug, Alles — wie wir es hier schilderten, — genau zu durchmustern; der Eindruck war eben so beunruhigend als unerfreulich, es fand sich nichts, um ihre Angst zu besänftigen.

Diese vermummten Männer, diese nicht weniger verkappte Oertlichkeit weckten ihre frühere Furcht vor einem Konflikte mit den Jakobinern und säeten Mißtrauen gegen die Versprechungen ihres Begleiters in eine furchterfüllte Seele.

Madame, nahm nun dieser das Wort, folgen Sie mir hinter jene spanische Wand, ich ersuche Sie wiederholt, sich zu fassen und erinnere Sie nochmals an ihre geleistete Zusage.

Nach dieser Rede ergriff der Vermummte die Hand der Alten und führte sie in den Raum hinter der Wand.

Hier bot sich nun den Blicken der erstaunten Wehmutter eine neue Scene dar.

Nahe an der erwähnten Wand stand ein Bett, auf welchem eine Frauengestalt lag, deren Antlitz eine weiße Maske verhüllte.

Zu Füßen des Bettes saß ein sechster Vermummter, dessen ganze Aufmerksamkeit auf die im Bette liegende Dame gerichtet war.

Er regte sich fast nicht, der linke Arm stützte sich auf die untere Bettwand, die rechte Hand ruhte in der Brustgegend, zum Theil durch das Kleid verdeckt, und dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß diese fast krampfhaft zusammengepreßte Hand einen Gegenstand hielt, der sicherlich nichts weniger als ein Dolch sein konnte. Die drohende Haltung dieses Vermummten ließ fast mit Sicherheit darauf schließen.

Ein vorräthiger Stuhl, der hart an dem Bette stand, war für Madame Storch bestimmt, eine Pantomime ihres Begleiters forderte sie auch auf, sich niederzulassen, was ohne Verzug geschah.

Madame, begann nun abermals ihr Begleiter, Sie befinden sich am Orte ihrer Thätigkeit. Erholen Sie sich, es ... und wird Ihnen nichts zu Leide geschehen. Sie werden ... Dame, die Sie vor sich sehen, in der schweren Stunde, die i... bevorsteht, mit Ihrer Kunst zu Hilfe kommen. Sie werden — bei Gefahr Ihres Lebens — mit Ihrer Pflegebefohlenen nur das Nothwendigste sprechen, und zwar jedes Wort so laut, daß dieser Herr — er wies dabei auf den Vermummten zu Füßen des Lagers — es bequem und ohne Anstrengung hören kann. Haben Sie mich verstanden?

Ja! hauchte die Wehmutter zur Antwort, worauf ihr Begleiter den Raum hinter der spanischen Wand verließ, wahrscheinlich, um sich zu den vier andern im Saale zu begeben.

Frau Storch hatte nun Gelegenheit, von ihrem Sitze aus nebst der erwähnten Hauptscenerie auch noch die Staffage der Oertlichkeit zu mustern.

Was ihr vorerst in die Augen fiel, war ein Kamin mit einem Kohlenfeuer, welches einen Kessel mit Wasser heizte.

Zwischen diesem und dem Bette stand ein großer Tisch, der mit allen jenen Gegenständen bedeckt war, die man bei der feierlichen Gelegenheit benöthigt, wenn ein neues Glied der Gesellschaft sich anschickt, das Licht der Welt zu erblicken.

Der erfahrene, kundige Blick der Frau Storch vermißte hier nichts, und bewunderte im Stillen die eben so sachkundige als sorgfältige Anordnung.

Doch mehr als dies zog der Gegenstand ihrer Pflege ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Das Lager, auf welchem die kranke Dame ruhte, war weiß wie frischgefallener Schnee, der feinste Damast und die echten Spitzengarnirungen zeigten von Reichthum und einer ungewöhnlichen Eleganz, welche auf den bevorzugten Rang der Dame hindeuteten.

Diese war maskirt; das forschende Auge der Frau Storch sah nichts als ihre Hand, allein eben diese Hand reichte hin, die früher gefaßte Meinung nur noch mehr zu bestärken.

Diese Hand war klein, voll und doch zart, die Finger schlank geformt, die Haut von einer ungewöhnlichen Feine und Weichheit und dies Alles mit einem Teint übergossen, der mit der Farbe der Lilie wetteiferte — gewiß die zauberische Hand allein reichte hin, nicht nur an den vornehmen Stand, sondern auch an der Schönheit der Dame zum Verräther zu werden.

Frau Storch saß länger als eine Stunde da, bevor ihre Hilfe nothwendig wurde, während dieser Zeit hatte sie Muße genug, ihre Forschungen fortzusetzen und über ihre Situation Betrachtungen anzustellen.

Wer war die Dame?

Warum diese geheimnißvollen Vorbereitungen zu ihrer Entbindung?

Wer waren die sechs vermummten Männer, die sich an dem Unternehmen betheiligten, und in welcher Beziehung standen sie zu der Dame?

So wie alle Uebrigen beobachtete auch die Kranke ein vorsätzliches Schweigen; was hier vorging, schien mit ihrem Einverständnisse angeordnet, nur manchmal wollte es der Frau Storch bedünken, als ob ein flehender Blick durch die weiße Wachsmaske auf sie fiele, der aber, durch den Drohblick des Vermummten zu Füßen des Bettes verscheucht, gleich eine andere Richtung nahm.

Endlich nahte der gefürchtete und erwartete Augenblick — Frau Storch begab sich zu dem Lager, um der Kranken beizustehen — der Vermummte rührte sich nicht vom Platz.

Während dieser Zeit setzten die fünf Männer im anderen Theile des Saales ihren Spaziergang fort, der Fußteppich verschlang das Geräusch ihrer Schritte und nur ein kaum vernehmbarer dumpfer Ton drang über die Wand, wenn einer oder der andere, sich vergessend, fester auftrat.

Die erste Unterbrechung der fast geisterhaften Stille erfolgte durch das laute Stöhnen der Kranken, welches oft mit Kreischen und manchmal auch mit lautem Schreien wechselte; dies veranlaßte die auf und ab wandelnden Männer öfter sich der Wand zu nähern und mit geneigtem Haupte hinüber zu horchen; ob dabei der Drang der Theilnahme oder blos der Neugierde vorwaltete, das verbargen die Masken.

Eine abermalige Frist verstrich — das Geräusch jenseits der Wand, das Hin- und Herrauschen der Wehmutter währte fort.

Plötzlich ertönte ein Ruf jenes Vermummten, der zu Füßen der Kranken unbeweglich sitzen geblieben war.

Einer der Männer trat hinter die spanische Wand, nahm aus der Hand der Frau Storch das neugeborene Kind, welches bereits gebadet und freilich nur flüchtig eingewindelt

war, und verließ dann mit dem Kinde den Saal, gefolgt von zweien seiner Genossen.

Die Wehmutter hatte in dem Momente, wo das Kind ihr fast entrissen wurde, einen Blick auf die Kranke geworfen und sah sie zittern und die Hände wie zum Gebete gefaltet vor sich hinhalten.

Um jedoch die Hebamme diesem Anblicke und dem Eindrucke rasch genug zu entreißen, trat ihr früherer Begleiter auf sie zu und sagte zu ihr:

Madame, Ihr Geschäft ist vollbracht, Ihre Hilfe ist fernerhin nicht mehr nöthig, folgen Sie mir!

Theils die Aufregung der eben erlebten Scene, theils die plötzliche drohende Ansprache ihres Begleiters erschreckten die Alte neuerdings dermaßen, daß das Tuch, welches sie eben in den Ridikül stecken wollte, ihrer Hand entsank.

Sie bückte sich, um es aufzuheben, dabei traf ihr Blick einen Sarg, der unter dem Bette stand.

Frau Storch taumelte auf — hörte noch wie die Kranke einen Hilferuf ausstieß — dann vergingen ihr die Sinne.

. . . .

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich abermals im geschlossenen Wagen, der mit ihr dieselbe Irrfahrt machte wie bei der Herkunft, bis er endlich stille hielt.

Frau Storch wurde wieder mit geblendeten Augen aus dem Wagen gehoben, erhielt von ihrem Begleiter eine Geldrolle in die Hand gedrückt, worauf sie horchend stehen blieb, bis sie den Wagen fortrollen hörte.

Bevor sie darauf die festgeknoteten Bänder der Larve gelöst hatte, war das Gefährte mit dem Vermummten verschwunden, und die Wehmutter stand einsam auf der dunklen Esplanade, deren Beleuchtung längst erloschen war.

Frau Storch schleppte sich entkräftet mit schlotternden Beinen nach Hause, beeilte sich am anderen Tage das Abenteuer der Polizei anzuzeigen, deren sorgfältigste Nachforschungen jedoch ohne Ergebniß blieben. — — — —

So weit reicht die mündliche Mittheilung der Frau Storch, mit deren Abenteuer indessen ein anderes in Verbindung stand, welches wir in den nächsten Kapiteln erzählen werden.

Drittes Kapitel.

Der Thierarzt und sein Sohn.

Drei Wegstunden unterhalb der landesfürstlichen Stadt Krems mündet in der Nähe von Grafenwörth der „große Kamp“ in die Donau.

Das Thal, welches dieser Fluß von hier bis hinauf zum Sacherbacher Wald — unterhalb Horn — in Schlangenwindungen durchströmt, verdankt ihm seinen Namen, und heißt das Kampthal.

Der Markt Gobelsburg, nahe bei Langenlois ist, wenn man nach aufwärts fährt, der erste Ort im Kampthale.

Der Wiener, welcher seine Ausflüge bis in diese freilich etwas entferntere, aber herrliche Gegend ausdehnt, findet an der Straße im untern Marktheile einen alten Bekannten. Es ist dies die im Jahre 1689 am Spittelberge in Wien errichtete Pestsäule, welche im Jahre 1822 durch den Gobelsburger Grundrichter Maier hierher übersetzt wurde.

Weiter hinauf liegt an den Auen des Flusses und an den Hügeln zerstreut das Dörfchen Zöbing mit seiner alten Kirche, dann kommen Schönberg, Stiefern, Unter-Plank, Buchberg und endlich der große wohlhabende Markt Gars, mit der imposanten gleichnamigen Burg.

Der Weg, den der Kamp von oben herab gegen Gobelsburg zurücklegt, ist Anfangs von hohen Thalwänden umschlossen, die jetzt theilweise mit hohen Reben bepflanzt sind, einst aber mit Nadelwäldern bedeckt waren; weiter oben windet der Fluß sich durch kahle Schieferfelsen, die stellenweise mit einer

dürftigen Vegetation aus fahlem Grase und auch damit nur spärlich bedeckt sind.

Von Stiefer aus senkt sich der Weg abwärts; der Kamp rauscht in einer anmuthigen Thalbucht durch freundliche Erlenauen, gewaltige Felsenblöcke werfen sich ihm in den Lauf und zeugen von den großen Zerstörungen, die er in seiner Wildheit anrichtet.

Erst vor Gars beginnt die Gegend sich in etwas zu lichtern, der Kamp trennt diesen Markt von dem Dorfe Thunau und rauscht zu Füßen der Gars-Burg vorüber.

Jenseits der großen Brücke, die nach Thunau führt, erhebt sich vor der Burgruine die alterthümliche Kirche mit ihren Grabsteinen im inneren Raume.

Dort der große Marmor zeigt die Grabstätte des Freiherrn zu „Garsch" Georg Teufel, der da starb im Jahre 1578 — und gleich gegenüber sieht man das Grab der Anna von Sintzendorf, Gemalin des kaiserlichen Raths und Kriegspräsidenten Jörg Teufel, gestorben im 71. Jahre im Kindbette von Zwillingen.

Daß die Zahl 71 sich auf das Jahr und nicht auf das Lebensalter der seligen Kriegspräsidentin bezieht, brauchen wir nicht erst zu versichern.

Auch die Tochter eines Verwalters hat hier ihre Ruhestätte mit der Inschrift:

Ich grieste kaum die Welt — Und dessen grosse Bracht
Da zwang mich meine Schuld — Zu geben gute Nacht.
Das Fruhstuck hab ich khaum — In Meinen Mund Genommen,
So war die Pasbort mir — Auch in die Hände Kommen.
Maria Sophia Dorfner — ihres Alters XI. J. 1698.

Wer sieht es diesen Ruinen jetzt an, daß ihre einstigen Herren, die Burggrafen von Gars, verwandt waren mit den edelsten Familien des Landes, ja selbst mit dem Herrscherstamme, dem Heldengeschlechte der Babenberger.

Aber die Familie Gars erlosch im Jahre 1385, das Gut wurde landesfürstlich, ging später an einen Günstling Ferdinand I. — Johann Hofmann — über, wurde jedoch

im Jahre 1620, so wie die anderen Güter dieser Familie konfiszirt, weil die Hofmann der Sympathien für die aufständischen Böhmen verdächtig waren. Nach manchem Wechsel der Besitzer ward Gars Eigenthum des Grafen von Fuchs, der im Jahre 1809 als Landwehrmajor sich Verdienste sammelte*). In jenem Jahre wurde das Schloß völlig zur Ruine, man zerstörte es absichtlich, um den gegen Wien rückenden Franzosen keinen festen Punkt zu bieten.

Zwischen Gars und dem Sacherbacher Wald verengt sich das Kampthal und gewinnt einen wildromantischen Charakter, mächtige Felswände gipfeln sich bald am rechten, bald am linken Kampufer empor; dort thront Kampeck, die berühmte Templerburg, nahe daran ragt der Schimmelsprung in die Luft, ein Felsen, der, wie die Sage erzählt, seinen Namen schon zur Zeit der Aufhebung des Templerordens erhielt.

Damals nämlich, kaum als die Auflösung dieses Ordens bekannt wurde, gelang es einer raubgierigen Rotte, durch Verrath in die Burg zu dringen, wo alle Templer gemordet wurden, bis auf Einen, der unbemerkt sich in den Stall schlich, seinen Schimmel bestieg und entfloh. Aber die Feinde gewahrten die Flucht, und begannen den Templer zu verfolgen.

Dieser beflügelt den Lauf seines Pferdes, die Dunkelheit und Verirrung lassen ihn vom Pfade abkommen — er erreicht einen Felsen — ohne zu ahnen, wo er sich befinde, stürmt er vorwärts und Roß und Reiter stürzen hinab und liegen zerschmettert in der Tiefe.

Das ist der Schimmelsprung, wo der letzte Templer von Kampeck sein Ende gefunden.

Hinter dieser Ruine beginnt am linken Ufer der Sacherbacher Wald, am rechten Ufer das Schönthal. Plötzlich

*) Einiges Nähere über den Grafen und die Gräfin Fuchs wird man in meinem Roman: „Der Kongreß zu Wien“ finden, der ebenfalls in dieser Sammlung aufgenommen werden wird.
(Anmerkung des Verfassers.)

krümmt der Fluß sich nach Westen und nun gewahrt man, auf einem Felsen mächtig thronend, die berühmte Rosenburg.

Doch halt wohin verirren wir uns jetzt schon, von der herrlichen Gegend angelockt?

Zurück — zurück — noch ist es uns nicht gegönnt über diese Felsen zu klettern, und im Schatten dieser Wälder zu weilen.

Noch dürfen wir die mächtigen Räume der majestätischen Rosenburg nicht betreten und uns in ihrem unterirdischen Labirinthe verirren, wir sind noch ferne von dem Zeitpunkte, wo wir als Schauplätze unserer Erzählung betreten werden: das malerisch gelegene Meißau mit seinem Kuhberg — einer Kuppe des Manhartsberges — das sagendüstere Mördersdorf, den Wallfahrtsort Drei Eichen, das freundliche Horn mit einem unfreundlichen Galgenberge, Eggenburg u. s. w. u. s. w.

Wir müssen zurück in der Zeit, wir müssen zurück bis an die Mündung des Kampthales, um vorerst jenen Vorfall zu erzählen, welcher mit dem nächtlichen Abenteuer der Frau Storch in Verbindung stand.

Es war am Abende nach jener Nacht, als eine zweispännige Reisekalesche auf der Straße von Krems gegen Hadersdorf in scharfem Trabe dahin fuhr.

Die Kutsche war geschlossen, die Reisenden, wenn solche in derselben saßen, schienen demnach an der Gegend, die sie durchfuhren, keinen Antheil zu nehmen, woran die winterliche Jahreszeit Schuld tragen mochte.

Der Kutscher in einen warmen Pelz gewickelt, die Beine durch hohe Filzstiefel vor dem Frost geschützt, eine warme Pudelhaube auf dem Kopfe, saß zusammengekauert auf dem Bocke und bewegte sich nur dann, wenn es galt, die Pferde zur größeren Eile anzutreiben und in ihrem Laufe nicht erlahmen zu lassen.

Das Zwiegespann mußte aber auch bereits eine starke Wegstrecke zurückgelegt haben, sein Lauf war schon schwerfällig und zeigte von Ermüdung, ein Dampfqualm entstieg den Leibern und liefert den Beweis, wie tüchtig die Pferde in Schweiß gerathen waren.

Je näher die Kalesche dem genannten Markte kam, desto größere Eile schien sie zu haben; die hereinbrechende Nacht und der dichte Nebel, der eben aufstieg und die Gegend in doppelte Finsterniß zu hüllen begann, mochten dem Kutscher Besorgniß einflößen, weil wahrscheinlich Hadersdorf noch nicht das Ziel seiner Reise war.

Dem war auch wirklich so, der Wagen durchfuhr ohne anzuhalten in der Eile den Ort und fuhr von da aufwärts gegen Straß.

Nun war es vollkommen Nacht geworden und der Nebel verdichtete sich in solchem Maße, daß man im strengsten Sinne des Wortes nicht einen Schritt weit vor sich hinzusehen vermochte, doch die Kalesche setzte nichtsdestoweniger ihren Weg fort bis plötzlich ein Unfall sie zwang anzuhalten.

Eines der Pferde stieß mit einem Vorderfuße an einen großen Stein, der mitten auf dem Wege lag, prellte zurück, glitt dabei aus und stürzte zu Boden.

Der Reisende stieß einen kräftigen Fluch aus und stieg vom Bock.

Man hätte nun erwarten sollen, der Kutschenschlag würde sich öffnen und der Reisende drinnen sich um die Ursache des Aufenthaltes erkundigen, es geschah aber nicht; im Innern des Wagens regte sich nichts.

Der Mann im Pelze löste die Stränge, lüftete die Kinnkette des gestürzten Pferdes, und glaubte, daß es sich nun erheben werde; seine Hoffnung schlug jedoch fehl, das Thier mußte sich beschädigt haben oder erkrankt sein, denn es blieb am Boden liegen und schnaubte und stöhnte.

Eine saubere Bescherung, murmelte der Mann, jetzt steh' ich hier in winterlicher Nacht, mitten auf der Straße; so nahe

dem Ziele und nun dieser Aufenthalt! Was soll ich nun beginnen? Soll ich die Mähre da liegen lassen und einspännig weiter fahren? Mir thut's leid um das Thier, es könnte ihm vielleicht mit einer Kleinigkeit geholfen werden, während es, wenn ich es hier hilflos liegen lasse, ganz sicher verendet.

Er schwieg und sann eine Weile nach, wie sich aus der Verlegenheit zu helfen? — Plötzlich kam ihm ein Gedanke, es war, als erinnerte er sich eines Auftrages, dessen er sich entledigen mußte.

Er begab sich zur Kutsche, öffnete behutsam und nur ein wenig den Schlag, und horchte aufmerksam hinein.

Hierauf schloß er das Gefährte mit derselben Vorsicht und begab sich wieder zu seinem kranken Pferde.

In diesem Momente drang ein Geräusch zu ihm, er blickte um sich und vor ihm stand ein Knabe, angethan mit einem kurzen Pelze und auf dem Kopfe eine pelzverbrämte Mütze.

Der Junge mochte ungefähr sechs Jahre zählen.

Heh, rief er dem Manne zu, ist Euch ein Unglück zugestoßen? was gibts da?

Ein krankes Pferd gibts, wie du sehen kannst! lautete die mürrische Antwort.

Sonst nichts? fragte der Knabe launig.

Der Henker auch, ist das nicht genug? Ich kann ja nicht von der Stelle.

Habt Ihr Geld? fragte der Knabe weiter.

Wer wünscht es zu wissen?

Wenn Ihr Geld habt, so hol ich meinen Vater, der wird Euren Gaul gesund machen.

Ist dein Vater ein Thierarzt?

Freilich, er heilt Kühe, Hunde und Pferde.

Dann laufe schnell, mein Junge, hol ihn, du sollst den Weg nicht umsonst machen.

Es ist nicht so weit hin, rief der Knabe, unser Hof liegt gleich da oben, ehe Ihr drei Vaterunser betet, bin ich zu Hause und eben so schnell wieder zurück.

Nach diesen Worten sprang er lustig fort und ließ den Reisenden allein.

Dieser blieb einige Momnute sinnend stehen, dann griff er in die Tasche seines Pelzrockes und zog ein fein gearbeitetes Doppelterzerol hervor, dessen Pfanne er sorgfältig untersuchte, worauf er, mit dem Ergebnisse zufrieden, die niedliche Waffe wieder in seine Tasche schob.

Es währte nur wenige Miunten, so kehrte der Knabe, in der Hand eine Laterne, mit seinem Vater zurück.

Der Thierarzt hatte das Ansehen eines Landmannes von sehr robuster Gestalt und keineswegs manierlichem Wesen.

Wo ist der Patient? fragte er, ohne einen Gruß vorauszuschicken, mit dem Tone derber Laune, näherte sich dem auf den Boden liegenden Thiere und begann es zu untersuchen — nachdem er ein mitgebrachtes Kistchen, in welchem sich wahrscheinlich seine Medicamente und thierärztlichen Instrumente befanden, neben sich auf den Boden gestellt hatte.

Während er sich nun mit dem kranken Pferde beschäftigte, wobei ihm sein Söhnlein leuchtete, entspann sich zwischen ihm und dem Reisenden folgendes Gespräch:

Sapperment, Sie haben die armen Thiere ein wenig zu stark in Schweiß gebracht! —

Die Eile zwang mich dazu.

Sie scheinen bereits den ganzen Tag auf der Straße zu sein.

Nicht nur den ganzen Tag, sondern auch einen Theil der letztverflossenen Nacht.

Woher kommen Sie, wenn es zu fragen erlaubt ist?

Ich komme von Wien.

Ah, von Wien! Das ist freilich eine hübsche Wegstrecke. Ich hoffe, dem Gaul wieder auf die Beine zu helfen, doch müssen Sie ihn sehr schonen und so bald als möglich unter Dach bringen.

Wenn er nur ein paar Stunden aushält, bemerkte der Reisende.

Auch drei, wenn's sein muß, aber mehr nicht. Uebernachten Sie in Straß.

Ich kann nicht, ich muß nach Wiedendorf.

Sie haben dort vermuthlich Bekannte?

Keineswegs, mein eigentliches Ziel ist die Teichmühle.

Dem Reisenden war dieser Name kaum über die Lippen gekommen, als er es auch schon bereute, ihn ausgesprochen zu haben, er verbesserte sich daher rasch und fuhr fort:

Eigentlich ist es nicht die Teichmühle, sondern der Markt Mühlbach, wo ich auszuruhen gedenke.

Der Thierarzt schien auf den Verbesserungseifer des Reisenden nicht zu achten und gab keine Antwort, sondern fuhr in seinem Geschäfte fort.

Nach kaum zehn Minuten gelang es seiner, wenn auch nur aus praktischen Erfahrungen geschöpften Veterinärkunde, den Gaul wieder auf die Beine zu bringen, über welches Resultat der Reisende sehr erfreut war.

Ich fühle mich Euch zu hohem Danke verpflichtet, sagte dieser zu dem Thierarzt, sagt, was ich Euch schulde und ich werde mit Vergnügen zahlen.

Zahlen Sie was Ihnen beliebt, versetzte der Andere, der Grasel ist nicht gewohnt, vornehme Herrschaften zu taxiren.

Wer sagt Euch, daß ich eine vornehme Herrschaft bin?

Mein kleiner Finger, erwiderte der Mann, der sich Grasel nannte, spitzig.

Euer Finger trügt, ich bin nur der Diener einer Herrschaft.

Der angebliche Thierarzt nahm seinem Knaben die Laterne aus der Hand, hielt sie dem Reisenden unter das Antlitz, schuppte dann spöttisch die Schultern und erwiderte:

Wie es Ihnen beliebt, mir kann's Einerlei sein!

Der Reisende, dem dies Benehmen nicht behagte, griff in die Tasche und reichte dem Manne einen Geldbetrag, der ihn vollkommen zufrieden stellte, hierauf begann er sein Pferd anzuschirren.

Nachdem er damit zu Stande war, schwang er sich flink auf den Bock und fuhr nach einem flüchtigen Gruße davon.

Vater und Sohn waren auf der Straße geblieben.

Hansl, wendete sich der Erstere nach einer stummen Pause zu dem Knaben, mach' dich schnell auf die Beine, du mußt gleich zur Teichmühl laufen. —

Zur Teichmühl?

Fürchtest du dich etwa, Bursch?

Ich fürcht' keinen Teufel! Was aber hab' ich in der Teichmühl zu thun?

Du mußt erfahren, was der fremde Herr in der Mühle zu schaffen hat? Merk dir, was ich dir auftrage; kein Mensch darf dich sehen, du hast flinke Füße und wirst die Mühle auf Bergwegen eher erreichen, wie der Herr mit dem kranken Pferde — dort angelangt, verbirgst du dich und wenn der Mühlhund knurren sollte, so wirf ihm, bevor er bellt, dies Fleisch vor, du weißt schon, wie man's macht. Sei vorsichtig und klug, ehe zwei Stunden vergeh'n kannst du wieder hier sein.

Ohne eine Widerrede machte sich der kleine Grasel auf den Weg zur Teichmühle.

Schnell wie ein Pfeil flog er durch die Nacht und der heimkehrende Vater vernahm in wenigen Sekunden nicht einmal mehr den schwächsten Widerhall seines eben so leisen wie flüchtigen Laufes.

Viertes Kapitel.

Die Teichmühle.

Die zahlreichen Mühlen im Kampthale, so wie überhaupt im ganzen Waldviertel tragen jede ihren eigenen Namen und sind unter demselben in der ganzen Umgegend so gekannt, wie irgend ein Dorf oder ein Markt.

So finden wir zum Beispiel oberhalb Straß, gegen die Rittermauer zu, die Neumühle, unterhalb Zöbing die Kampmühle, rechts von Wiedendorf die Teichmühle, welche drei Mühlen in einer Diagonal-Linie liegen und eine von der andern kaum einen halbe Stunde entfernt ist.

Der Bau der Mühlen, gebunden an das Gefäll eines Bergstromes oder Waldbaches, ist größtentheils ein vereinsamter. Oft in eine Niederung gekauert, oft auf einem Abhange fußend, meist im Schatten duftiger Baumgruppen, oder hinter grünen Blätterwänden versteckt, entfalten diese Höfe in den schönen Jahreszeiten einen ländlich romantischen Charakter, der freilich unter dem Eindrucke der gewerblichen Thätigkeit sehr leidet, denn das monotone Geklapper in der Mühle, das Geschnatter der Geflügelwelt im Hofe, das Lärmen der Jungen und Knechte, das Ab- und Zufahren der Wagen und Karren verscheucht jeden romantischen Anflug und überhaucht auch diese Oertlichkeiten mit der Prosa der Alltäglichkeit.

Der Winter endlich beraubt diese Gehöfte aller Reize und jedes geschäftlichen Verkehrs, ihre Pulsader stockt, die Mühle verstummt, die Thiere bergen sich in ihren Ställen und Schlägen und die Menschen flüchten sich in die warmen Stuben.

Als der kleine Grasel in der Nähe der Teichmühle anlangte, war vor und in derselben Alles wie ausgestorben, von dem Reisenden sammt seiner Kalesche zeigte sich noch keine Spur, der Knabe hatte ihm demnach einen tüchtigen Vorsprung abgewonnen.

Das Vorschreiten der Nacht machte den Frost steigen, ein scharfer Nord zerblies die Nebel und der Sternenhimmel breitete sich hell über den Höhen und Kuppen aus.

Der Kleine knöpfte seinen Pelzrock bis über den Hals zu und da ihm die Gelegenheit des Ortes von den Kurgängen, die er an der Seite seines Vaters machte, bekannt war, so näherte er sich vor Allem jenem Theile der Umfrie-

dung, innerhalb welchem der zottige Kettenhund als Wächter des Hofes seine bescheidene Hütte hatte.

Wollte er nicht verrathen sein, so galt es vor Allem, diesen stumm zu machen.

Trotz der Vorsicht des Knaben witterte das Thier doch die Nähe eines Fremden und begann zu knurren; um es nicht noch mehr zu allarmiren, hielt er an, kauerte sich auf den Boden nieder und verhielt sich ruhig.

Hans war ein kluger Junge, er hatte bereits den günstigen Moment erdacht, wo er sich dem Hause nähern wollte, und harrte jetzt darauf.

Nach ungefähr zehn Minuten vernahm man das Geräusch eines daherrollenden Wagens, welcher sich der Mühle immer mehr näherte.

Nur kurze Zeit noch und die Kalesche hielt vor dem Hause.

Nun brach das bisherige Knurren des Hundes in ein lautes Gebell aus. Das riesige Thier umsprang seine Hütte, zerrte an der Kette und allarmirte die Bewohner der Mühle.

Eine kräftige Männerstimme ertönte durch die Hinterthüre, um den Hund zu besänftigen und schrie dann einem Knechte zu, das Thor zu öffnen, um eine Kalesche einzulassen.

Nun war es an der Zeit; der kleine Hans schwang sich über den Zaun in den Hof und verbarg sich hinter einer Gruppe von Mühlsteinen, die in der Nähe des Gebäudes lagen.

Der Hund lärmte zwar wieder, bellte und sprang, an der Kette zerrend, umher, allein man maß die Ursache seiner Unruhe der eben in den Hof fahrenden Kutsche bei und suchte das Thier durch Zurufe zu besänftigen.

Darauf hatte der Knabe gerechnet, denn dadurch blieb seine Anwesenheit unbemerkt.

Das Versteck des Kleinen erfreute sich einer so günstigen Lage, daß er nicht nur den Hof übersehen konnte,

in so weit es nämlich das Nachtdunkel gestattete, sondern daß er auch Alles was in der Nähe der Hausthüre gesprochen wurde, hören konnte.

Der Reisende im Pelzrock überließ die Sorge für seine Pferde dem Müllerknechte und schritt durch den Hof gegen die Hausthüre, wo ihm jedoch der Müller, welcher in der Eile einen Wolfspelz umgeworfen hatte, entgegen kam.

Sie begegneten sich in der Nähe der Steingruppe, so zwar, daß der kleine Hans ihre Unterredung, obgleich sie nicht so laut miteinander sprachen, dennoch erlauschen konnte.

Guten Abend, Meister Zeiner, grüßte der Fremde, Ihr werdet wohl nicht böse sein, daß ich Euch in Euerer Ruhe störte.

Die Störung hat nicht viel auf sich; für unsereins ist dergleichen nicht seltsam. Warum so spät? Ich habe Sie früher erwartet.

Theils die Sorge um das Kleine, theils aber ein Unfall auf der Straße haben mein Eintreffen dahier in etwas verzögert. Sind die verabredeten Vorbereitungen getroffen?

Ich denke, meine Alte wird wohl Alles in Ordnung gebracht haben, den das ganze Geschäft ist eigentlich ihre Sache. Warten Sie, ich werde Sie rufen, sie ist ohnedem wach.

He, Lari, Lari, schrie er hierauf zur Thüre hinein. so komm doch ein wenig heraus!

Der geneigte Leser, welchem der Name „Lari“ gar zu fremdländisch und kalenderwidrig vorkommt, mag sich beruhigen; „Lari“ war nichts als eine Abkürzung des Namens „Hilaria“ eine Verkleinerung so grobkörnig, wie sie nur in der Teichmühle geschrottet werden konnte, wo die Beutel eben nicht von feinster Sorte waren.

Kurz nach dem Rufe des Müllers vernahm man einen langsam schlürfenden Pantoffelschritt durch den Hausgang

und Frau Hilaria, die Müllerin, erschien ebenfalls in einen Pelz gehüllt, in der Thüre.

Sapperment Frau, du brauchst lange —

Eile mit Weile, lautete die geläufige Antwort der anderen Müllerhälfte, sie schien in der That trotz des Pelzes nur die Hälfte ihres Mannes zu sein, ich hab' keine Segel an den Beinen und der Wind bläst mir auch nicht in den Rücken, jung gesprungen alt gestelzt, ich will's umgekehrt machen, denn umgekehrt ist auch gefahren, man muß seine Sohlen nicht zu zeitlich abnützen, Vögel, die immerfort sungen, haben bald ausgeklungen.

Guten Abend, Frau Meisterin, grüßte jetzt der Reisende.

Ihre Dienerin, Herr Anton, warum so spät? Mir scheint Sie sind auch Einer, der gerne dünne Bretter bohrt; gut Ding braucht gute Weile, das ist wohl wahr, allein Alles hat sein Maß und sein Ziel, Sie hätten daher auch früher eintreffen sollen.

Aber Lari, besänftigte sie Herr Zeiner, bedenke doch, der weite Weg von Wien hierher.

Die Dame unterbrach ihn:

Richtig, weiten Weg — nicht vergessen — thut man nicht mit Ellen messen. Was machen die Wiener? Kriechen sie noch nicht zum Kreuz? Hängt ihnen das Mangelholz noch nicht vor Küche und Keller? Feiern sie noch immer vor der gethanen Arbeit statt nachher? Tragen Sie noch immer viel Dünkel auf den Markt?

Aber Lari, unterbrach sie ihr Gatte, wer wird denn den guten Wienern so viel nachreden?

Ei was, wenn du allen Leuten die Mäuler verkleben willst, mußt du viel Mehl mahlen! Wie man sich schüttelt, so fällt's wieder ab, üble Nachrede, wenn sie erlogen, bohrt Niemanden ein Loch in den Bauch.

Lari, komm her, laß einmal ein kluges Wort mit dir sprechen.

Bin schon da, Mann; doch kluge Reden hört man selten auf der Straße, warum bleibt Ihr unter freiem Himmel? denkt ihr, das Feld habe keine Ohren?

Weil Herr Anton gleich weiterfahren will, sobald der Knecht die Pferde, die ich in Bereitschaft hielt, angeschirrt haben wird.

Und das Kind, was ist's mit dem Kinde?

Das Kind ist noch in der Kutsche. —

O, du armer Wurm, rief die Müllerin, lief zur Kutsche, öffnete den Schlag und hob aus einem Gewühl von Bettgeräth einen Korb heraus, mit dem sie gegen die beiden Männer zuschritt.

Als sie dem Verstecke des kleinen Grasel am nächsten war, hörte dieser das Geschrei eines Säuglings, welches aus dem Korbe drang.

Frau Hilaria schaukelte diesen auf den Armen und sagte dabei: Armer Wurm, sei fein still, sollst gleich in die warme Stube kommen, mußt so zeitlich schon harte Nüsse beißen, die Hühnlein im Korbe wollen gerne heraus und die draußen sind, wollen gerne hinein. Fürcht' dich nicht, so lang das Kind lebt, hat die Gevatterschaft kein Ende, und daß du am Leben bleibst, soll meine Sorge sein. Kommen Sie mit in die Stube, Herr Anton, etwas müssen Sie doch bei uns genießen, bevor Sie weiter reisen. Es wird nicht viel sein, aber lang fasten ist kein Brot sparen. Freundesbrot schmeckt besser, denn Feindesbraten, bei uns gibt's keine Mahlzeit ohne Rauch, wir sind weder Spänebrenner noch Knieborer, genug haben ist mehr als viel haben — nun Mann, was stehst denn da und rührst dich nicht? Faß' ihn am Flügel und zieh' ihn mit, wenn er nicht freiwillig geht; du siehst ja, er spreizt sich wie eine Jungfer beim ersten Tanz. Kommen Sie, Herr Anton, alte Kühe sind auch einmal Kälber gewesen, kurze Lieder sind bald gesungen, der Hunger ist ein guter Koch, mag er's nicht, so ißt er's doch.

Frau Hilaria ging ins Haus und die beiden Männer folgten ihr.

Der Knabe war jetzt allein, was sollte er beginnen?

Sein Vater hatte ihn befohlen, auszukundschaften, was der Fremde in der Teichmühle zu schaffen habe.

Dies wußte er nun, er hatte dem Teichmüller ein kleines Kind überbracht!

Den Zweck seiner Sendung hatte der Knabe somit erreicht, und jeder Andere an seiner Stelle würde sich unverzüglich auf den Heimweg gemacht haben, nicht so unser Hans. Ihm genügte die einfache Kunde nicht, er wollte gleichsam zur Bestätigung seiner Anwesenheit in der Teichmühle den handgreiflichen Beweis mitbringen, der Vater solle ihm nicht sagen dürfen: „Wer weiß, ob du auch wirklich dort gewesen bist?"

Außer ihm und dem Hunde, der ruhig in seiner Hütte lag, befand sich jetzt kein lebend' Wesen im Hofe.

Der Knecht war im Stall beschäftiget, die Andern hatten sich ins Haus begeben.

Hans richtete vor Allem sein Augenmerk auf den Hund, er wußte es recht gut, daß das wachsame Thier bei dem leisesten Geräusche im Hofe seinen kaum verstummten Lärm wieder beginnen würde; was er daher auch immer zu unternehmen gedachte, den Hund muße er vorerst unschädlich machen.

Er zog den Köder, den ihm die Vorsicht seines Vaters mitgegeben, aus der Tasche, nahm ein Stück davon und warf es in die Nähe der Hundshütte.

Der Mühlencerberus spitzte die Ohren, kroch neugierig aus seiner Behausung und beschnupperte das Manna, welches ihm gleichsam wie eine gebratene Taube zuflog.

Der sonst unfehlbare Instinkt des Thieres hielt es nicht ab, den verderblichen Leckerbissen zu verschlingen, und die Wirkung war fast eine augenblickliche.

Der Hund fühlte das Fleisch kaum im Leibe, so zog er sich auch schon in seine Hütte zurück.

Hans horchte — ein leises Winseln drang zu ihm — dann hörte er das Stroh, welches dem Thiere zum Lager diente, rauschen, der Hund wälzte sich nämlich vor Schmerz umher, zweimal klirrte die Kette ein wenig, dann röchelte es,

Anfangs stärker, dann immer schwächer, bis es endlich ganz still wurde.

Von dem, murmelte jetzt der Kleine vor sich hin, habe ich nichts mehr zu fürchten; der Teichmüller ist reich genug, er kann sich einen anderen Hund kaufen. Nur schnell, nun will ich in den Wagen hineinschauen.

Hans erhob sich, eilte leisen Schrittes zur Kutsche und öffnete den jenseitigen Schlag, daß er bei einem Heraustreten aus der Mühle nicht sogleich bemerkt werde.

Im innern Raum des Wagens befanden sich Kissen und Decken, in welchen man noch das Lager des Korbes bemerkte, den sie vor Frost und Erschütterung geschützt hatten. Das Bettzeug war weiß und fein.

Hans schwang sich gewandt in die Kutsche und begann die Taschen an den Seitenwänden zu betasten.

In der linken fand er einen Gegenstand, den er hastig herauszog, und in dem er sogleich eine Brieftasche erkannte.

Er schob sie rasch unter seinen Rock und murmelte: „Wenn der Fremde, wie mein Vater sagt, eine Herrschaft ist, dann hat er ohnedem Geld genug und er wird die Brieftasche nicht vermissen,“ hierauf schlüpfte er aus der Kutsche und schloß leise den Schlag.

In diesem Momente vernahm man die Stimme der Müllerin, welche mit dem Reisenden aus dem Hause kam. Hans zog sich behutsam gegen den Zaun zurück und spähte dort nach einem geeigneten Punkte, ihn zu übersetzen.

Der Fremde ging zur Kutsche.

Er wird seine Brieftasche suchen und nicht finden, dachte Hans, er wird Lärm machen und das darf ich nicht abwarten.

In Folge dieser Reflexion begann er die Umfriedung hinanzuklettern.

Frau Lari, die nicht nur viele Sprichwörter, sondern auch gute Augen im Kopfe hatte, bemerkte ein Herumkrabbeln am Zaun und schrie:

Sapperment, was ist das? Eine treue Hand geht durch's

ganze Land, Jener scheint aber ein Dieb zu sein; heh! Blasl, pack an, zeig' ihn, daß dort nicht gut stehlen ist, wo der Wirth selbst ein Spitzbub ist!

Aber der arme Blasl in seiner Hütte rührte sich nicht mehr, dagegen stürzte der Fremde statt zu der Kalesche auf den Zaun los — indessen hatte der Knabe diesen erklettert, erreichte mit einem Sprunge den jenseitigen Boden und entfloh.

Die Müllerin schrie und hetzte den Hund — der Knecht stürzte aus dem Stall, Herr Zeiner aus dem Hause — man brachte endlich eine Laterne und fand den Blasl verendet und die Brieftasche entwendet.

Fünftes Kapitel.

Die Brieftasche des Fremden.

Eine Viertelstunde lang war der kleine Grasel gelaufen, dann mäßigte er in etwas seine Eile.

Das einzige Geschöpf auf der Mühle, welches ihm auf der Flucht hätte gefährlich werden können, war der Blasl — dieser war todt und die Andern fürchtete er nicht.

Mögen sie mich verfolgen, dachte er, zu Fuß oder zu Pferd, sie werden meiner nicht habhaft werden. Ich kenne die Gegend so gut wie Einer, und weiß Schlupfwinkel in Menge, wo ich so sicher bin, daß kein Mensch mich dort findet, und wenn er sechs Augen hätte.

Mit der rechten Hand die unter seinem Kleide verborgene Brieftasche festhaltend, verfolgte er seinen Weg und je weiter er sich von der Teichmühle entfernte, desto mehr wendeten sich seine Gedanken von dem Schauplatze seiner That ab, und kehrten sich dem Gegenstande zu, den er sich dort zugeeignet hatte.

Daß sich in der Brieftasche Geld befinde, daran zweifelte er nicht — es fragte sich nur, wie viel?

Die Neugierde des Knaben war erwacht und wuchs von

Moment zu Moment, aber seine Vorsicht überwand sie, ihm verbietend anzuhalten, so lange er nicht die größere Hälfte des Weges hinter sich hatte und keine Verfolgung mehr zu befürchten war; um nun seine Neugierde eher zu befriedigen, setzte er sich wieder in Lauf und flog dahin, als ob die Verfolger hart hinter ihm wären.

Die Nacht war indessen vorgeschritten und der Frost hatte zugenommen; der Knabe jedoch dachte weder an Kälte noch an Finsterniß, sein Kleid schützte ihn vor der ersteren und sein Muth stählte ihn gegen letztere.

So gelangte er an den Fahrweg, der von Straß nach Hohenwart führt; er überschritt ihn und verfolgte den Fußweg über die Anhöhen, die sich gegen Straß zu niedersenken.

Nun hatte er kaum eine Viertelstunde mehr bis zur einsamen Hütte seines Vaters, er machte daher Halt und suchte ein abseitiges Plätzchen, ein wenig vertieft, um ihn vor dem Luftstriche zu schützen und dabei doch so gelegen, daß ihn das Licht des eben aufgehenden Vollmonds erreichte.

Von dem Laufe und von der Aufregung seiner letzten Erlebnisse ermüdet, ließ er sich auf den Boden nieder und zog die erbeutete Brieftasche hervor.

Sie war von feinem rothen Leder.

Bevor er sie öffnete, wendete er sie nach allen Seit:n und gewann aus ihrem bauschigen Formate die Ueberzeugung, daß sie eine große Summe enthalte.

Jetzt öffnete er sie.

Seine Händchen zitterten.

Er wollte das Geld sehen, obwohl er es zu zählen noch nicht im Stande war.

Doch halt, was war das?

Was das eine Fach enthielt, war kein Geld.

Wenn auch noch nicht den Betrag des Papiergeldes, so kannte er doch dessen Aussehen sehr gut; was er aber in der Hand hielt, war kein Geld, sondern es waren Briefe.

Der Kleine blickte die Brieftasche verdutzt an; das bittere

Gefühl getäuschter Hoffnung wollte schon sein Herz beschleichen, als ein neuer Strahl es durchleuchtete.

Die Brieftasche hatte ja zwei Fächer, vielleicht befand sich in dem zweiten, was er in dem ersten vergebens gesucht.

Er steckte die Briefe rasch dahin, wo er sie herausgenommen, und begann die andere Abtheilung zu untersuchen.

Der kaum erwachte Hoffnungsstrahl begann rasch wieder zu erlöschen, auch hier, so wie drüben, fand er nichts als Briefe.

Was er in Händen hatte, war freilich feines, glattes Papier, aber das Papier, wenn auch noch so schön, war doch kein Geld.

Er sah wohl, daß das glatte Papier von Innen beschrieben, aber diese Schriftzüge waren für ihn, der weder lesen noch schreiben konnte, Hieroglifen, unlösbare Räthsel.

Da lag sie nun vor ihm die Beute, um deren Willen er sich so großer Gefahr ausgesetzt hatte, und die doch weder für ihn, noch für seinen Vater irgend welchen Werth hatte.

Das Gefühl, welches jetzt den Knaben beschlich, glich der bitteren Enttäuschung eines Menschen, den ein Traum einen großen Schatz finden ließ, welchen das Erwachen ihm wieder raubte.

Doch wo ist der Mensch, gleichviel ob jung oder alt, der sich leicht von Wünschen trennt, an denen seine Seele mit ganzer Gier gehangen hat?

Auch dem kleinen Grasel war dies unmöglich.

In der Brieftasche befand sich kein Geld, vielleicht — so dachte er — ist welches in einem oder dem anderen Schreiben verborgen?

Er fing nun an, die Briefe der Reihe nach auseinander zu schlagen; so oft er einen in die Hand nahm, stieg rasch seine Hoffnung, um, wenn er ihn aus den Händen legte, eben so schnell wieder zusammen zu brechen.

Die Gefühle bei jungen Menschen sind empfindlich wie Quecksilber in Wettergläsern; ein wärmerer Hauch, und sie steigen — ein kühlerer und sie fallen.

Plötzlich zuckte der Knabe zusammen.

Er bekam einen Brief in die Hand, in dem sich, wie sein Tastsinn ihn belehrte, irgend ein Gegenstand befand.

Er öffnete ihn rasch, und zog aus einer besonderen Papierhülse eine nette ovale Platte hervor, auf der sich ein Bildchen befand.

Das Mondenlicht reichte hin, ihn den Gegenstand des Gemäldes erkennen zu lassen.

Er sah ein auf Elfenbein gemaltes weibliches Porträt.

Doch welch' ein Porträt!

Die Gewänder zeigten die vornehme Dame dieser Welt, die Schönheit konnte nur der eines Engels von Jenseits verglichen werden.

Selbst dieses von der Natur begabte, in seiner Erziehung aber nicht nur vernachlässigte, sondern sogar absichtlich verderbte Kind, selbst dieser Knabe, dessen Schönheitssinn bis jetzt durch nichts geweckt, durch nichts künstlich erregt worden war, vermochte sich von dem Anblicke dieses Bildes nicht zu trennen.

War das Porträt dem Originale treu, so mochte das Mädchen kaum siebzehn Jahre zählen, und man konnte sich nichts Lieblicheres denken, wie dieses runde Köpfchen mit dem aschblonden Haare, dieses feine Gesichtchen mit den seelenvollen Zügen und dem glühenden Auge.

Der Wuchs, zierlich und schlank, dabei aber doch eine Ueppigkeit der Formen entfaltend, die schon im Bilde das Auge bestach, wie erst in der Wirklichkeit!

Obwohl nun der kleine Beschauer nicht Verstand genug besaß, auf die Schönheiten der einzelnen Theile einzugehen, so war der Eindruck, den das Ganze bei ihm hervorbrachte, nichtsdestoweniger ein Gefühl des höchsten Wohlgefallens, für welches er sich freilich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Das Bild gefiel ihm außerordentlich, an das Warum? dachte er nicht.

Er betrachtete es ohne Unterlaß, sein Antlitz wurde,

ohne daß er es ahnte, von einem Lächeln verschönt, welches sich in Folge des Wohlgefallens nach und nach auf demselben niederließ.

Der Eindruck des Bildes war bei ihm so stark, daß er — und das mag dessen Macht am deutlichsten darthun — daß er in ihm sogar die eben erfahrene Enttäuschung verwischte, und an ihrer Statt ein Gefühl der Freude in seine Brust verpflanzte.

Während er im Anschauen des Bildes versunken war, überkam ihn ein Gedanke.

Die Brieftasche und deren Inhalt mußte er dem Vater geben, er kannte bis jetzt noch nicht die Bedeutung eines eigenen Besitzes, das Bild rief nun den Wunsch nach einem solchen in ihm wach.

Von diesem Bilde sich zu trennen fiel ihm schwer, er beschloß es vor dem Vater zu verheimlichen, und für sich zu behalten.

Gedacht, gethan.

Das Bild wurde wie früher in das feine Papier gehüllt und verborgen, darauf schob er die Briefe wieder in das Portefeuille und machte sich rasch auf, um dem Vaterhause zuzueilen.

Als er dieses erreichte, fand er den Vater seiner an der Thüre harrend.

Bist du endlich da, Hansl? fragte dieser.

Ja, Vater!

Du bist lange ausgeblieben!

Ich habe aber auch sehr viel ausgerichtet!

So? Wird sicher was Ordentliches sein! Komm hinein, hier ist's kalt, d'rin sollst du mir erzählen, wie du deine Sache angestellt und was du vollbracht hast. Tritt aber leise und behutsam auf, damit die Mutter nicht aufwacht, Du weißt, daß sie von dem, was wir Zwei thun, nichts erfahren darf.

Vater und Sohn schlichen nun behutsam in die Hütte, wo sie sich in der Vorderstube an einem Tische zusammen=

setzten. Ersterer zündete ein Kerzenstümpchen in der Laterne an, worauf ihm der Knabe sein Erlebniß wahrheitsgetreu mittheilte.

Der alte Grasel hörte der Erzählung seines Söhnleins aufmerksam zu, nickte oft beifälltg mit dem Kopfe oder bezeugte seine Zufriedenheit durch eine andere Pantomime, — so daß der kleine Hans mit der Anerkennung von Seite seines Vaters zufrieden sein konnte.

Als der Knabe mit dem ersten Theile seines Erlebnisses zu Ende war, sagte der alte Grasel:

Du hast deine Sache gut gemacht, Hansl, deine Mühe wird uns indessen wenig nützen. Als ich dir befahl, den Fremden zu verfolgen, war ich der Meinung, er würde in der Teichmühle übernachten, in welchem Falle sich irgend etwas hätte unternehmen lassen, denn ich kenne diese Mühle von Innen und Außen, vom Blasl angefangen bis zur Frau Lari hinauf, die von ihrem Vater, dem alten Schulmeister in Meißau, statt 10,000 Gulden, 10,000 alte Sprichwörter zur Mitgift bekommen hat, womit sie ehrliche Leute wie unsereins zur Verzweiflung bringt. Da aber der fremde Herr, den ich richtig für einen gnädigen Herrn gehalten hatte, wie du sagst, mit den Müllerpferden gleich weiter reisen wird, so finden wir, bis wir wieder hinkommen, das Nest leer, und meine Spekulation ist zu Wasser geworden, bevor sie noch recht begonnen hatte.

Ich glaub', der Fremde kann kein gnädiger Herr sein, sonst hätten ihn die Müllersleute nicht mit „Herr Anton“ angeredet, außerdem muß ich Euch sagen, Vater, daß er in seiner Brieftasche kein Geld hatte.

Woher weißt du das, Hansl?

Weil ich sie mitgebracht habe.

Was hast du mitgebracht?

Die Brieftasche. Hier ist sie!

Der Knabe übergab nun dem Vater seine Beute, und erzählte die Art und Weise wie er dazu gekommen war.

Schau Bub' nahm der Alte nach dieser zweiten Mit-

theilung das Wort; du bist ein ganzer Kerl! Meiner Treu, solche Courage hätte ich dir nicht zugetraut, aus dir kann noch viel werden, aber zusammennehmen mußt du dich. Jetzt wollen wir den Inhalt der Brieftasche durchmustern.

Ihr werdet nichts darin finden als Briefe.

Hansl, hast du vielleicht das Geld?

Der Kleine ließ ihn nicht ausreden, sondern rief:

Oho Vater! was denkt Ihr von mir? Was sollt' ich mit dem Gelde anfangen?

Die treuherzige Miene, von welcher die Betheuerung begleitet war, bestach den Alten, er ließ seinen Verdacht fallen, und fing an, die Briefe zu untersuchen.

Nach einer Weile sagte der Kleine:

Na, Vater, was ist's? was enthalten die Briefe? Ihr nehmt ja einen nach dem andern in die Hand, seht ihn an, schüttelt den Kopf, und legt ihn wieder bei Seite.

Ich verstehe diese Schrift nicht, antwortete der alte Grasel mißmuthig, die Briefe sind französisch geschrieben, denn da les ich „Monsigneur", und das ist französisch.

Der Fremde, bemerkte der Knabe, war doch kein Franzos?

Macht nichts, er kann ja auch als Deutscher diese Sprache verstehen. Doch halt, da find' ich ein Papierstück, welches deutsch beschrieben ist, das will ich lesen.

Der Vater zog die Laterne näher an sich, und begann, wenn auch langsam, so doch bis auf die fremden Namen ziemlich verständlich Folgendes zu lesen:

„Martin Zeiner, jetzt Müller in der Teichmühle bei Wiedendorf hinter Straß."

„Frau Storch heißt die Hebamme . . ."

„Dem Hauseigenthümer des Hauses in Währing an Miethe bezahlt . . . 50 Dukaten."

„Von Sr. Hoheit dem Herzog zur Verrechnung erhalten 200 Louisd'or."

„Das Ausmauern und Herstellen der Gruft in . . ."

„Robert und Robertine, je nachdem . . ."

„Zu besorgen 200 Visitkarten mit dem vollen Namen: **Arthur Herzog von Lointier.**"

„Blanchefleure, achtzehn Jahre alt."

„Eine Wohnung für den Marquis Jules L'Espine.."

„Die Loge der goldenen Weltkugel in der Josefstadt.."

Damit endeten die Anmerkungen.

Der alte Grasel schüttelte den Kopf — der Knabe blickte den Vater neugierig an und erwartete, daß er die Stille breche.

Dieses geschah auch wirklich.

Hansl, sagte er, ich kenn' mich in diesem Durcheinander nicht aus — so viel aber ist gewiß, der Mensch, dem dieses Papier gehört, ist mit hohen Herrschaften in Verbindung gestanden — und wenn dieser Mensch derselbe ist, der dem Teichmüller das Kind übergeben hat, dann ist dieses Kind gewiß nicht aus niederem Hause — das wollen wir uns merken, und diese Papiere aufbewahren. Vielleicht findet sich einmal ein Bekannter, der französisch versteht, der muß uns dann sagen, was die Briefe enthalten.

Was sind das für Briefe? fragte plötzlich eine hohle Frauenstimme, und Vater und Sohn fuhren überrascht empor, denn hinter ihnen, im Nachtkleide, stand die Gattin des Einen und die Mutter des Andern, und ließ auf Beide ihre finstern Blicke ruhen.

Weder der Mann, noch viel weniger der Knabe hatten den Muth, die Frau, welche sie bei ihrer geheimen Unterhaltung überrascht hatte, anzuschauen.

Beide waren von dem Gegenstande ihrer Verhandlung so gefesselt, daß sie das Eintreten der Frau völlig überhört hatten, was ihre Verlegenheit nur vermehrte.

Was sind das für Briefe, wiederholte Frau Grasel die Frage, indem sie ihrer Stimme einen größern Nachdruck verlieh, wobei aus ihren Augen Blitze sprühten, welche von den Andern, wenn auch nicht gesehen, so doch gefühlt wurden; woher habt Ihr diese Briefe genommen?

Keine Antwort. Vater und Sohn blieben stumm.

Sie fuhr fort:

So ist es also wahr, was sich die Leute in's Ohr raunen, was mir die Nachbarn warnend zutrugen, und was zu glauben mein Herz sich bisher gesträubt hat, wenn gleich einzelne unleugbare Anzeichen das Gerede der Leute bekräftigen. Es ist also wahr, daß du ein schlechter Mensch bist, daß du heimlich Verbrechen begehst, und dein Kind, mein Kind schon in seiner zarten Jugend auf diesen Weg hinüber leitest, um aus ihm einen Spitzbuben zu machen, einen Menschen, so schlecht wie du selber bist.

Weib, rief der alte Grasel, seinen Muth sammelnd, schweig oder —

Ich fürchte deine Drohung nicht, willst du mich morden? Da steh' ich, stoß' zu, du wirst wohl ein scharfes Messer zu Handen haben, vielleicht steckt gar eines in deinem Stiefel; wenn man Stehlen geht, so pflegt man sich mit dergleichen vorzusehen.

Ich kam nicht aus der Nähe unserer Hütte, murmelte der Gatte.

Um so schlimmer, dann war der Hans fort, dann hast du dein Kind auf Raub ausgeschickt, während du mir vorlogst, es diene einem Reisenden als Wegweiser zur Teichmühle. O nur zu, nur fort auf diesem Wege, Ihr werdet ein schönes Ziel erreichen.

Was dich anbelangt, — wendete sie sich zu ihrem Manne — so kenne ich dein schlechtes Herz, deinen verdorbenen Sinn schon lange; daß du Verbrechen begehst, ist mir freilich neu, was aber soll ich thun, kann ich, das schwache Weib, dich zwingen, ein ehrlicher Mann zu werden? Ueber ein Herz, wie das deine ist, müssen Donnerschläge kommen, damit sie es entweder erschrecken oder zerschmettern. Was also dich betrifft, so geb' ich dich auf, kehr' um, oder wandle fort auf diesem Wege, du bist alt genug, um zu wissen, was dir bevorsteht; wie du dich betten wirst, so wirst du schlafen.

Aber du — wendete sie sich klagend zu dem Knaben — du armes verführtes Kind, was soll aus dir werden? Ich

sehe, wie du einem Abgrunde zugehst, mir bricht das Herz dabei, und ich kann dir nicht helfen, denn du hast keine Liebe zu mir. Dein Vater hat dein Herz dem meinen entfremdet, er schmeichelt deinem Hang zum Nichtsthun und zu Vergnügungen, während ich dich davon abhalten will; du hängst an dem guten Vater, und meidest die strenge Mutter; wehe, daß es so gekommen ist, denn es wird zu keinem guten Ende führen. So jung und schon so verderbt! Hans, ich bitt' dich, laß ab von deinem Vater, und bitt' ihn, daß er, statt dich in die Schenke mitzunehmen, dich lieber in die Schule schicke, damit du nicht aufwachsest wie ein Wilder, der nicht weiß, daß es einen Gott gibt und einen Heiland, der für uns am Kreuze gelitten hat und gestorben ist. Noch nicht sieben Jahre alt, und schon ein Dieb, in zweimal sieben vielleicht ein Räuber. O welch' eine schreckliche Zukunft!

Hans! Kind, rief die unglückliche Mutter mit der ganzen Gewalt, welche ihr die Liebe zu ihrem Sohne verlieh, geh' in dich, bessere dich, laß dich nicht zum Bösen verleiten, selbst von deinem Vater nicht; der Hang zum Verbrechen wurzelt sich schnell im jungen Herzen ein, wächst mit der Zeit zur Leidenschaft an, und dann ist man verloren. Weißt du, was dir bevorsteht, wenn du fortfährst, wie du begonnen? Du wirst Missethat auf Missethat häufen, Anfangs unentdeckt und verborgen, dann wird sich der Verdacht auf dich wälzen, und endlich die Gewißheit. Man wird auf dich fahnden, du wirst fliehen, dich verbergen. Wie ein wildes Thier wirst du dich aus der menschlichen Gesellschaft flüchten müssen, der finstere Wald, die schwarze Höhle werden die Wohnungen des Verbrechers sein; ausgestoßen aus dem Kreise der Besseren, wirst du nur unter deinesgleichen, unter Verbrechern heimisch, aber niemals sicher sein. Tag und Nacht verfolgt, Tag und Nacht in Angst und Ungewißheit schwebend, von Verrath umsponnen, wirst du endlich von dem Arme der Gerechtigkeit erfaßt werden, und dieser Arm wird dich emporheben, wird dich tausenden Menschen hinhalten zum warnenden Bei-

spiele, du wirst gewaltsam enden zwischen Himmel und Erde durch die Hand des Henkers.

Die eigenen Worte prägten das entsetzliche Bild in dem Geiste der aufgeregten Frau so deutlich aus, daß sie, vor demselben zusammenschauernd, einen Schrei ausstieß, welcher den Gatten und den Sohn erschrecken machte.

Der Knabe flüchtete sich furchtsam zum Vater, um gleichsam bei diesem vor den Drohungen der Mutter Schutz zu suchen.

Die unglückliche Frau, von dem neuen Beweise der kindlichen Abneigung auf's Höchste ergriffen, wollte auf ihren Mann losstürzen, blieb jedoch wie eingewurzelt stehen, und rief, in Thränen ausbrechend:

Du fliehst vor mir, Hans! Merk' dir diese Stunde, du wirst bitter bereuen, was du jetzt gethan hast!

Nach diesen Worten verließ sie hastig die Stube.

Es waren die ersten Thränen, welche sie über ihren Sohn vergoß.

Ende der Einleitung.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Krems und Stein. — Kutsche und Kahn.

Drei Klöster sind es, die an der Donau gelegen, und als die reichsten in den österreichischen Landen gepriesen werden.

Das Volk in seiner unverwüstlichen Derbheit und seinen immer treffenden Anspielungen hat ihnen charakterisirende Wahrzeichen angedichtet und nennt Göttweih den klingenden Pfennig, Mölk den vollen Metzen und Klosterneuburg den rinnenden Zapfen.

Zwei Städte sind es in Oesterreich, wovon die eine ebenfalls an der Donau gelegen, die vor allen anderen einen Beinamen verdienen, den sie durch den Lauf von Jahrhunderten durch ihre unerschütterliche Treue gegen die Landesfürsten in vollem Maße sich erworben haben, wir meinen die Bezeichnung: „die allezeit Getreue."

Wiener-Neustadt hat sie bereits erhalten, und Krems verdient sie zu erhalten.

Wir werden zu diesem Ausspruch veranlaßt, weil die Handlung unseres Gemäldes uns in die nächste Nähe dieser altherrlichen Stadt, wenn auch nur für Eine Nacht führt, und weil beim Anblicke dieser alten verfallenen Ringmauern, dieser an eine düstere Zeit erinnernden Thorthürme, dieser alten Kirchen und Höfe, die Geschichte vergangener Zeiten an uns vorüberziehen und uns erinnern, daß hier ein Jahrtausend

auf uns herniederschaut und uns mahnt, daß wir es — wer möchte dies heut zu Tage glauben — mit einer alten Nebenbuhlerin Wiens zu thun haben.

O, lächelt nicht mitleidig, ihr, die ihr von Krems sonst wenig kennt, als Kremser Weiß, Kremser Senf und Kremser Simandeln, nehmt Euch die Mühe und les't nach in den Chroniken des Landes, und Ihr werdet finden, wie Krems in uralten Zeiten von seinen Fürsten geliebt und belobt ward, es einst seine eigene Münzstätte besessen, die erst unter dem glorreichen Leopold nach Wien übertragen wurde; wie es einst wohlhabender und reicher als Wien gewesen, so zwar, daß es den Neid böser Nachbarn geweckt und Heinrich, der wilde Kuenringer, der Hund zubenamset, von seiner mächtigen Burg niederstieg, um Krems zu erobern und zu schleifen.

In Krems war es, und noch jetzt zeigt man in der Burggasse das Haus, wo (1267) Margarethe, die verstoßene Gattin Ottokar's von Böhmen, sich abhärmte und starb, jenes Ottokar, dessen „Glück und Ende" unser großer heimischer Dichter so herrlich besungen hat.

Vergebens belagerte König Podiebrad von Böhmen die treue Stadt (1462), sie öffnete erst die Thore als Kaiser Friedrich befahl, den Böhmerkönig und seinen Sohn Viktorin gastlich zu bewirthen.

Hier war es, wo derselbe Kaiser eine Zufluchtsstätte fand, als Mathias Corvinus ihn aus seiner Residenz vertrieb (1477) und neun Jahre später wurde Krems von demselben Feinde vergebens belagert; Stein bezwangen die Ungarn, Krems nicht.

Kennt ihr den Ursprung der Kremser Simandeln?

Ich will ihn Euch erzählen.

Anno 1619 war es, als die rebellischen Böhmen unter ihrem Feldobersten Karpizan in Oesterreich einfielen und gegen Krems heranzogen.

Die Kremser Männer machten sich baß auf, bewaffneten sich und verließen die Stadt, um die Böhmen zu schlagen.

Aber die bürgerliche Soldateska, so laudabel auch dero

willfähriger Eifer gewesen, so große Glorie sie auch zu erschwingen hofften, so waren sie doch in den Artibus bellicis gar wenig informirt, und so that es sich gar bald herausstellen, daß sie durch die Rebellen von ihrer lieben Stadt Krems getrennt, oder, wie man heut zu Tage sich ausdrückt, abgeschnitten wurden.

In Folge dieser Malitia machte sich das ganze Kremser Weibsvolk ohne Saumnuß auf die Beine, begab sich auf die Mauern — sollte eigentlich heißen hinter die Mauern — sothaner Stadt und stritt so wacker mit dem Feinde, daß er die Belagerung aufheben und mit langen Nasis abziehen hat müssen.

Als nach dieser Gloria faeminini die Kremser Masculini heimkehrten, gab es in der ganzen Stadt ein arg Gespötte und Gehöhn von Seiten des Weibsvolkes, welches die Stadt defendiret hatte, während die abgeschnittenen Mannen außen in calamitate comuni — zu deutsch auf Kommunal-Unkosten — herumvagabundirten und sich um den Reichsfeind einen blauen Teufel geschoren hatten.

Ad perpetuum memoriam huius negativae virtutis, das heißt, zum Andenken dieses kremserischen Uebungsmarsches wurde dort eine Simandel-Bruderschaft gestiftet, wo die Weiber kommandiren und die Männer pariren müssen, welche Bruderschaft sich bald mit reißender Schnelligkeit ausdehnte und jetzt überall ihre Anhänger zählt.

Gegen die Schweden unter Torstensohn wetzten die Kremser die Scharte aus; der steinerne Krieger (auf der Ringmauer nächst dem Pulverthurme), dem die Schweden, weil sie ihn für einen lebenden Soldaten hielten, den Kopf weggeschossen, wurde als das „steinerne Mandl ohne Kopf" zum Wahrzeichen der Stadt.

Man kann von Krems nicht sprechen, ohne zugleich an Stein zu denken, Krems und Stein sagt der Volkswitz, sind drei Orte, das Und als der dritte Ort ist nämlich das ehemalige Kapuzinerkloster, jetzt Militärspital, welches zwi-

schen beiden kaum eine Viertelstunde von einander entfernten Städten erbaut ist, und gleichsam einen Ort für sich bildet.

Eine herrliche fruchtbare Landschaft umgibt die Nachbarstädte, am Fuße ausgedehnter Rebenhügel gelegen, rauscht die Donau in ihrer vollsten Breite an ihnen vorüber und trägt willig die Lasten, welche ihr in Stein, dem Stapelplatze Mährens, für den Donauhandel und dem Hafen von Krems aufgebürdet werden, um Niederösterreich, besonders aber Wien, mit Obst, Wein und Holz zu versehen.

Die Zeit, in welcher wir diese Städte betreten, ist der Weinmonat des Jahres 1815.

Der Herbst ist schon vorgerückt und das Fest aller Heiligen eben vorüber.

Der Segen der Berge gährt bereits in den reifumschlungenen Gehäusen, die Fruchtbäume sind schon geplündert und tragen nur noch als letzten Rest ihres Schmuckes vergilbte Blätter, deren sie der erste Spätherbststurm berauben wird, um sie den Winter über ganz kahl und nackt zu lassen.

Die Schifffahrt auf der Donau ist noch ungehemmt, der Herbstsegen der Oberlande schwimmt lustig hinab auf Barken, Pletten und Booten, um in Wien am weltbekannten Schanzel gelandet zu werden.

Der Abend ist ruhig und herbstlich heiter; in den Nachbarstädten verliert sich das seit zwei Tagen regere Leben in das Innere der bescheidenen Häuser, denn der nahe Strom weht eine Kühle heran, die wohl im Sommer angenehm, jetzt aber im Spätherbste sehr frostig zu werden drohte.

Um diese Zeit bemerken wir zwei Fahrzeuge, die sich in der Richtung gegen Krems bewegen, das eine zu Land, das andere zu Wasser; das erstere, eine Kalesche, fährt auf der Straße von Hadersdorf daher und befindet sich gerade in der Höhe von Lautersdorf, während das andere, ein Kahn, so eben um die Ecke der Nonndorf-Au gleitet.

In der Kalesche befindet sich eine einzelne Dame und im Kahne ein einzelner Mann, dort lenkt ein Postillon die Pferde, hier hanthirt ein Schiffer mit dem Ruder.

Die beiden Reisenden stehen in keiner Verbindung mit einander, die Dame gehört offenbar der vornehmeren Gesellschaft an, der Mann hier zählt zu dem niederen Bürgerstande, wir haben sie zugleich in's Auge gefaßt, weil ein Zufall sie zu gleicher Zeit daherführt, und weil wir die Aufmerksamkeit der Leser gleichzeitig auf beide Personen richten wollten, die sie näher kennen lernen werden.

Die Kalesche hielt vor dem Kremser Posthause, wo zur Weiterfahrt frische Pferde vorgespannt werden sollten.

Der Postmeister, nachdem er sich aus den erhaltenen Papieren über den Stand der Reisenden informirt hatte, näherte sich dem Wagen, den zu verlassen die Dame keine Miene machte, brachte den entblößten Kopf ehrerbietig in die Nähe des offenen Kutschenfensters und sagte mit einer Devotion, wie sie damals bei der Post gar selten anzutreffen war:

Gnädige Frau wünschen sogleich weiter zu reisen?

Die Dame, die nebenbei bemerkt, sehr dicht verschleiert war, ließ ein einfaches „Ja!“ hören.

Ich erlaube mir, Sie aufmerksam zu machen, daß es bereits zu dunkeln beginnt.

Was liegt daran?

In gewöhnlichen Zeiten nichts, ganz recht, gar nichts; allein jetzt ...

Die Dame unterbrach den Postmeister:

Nun jetzt? Sind jetzt ungewöhnliche Zeiten? Haben Sie keine Pferde im Stalle?

O, bitte, gnädige Frau, Hufe genug im Hause, sechsmal so viel Hufe als Füße, allein die Dunkelheit —

Was liegt an der Dunkelheit? Wir leben im tiefsten Frieden ...

Excusiren, Madame, von Krieg ist auch keine Rede, wer sollte jetzt auch Krieg führen? Den Bonapart' haben die Engländer solo gefangen und wir Andern sind froh, wenn wir Ruh' haben; der Bonapart trübt uns kein Wasser mehr, jetzt ist's ein Anderer, der das Land unsicher macht.

Was Sie sagen?

Ja, gnädige Frau, es ist so, und ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Mein Herr, Sie versetzen mich in Staunen!

Der Postmeister fuhr fort:

Wer jetzt nicht muß, unterläßt es gewiß, in hiesiger Gegend zur Nachtzeit zu reisen; gnädige Frau sind allein, eine schwache Dame gegenüber einen ungeschlachten wilden Kerl, in einem finstern Walde.

Es treibt sich also hier eine Räuberbande herum?

Und was für eine! Man ist seines Eigenthums nirgends sicher. Heute heißt es, in Gföhl haben sie eingebrochen, morgen in Zwettl, übermorgen in Horn. Das Gesindel muß Flügel haben, oder muß durch's ganze Waldviertel verzweigt sein; heute gilt es einem reichen Müller, morgen einer Amtskasse und übermorgen gar einem Pfarrhof. Was passirt neulich einem meiner Postillons? Ich will's Ihnen in aller Schnelle erzählen.

Der Bursch ritt gemüthlich auf dem „Sattligen" *) daher, ließ den Handigen" **) frei hinter sich nachtrotteln und rauchte sein Pfeifchen.

Auf einmal stand ein alter Mann vor ihm, der aussah, wie die sieben theuern Jahre und winselte:

O, mein guter Herr Postillon, ich bin krank und kann nicht weiter, nehmt mich mit nach Krems.

Wie kann ich Euch mitnehmen? fragte mein Knecht, Ihr seht ja, daß ich keinen Wagen führe.

O mein Gott, klagte der Andere, im Nothfalle könnte ich ja auch auf dem Pferde sitzen bleiben, wenn Ihr mich hinauf ließet.

Der Narr steigt richtig vom Pferde, hebt den Mann in den Sattel und schickt sich an, nebenher zu Fuße zu gehen.

Vergelt's Gott, Herr Postillon, begann der Kranke wieder, o, Sie thun wirklich ein gutes Werk an mir, denn ich

*) Sattelpferd.
**) Handpferd.

hätt' auf der Straße liegen bleiben müssen, so müd und matt war ich; aber was Sie da für ein schönes Posthorn haben, Sie versteh'n es gewiß, recht hübsche Stückchen zu blasen, ich bitte Sie, blasen Sie ein lustig' Liedchen, ich bin gar ein großer Musikfreund.

Mein Knecht, ein Schaf erster Klasse, nimmt richtig das Posthorn und bläst dem Spitzbuben eins vor.

Der Kranke hörte wohlgefällig zu und als der Postillon zu Ende war, sagte er:

Ah, Sie blasen perfekt, was meinen Sie, könnt' ich denn auch einen Ton herausbringen, wenn ich's versuchte.

Der Knecht gibt ihm arglos das Posthorn in die Hand, dieser setzt an, fangt an zu blasen, als wenn er die Kremser Stadtmauer völlig hätte niederblasen wollen, zu gleicher Zeit aber reißt er das Pferd herum, setzt über den Graben, der „Handige," der vorne das Posthorn hört, springt nach; bevor mein Knecht erst recht wußte, was der Andere im Sinn hatte, flog dieser über den Sau-Bühl gegen den Spiegelberg zu, und auf ja und nein fort war er wie verschwunden.

Und die Pferde, fragte der Reisende, haben Sie die Pferde nicht zurückbekommen?

So was fällt dem Spitzbuben nicht ein; aber das Posthorn schickte mir der Schelm am andern Tag zurück; dazu einen freundlichen Gruß von meinen Pferden. —

Und was vermuthen Sie, wer war der Gauner?

Wer's war? Der Grasel war's und kein Anderer.

Wer ist dieser Grasel?

Wie, Sie haben von dem Grasel noch nichts gehört? Von dem Haupt-Räuber und Erzspitzbuben? O dieser Grasel, ich werde ihm meine beiden Pferde nie vergessen!

Sie widerrathen mir also, heute noch weiter zu reisen?

Allerdings, gnädige Frau.

Die Dame besann sich eine Weile, dann entgegnete sie:

Es sei, ich habe keinen besondern Grund zur Eile,

ich will mich Ihrem Rathe fügen, und hier in Krems übernachten.

Ich fürchte, gnädige Frau, Sie werden in Krems keine Unterkunft finden.

Warum nicht?

Weil hier eben der Jahrmarkt abgehalten wird, der alljährlich auf den achten Tag nach Simon und Judä fällt, die Gasthäuser sind daher überfüllt.

Aber mein Gott, wenn ich hier bleiben soll, kann ich doch nicht in der Kutsche übernachten.

So weit soll's nicht kommen, gnädige Frau, ich befehle einzuspannen und lasse Sie hinüber nach Stein fahren, wo Sie gewiß Unterkunft finden werden. Morgen um die von Ihnen zu bestimmende Stunde sende ich Ihnen die Pferde zur Weiterreise hinüber.

Die Dame war damit einverstanden.

In wenigen Minuten fuhr die Kalesche durch die schattige Allee, welche Krems und Stein verbindet.

. . . .
. . . .
. . . .

Während dieser Scene vor dem Kremser Posthause glitt der Nachen, den wir mit der Kutsche zugleich in's Auge gefaßt hatten, die Donau hinab und landete in Stein.

Der Reisende erhob sich, gab dem Fährmanne Geld, nahm dann ein Ränzchen auf den Rücken, einen Knotenstock zur Hand und verließ nach einem flüchtigen Gruße das Fahrzeug.

Wir wollen ihn näher betrachten.

Seinem Aeußeren nach haben wir einen Handwerksburschen vor uns, einen jener sommerlichen Zugvögel, die mit dem ewig jungen Refrain: „Ein armer Reisender!" aller Herren Länder durchzieh'n, und denen von gewissen Tafeln herab in der einfach klassischen Inschrift: „Hier ist das Betteln und Fechten verboten," die ewige Urfehde droht.

Eine enge graue Hose, hohe Stiefel, eine Jacke, ein nachlässig umgeschlungenes Halstuch, ein mit einem Futteral von Wachstaffet überzogener Hut bildet seine Kleidung. Sie war im Ganzen ordinär, aber anständig, man konnte ihrem Eigenthümer den Vorwurf der Liederlichkeit nicht machen.

Was seine Erscheinung betraf, so war sie derb und kräftig, eine untersetzte Gestalt mit starken Gliedern; ein volles bärtiges Antlitz, große lebhafte Augen und langes schwarzes Haar verliehen ihm ein männliches Aussehen, welches, wenn auch nicht Liebe, so doch Achtung, wenn auch nicht Vertrauen, so doch Respekt einflößte.

Dem Alter nach mochte er in der Mitte der Zwanzig stehen, doch verrieth sein brauner Teint und überhaupt sein ganzes abgehärtetes Wesen, daß er schon viel erlebt und mit Wind und Wetter schon manchen Strauß durchgekämpft hatte.

Unser Mann nahm seinen Weg gegen eines der Häuser an der Donauseite, welches sich durch ein verwischtes Schild als Gasthaus signalisirte.

Dort trat er in die Schankstube, nahm, ohne sich um die anwesenden Gäste zu kümmern, Platz, legte das Ränzchen neben sich auf die Bank, stellte seinen Knotenstock zwischen die Beine und befahl Wein und etwas zum speisen.

Der Wirth, ein langer hagerer Pfahlbürger, mit einem grünen Käppchen und blauem Vortuch, einer jener Kremser, die in Eselstein geboren, in der Gänseweide erzogen und in Hohenstein*) groß und lang werden, dieser Herr Wirth, sagen wir, betrachtete zwar den neuen Gast ein wenig scheeläugig, doch brachte er ihm, was er verlangte, und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Nach einer Weile jedoch rief ihn der Wandersmann zu sich.

Herr Wirth, begann er, ich werde heute nicht weiterreisen.

Der Angeredete machte bei dieser Kundgebung eine Miene, als wollte er sagen: „Was geht das mich an?"

---

*) Drei kleine Vorstädte von Krems.

Der Fremde fuhr fort:

Sie werden daher die Güte haben, mir ein Zimmer aufzusperren.

Thut mir leid, versetzte der Gastgeber rasch und mit einer abwehrenden Bewegung, meine sämmtlichen Nummern sind bereits besetzt. Ich habe drei Zimmer und ein Kabinet, aber für heute ist schon Alles vergeben.

Da die ungläubige Miene des Fremden Mißtrauen in die Worte des Steiner Hotelbesitzers verrieth, so beeilte sich dieser hinzuzusetzen:

Ja, sehen Sie, mein Bester, wenn in Krems Markt ist, geht es bei uns immer so. Vor kaum einer Minute hat der Kremser Postmeister durch seinen Schreiber das noch vakante Kabinet für eine Dame bestellt, die drüben keine Unterkunft mehr fand.

Sie sind also im Ernste nicht in der Lage meinen Wunsch zu befriedigen?

Thut mir leid, es ist nicht möglich, es ist wie gesagt Alles besetzt, und auf dem Heuboden darf von Polizeiwegen kein Fremder untergebracht werden.

Bei dieser Aeußerung, welche gar zu deutlich verrieth, wie gering der Wirth seinen Gast taxirte, schoß diesen das Blut in das Antlitz, so daß die Röthe durch den Bart hervorleuchtete. Er wollte eben mit einer Antwort losbrechen, als eine Aufwärterin herbeikam, den Wirth am Arme faßte und zu ihm sagte:

Herr Vetter, Sie möchten ein wenig herauskommen, die Frau Mahm *) will Ihnen — —!

Sie hatte den Satz jedoch noch nicht vollendet, als ihr Blick zufällig auf den Fremden fiel, und das Wort ihr auf der Zunge erstarb.

Sie erstarrte — wurde todtenbleich — und mußte sich an den Wirth halten, um nicht umzusinken.

---

*) Muhme.

Der erstaunte Vetter faßte sie am Arme und führte sie aus der Gaststube.

Was fehlt dir denn? fragte er draußen angelangt, bist du unwohl?

O — mein — Herr — Vet—ter, stotterte das Mädchen, ich — bin — nur so er—schrocken.

Warum bist du erschrocken?

Der — Fremde ....

Was ist's mit dem Fremden? Kennst du ihn?

Das Mädchen zitterte wie Espenlaub, zog den Gastgeber an sich und flüsterte ihm ins Ohr:

Um Gotteswillen, Herr Vetter, wir sind verloren, der Fremde ist — der G r a s e l!

Zweites Kapitel.

Der Grasel.

Bei dem Namen „G r a s e l“ machte der Wirth einen Luftsprung und rief: „Alle guten Geister!“ dann glotzte er das Mädchen an, denn — jetzt war die Reihe des Stammelns an ihm — und sagte:

Ma—rie — ist's — mö—mö—mög—lich?

Ja, Herr Vetter, ich sag's Ihnen, das ist der Grasel!

Auf diese Versicherung hin begann der Steiner Hotelbesitzer sich mit zitternden Fingern hinter beiden Ohren zu kratzen, wendete sich verlegen von einer Seite zur andern, und da er in dieser höchst kritischen Situation keinen Rath fand, sagte er mit ängstlicher Beklommenheit:

Um Gotteswillen, Mädel, sei still, sag Niemanden eine Silbe; wir wollen mit der Frau sprechen.

Unter der Bezeichnung „Frau“ verstand der Wirth seine Gattin, zu welcher er sich auch mit dem Mädchen verfügte.

Wir wissen nicht, ob selbiger Herr Wirth ein wirkliches

oder blos ein korrespondirendes Mitglied der Kremser Simandel-Bruderschaft war, so viel aber wird durch die Thatsachen erhärtet, daß er von seiner zweiten Hälfte in einem hohen, der männlichen Würde keineswegs schmeichelhaften Grade beeinflußt wurde, daher er auch in allen kritischen Fällen seine Zuflucht zu ihr nahm. Daß die Anwesenheit des Räuberanführers Grasel in seinem Gasthofe ein sehr kritischer Fall war, braucht nicht erst versichert zu werden.

So wie die Aufwärterin den Herrn Vetter, so zupfte nun der Herr Vetter die Frau Mahm am Arme.

Du Frau, geh, komm ein wenig bei Seite.

Was gibt's? fragte das kugelrunde Donauweibchen — die Wirthin war nämlich eine geborne Fischerstochter, die in einem Kahn das nasse Licht der Donau erblickt hatte, daher sie auch in ganz Krems und Stein das Donauweibchen genannt wurde — was gibt's? Ist vielleicht wieder eine Gelsen gestolpert, oder hat sich eine Fliege den Arm ausgekegelt?

Bei diesen höhnischen Fragen richtete sie ihre Goldhaube zurecht, schob den Schlüsselbund, der am Vortuchband hing, mehr gegen die linke Hüfte und erwartete mit in die Seiten gestemmten Armen die Antwort des Gatten.

Everl, wir sind verloren, wenn wir nicht klug handeln.

Was gibts denn?

Der Grasel ist bei uns!

Merkwürdig! Sogar diese brennendrothe Frau Wirthin wurde, als sie die Hiobskunde vernahm, todtenblaß; sogar diese kugelrunde, muthige Frau, die am Kirchweihfeste noch jede Rauferei durch ihr Dazwischentreten mit mächtigem Arme zertheilte, während die Kremser und Steiner Policeman's dem „Schlachten“ keinen Einhalt zu thun vermochten, sogar diese Frau, der man doch gewiß den Vorwurf schwacher Nerven nicht machen konnte, fing zu zittern an, als sie hörte, der gefürchtete Räuberanführer befinde sich in ihrem Hause.

Wie zuerst die Aufwärterin, dann der Herr Vetter, so verlor jetzt auch die Frau Mahm ihren Redefluß und stammelte:

Der — Gra — sel — bei — uns?

Der Wirth erzählte ihr in wenig Worten die Scene mit dem Fremden und die Aufwärterin mußte ihre Behauptung wiederholen.

Frau Eva erholte sich nach und nach von dem Schreck und gewann ihre Ruhe wieder.

Ich denke, schloß ihr Gatte seine Rede, wir thun am besten, wir zeigen den Fall sogleich dem Herrn Bürgermeister an . . .

Bei Leibe, rief die Dame auffahrend, das hieße in ein Wespennest stechen.

Aber Gattin, bedenk' doch, unser Herr Bürgermeister —

Hat kein Wespennest, daß weiß ich, aber der Grasel hat eines; denk' nur an Meißau, wo man den Grasel auch fangen wollte, haben sie ihn bekommen? Nein! Brandbriefe haben sie gefunden, und die Meißauer, in Angst, daß er ihnen den Markt an vier Ecken anstecken wird, müssen jetzt wie die Nachtwächter herumpatrouilliren. Im Sommer geht es noch an, da sind die Nächte kurz, aber im Winter, die ganze lange Nacht im Schnee herumstreifen und die armen Frauen zu Hause allein und in Angst liegen lassen, für solche Bescheerung dank' ich. Ich laß' mir meine Ruhe nicht rauben und mein Haus nicht über'm Kopf anzünden.

Wenn es uns aber gelingt, den Grasel festzunehmen, dann haben wir ja nichts mehr zu fürchten.

Von ihm freilich nicht, aber desto mehr von seinen Gesellen, die sind noch schlechter wie er, und das ist das Wespennest. Kurz und gut, was uns nicht brennt, löschen wir nicht, wir können den Grasel nicht und kümmern uns um unsere Gäste nicht; — und du — dies galt der Aufwärterin — wenn du nur mit einem Laut verräthst, daß der Grasel bei uns war, so wirst du fortgejagt. Jetzt aber geh' ich hinein, um bei ihm wieder gut zu machen, was du — dies galt den Gatten — verdorben hast.

Während dies theils in der Küche, theils in der Hausflur

vorging, harrte der Gegenstand dieser Verhandlungen der Rückkehr des Wirthes und gab durch sein düsteres Hinstarren zu erkennen, daß er das geringschätzige Benehmen des Gastgebers noch keineswegs überwunden habe.

Das Erscheinen der Wirthin weckte ihn aus seinen Gedanken.

Mein Herr, begann das Donauweibchen sehr freundlich, Sie haben vorhin von meinem Manne ein Extrazimmer für die Nacht verlangt . . .

So ist's, Madame, und ihr Gatte war impertinent genug . . .

Mein Mann ist ein Gimpel, unterbrach ihn die Wirthin eben so rasch als kurz, er weiß nicht, was er spricht; es ist wohl wahr, unsere Lokalitäten sind bereits sämmtlich besetzt, allein besäße mein Mann nur einen Funken Geist und den einem Gastwirthe nöthigen Scharfblick, so würde er sich durch Ihr Aeußeres nicht haben täuschen lassen, und hätte Sie gewiß mit mehr Aufmerksamkeit behandelt.

Diese Worte verfehlten nicht, deu Reisenden stutzig zu machen, seine Miene verrieth Befremden, welches gar bald einer leicht erkennbaren Verlegenheit Platz machte.

Es ist kein Zweifel, er ist's! dachte das Donauweibchen, that jedoch, als habe sie nichts bemerkt und fuhr fort:

Ich bitte Sie demnach, auf die Aeußerungen meines Mannes keinerlei Gewicht zu legen, und mir zu folgen. Ich werde Sie in meinem Kabinette einlogiren und Sorge tragen, daß Sie keinen Grund zu Klagen haben werden.

Der junge Mann sah die Wirthin erstaunt an, doch gewann sein Antlitz eine freundlichere Miene, er schlug die angebotene Begünstigung nicht aus und machte die Bemerkung, daß er seine Zeche anständig bezahlen werde.

Frau Eva produzirte eine Pantomime, die sagen sollte: „Davon ein andermal" und führte nun den Gast in höchst eigener Person in das erste Stockwerk, wo sich das für ihn bestimmte Kabinet befand.

Diese unerwartete Auszeichnung blieb nicht vereinzelt.

Der junge Mann hatte sich's kaum bequem gemacht, so erschien auch schon die Aufwärterin und begann ein Souper zu serviren, in seinen Bestandtheilen zwar etwas derb und bürgerlich, aber frisch und schmackhaft — dazu mehrere Bouteillen vortrefflichen Weines, echt österreichisches Blut; der Gast, der nichts befohlen hatte, lächelte über die eigennützige Zudringlichkeit, denn er wähnte, man wolle sich für das Nachtquartier zum Theil auch durch eine erhöhte Zeche bezahlt machen.

Er ließ indessen die Leute gewähren und genoß, was ihm beliebte.

Einige im Nebengemache zwischen zwei Frauen gewechselte Reden machten ihn zuerst auf seine Nachbarschaft aufmerksam; als die Aufwärterin später bei ihm eintrat, um den Tisch abzuräumen, fragte er sie, wer denn die Dame nebenan sei?

Sie ist eine Fremde, die ebenfalls bei uns übernachtet, sie kam mit Extrapost nach Krems und wird morgen Früh abermals mit Post von hier abreisen.

Hat sie Begleiter?

Sie reist ganz allein.

Wahrscheinlich eine alte Frau?

Im Gegentheil.

Also jung?

Jung und schön.

Sonderbar, ein junges Mädchen, das allein reist —

Um Vergebung, sie ist kein junges Mädchen, sondern eine junge Frau.

Sie wissen vermuthlich auch ihren Namen?

Nein, den weiß ich nicht, ich hörte nur, wie mein Herr Vetter sie mit „gnädige Frau“ anredete.

Das Eintreten der Wirthin unterbrach die Unterhaltung, ein Wink von ihr entfernte die Aufwärterin, so daß sie mit dem Reisenden allein blieb.

Nun, mein Herr, begann hierauf das Donauweibchen mit

pfifig lächelndem Vollmondsgesichte, wie hat Ihnen meine Küche zugesagt?

Vortrefflich!

Wie steh' ich bei Ihnen in Gnade?

Der Reisende lachte:

Ich meine, einer Frau Wirthin in Stein wird an der Gnade eines unbedeutenden Reisenden wohl wenig gelegen sein.

Die Dame lächelte noch pfiffiger als früher, spielte mit ihren Schlüsseln und erwiderte:

Unbedeutend? So ganz unbedeutend gerade nicht. Uebrigens geht das mich nichts an, ich weiß nichts und will auch nichts wissen; ich bitte nur, nie zu vergessen, daß Sie in dem Gasthause des Herrn Sebastian Spiegel von seiner Gattin Eva Spiegel gastfreundlich aufgenommen und bewirthet worden sind, denn daß ich es Ihnen nur gleich heraussage, von Zechezahlen darf bei Ihnen keine Rede sein, Sie sind unser Gast, das heißt, mein Gast, und die Frau Eva hat sich noch nirgends spotten lassen, wo ihre Ehre und Reputation auf dem Spiele standen.

Der Reisende hörte diese Herzensergießung mit Staunen an und erwiderte dann:

Madame ich weiß nicht wie ich dazu komme mich Ihrer Gunst in so hohem Grade zu erfreuen. Kennen Sie mich?

Ich habe Ihnen schon gesagt, ich weiß nichts; ich will von nichts wissen.

Sie bewirthen einen Fremden.

Fremd oder nicht, das ist gleichviel, lassen Sie sich's heute Nacht wohlbekommen und morgen —

Morgen, unterbrach sie der Fremde, werde ich über alle Berge sein.

Kann mir's denken! bemerkte die Wirthin.

Ich will sehr zeitlich aufbrechen —

Je zeitlicher, desto besser, dachte das Donauweibchen, ohne es indessen laut zu sagen.

Wenn es also Ihr Ernst ist, von mir kein Geld zu nehmen —

Zweifeln Sie ja nicht daran —

Dann muß ich mich für Ihre Gastfreundschaft schon heute bedanken.

O, bitte, machen Sie keine Umstände, ist sehr gerne geschehen.

Darauf begann die Wirthin sich zu empfehlen, wünschte ihrem Gaste sanft zu ruhen und glücklich zu reisen und wollte sich eben entfernen, als ihr noch etwas einfiel.

Sie begab sich zu dem Fremden zurück, näherte sich ihm geheimnißvoll und lispelte ihm gewissermaßen vertraulich in's Ohr:

Nicht wahr, Sie werden sich gleich zu Bette begeben?

Der Reisende blickte sie fragend an.

Sie werden sich die Nacht hindurch ruhig verhalten?

Noch größeres Staunen von der anderen Seite.

Sie werden nichts unternehmen, was mein Haus —

Madame, rief jetzt der Fremde auffahrend, ich begreife Sie nicht —.

Um Gotteswillen, bat die Wirthin ängstlich, nur nicht böse werden, ich habe es Ihnen ja schon gesagt, ich weiß von nichts, ich will von nichts wissen; ich kenne Sie nicht, ich will Sie nicht kennen, mir ist nur wegen der schönen vornehmen Dame, ja vornehm ist sie gewiß, denn sie hat viel Schmucksachen.

Sind Sie unbesorgt, ich weiß wie ich mich Damen gegenüber zu benehmen habe.

Um ihren Gast nicht neuerdings zu erzürnen, empfahl sich die Wirthin zum zweiten Male und entfernte sich nun in Wirklichkeit.

Das muß man dem Grafel lassen, murmelte sie, während sie die Treppe hinabkeuchte, er wäre ein hübscher Mann, wenn er nur keinen so abscheulichen Bart trüge! Auch galant versteht er zu sein, das heißt, wenn er es der Mühe werth findet. — Ach, wenn der Spitzbube nur schon wieder aus meinem

Hause fort wäre! Ich fürchte, ich fürchte, es wird heute Nacht noch was geben!

Drittes Kapitel.

Wie der Mann aus dem Kahn und die Dame aus der Kalesche sich kennen lernen.

Ein Zufall hatte es gefügt, daß der junge Reisende, der die Donau herabgeschwommen kam, und die junge Dame, welche in einer Kalesche anlangte, für eine Nacht, die sie im Gasthofe zu Stein zubrachten, Nachbarn wurden; die Kabinette, welche sie angewiesen erhielten, waren nur durch eine dünne Ziegelwand getrennt, und man hörte bequem in dem einen, was in dem andern auch nur halblaut gesprochen wurde.

Der junge Mann erfuhr über seine Nachbarin, daß sie jung, hübsch und vornehm sei, es war daher natürlich, daß er Verlangen trug, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Die Dame, als sie ohne Arges zu denken sich bei der Wirthin um ihre Nachbarschaft erkundigte, erhielt geheimnißvoll die Worte zugelispelt.

Ihr Nachbar ist ein junger Mann, der wie ein Handwerksbursche aussieht, hinter dem aber ganz etwas Anderes steckt.

Dieser Orakelspruch der Stein'schen Pythia lenkte die Aufmerksamkeit der Reisenden zuerst auf ihren Nachbar, sie lauschte, hörte seine Unterhaltung mit der Wirthin, und machte die Bemerkung, daß der junge Mann sich nicht nur manierlich ausdrückte, sondern daß auch seine Mundart, seine Art zu sprechen von jener der gewöhnlichen Handwerksburschen sich sehr vortheilhaft unterscheide. Der Orakelspruch der Frau Spiegel schien demnach keineswegs aus der Luft gegriffen.

In dem Busen der jungen Dame erwachte nun die

Neugierde, und es drängte sie zu wissen, welche berühmte Persönlichkeit hinter dem bescheidenen Inkognito stecke.

Beide Nachbarn hegten also, und zwar ein Theil ohne Wissen des anderen, den Wunsch, sich zu sehen. Beide dachten aber nicht daran, die Erfüllung dieses Wunsches durch irgend einen ungewöhnlichen oder gar auffälligen Schritt herbeizuführen.

Es war, wenn wir uns so recht ausdrücken dürfen, ein bescheidenes spießbürgerliches Sehnen, welches sicherlich unbefriedigt geblieben wäre, wenn nicht ein Zufall es begünstiget hätte.

Die Nacht war bis zur zehnten Stunde vorgeschritten, als sich plötzlich jenseits der Donau der Himmel zu röthen begann, und von den Thürmen der Städte Krems und Stein das Feuerzeichen erdröhnte.

Die kaum eingetretene Ruhe war verscheucht, die Straßen belebten sich, man eilte hinaus, um nach der Stätte des Unglücks zu spähen.

Frau Eva stürzte beim ersten Feuerrufe aus der Küche, wo sie noch immer hanthirte, auf die Straße und rief, sich augenblicklich orientirend:

Heiliger Floriani, das Feuer ist jenseits der Donau, im Ziegelofen hinter der großen Lacken!

Ein Gedanke, der ihren Kopf durchschoß, ließ sie auf ihren Gatten zustürzen, der unweit davon stand.

Seinen Arm fassend, zog sie ihn in's Haus und an Händen und Füßen zitternd, raunte sie ihm in's Ohr:

Um aller Heiligen Willen, Sebastian, schau hinauf, ob der Grasel noch oben ist?

Bei dieser Erinnerung an seinen misteriösen Gast durchfuhr es den Gastwirth wie eine Legion böser Geister, und er begann nun ebenfalls zu beben.

In diesem Momente dem Räuber entgegen treten, dünkte ihm eine Aufgabe, welcher sich zu unterziehen weder seine Kraft, noch viel weniger sein Muth ausreichte.

Die Furcht überwand den Geist der Subordination, der den Kremser Ordensritter stets beseelte, und machte ihn zum Empörer gegen seine Gattin und Herrin.

Everl, stammelte er, ich geh' nicht hinauf. Ich habe den Grasel nicht in's Haus gerufen, ich hab' ihm keine Unterkunft angeboten, ich trage weder die Folgen seiner An- noch seiner Abwesenheit.

Dieser unerhörte Widerspruch ihres Gatten regte die Wirthin fast noch mehr auf wie die Feuersbrunst jenseits des Stromes und die Anwesenheit des gefürchteten Räuberchefs in ihrem Hause.

Sie prallte drei mächtige Schritte zurück und wollte eben anfangen gegen den Rebellen loszudonnern, als sie sich noch zu rechter Zeit entsann, daß der jetzige Moment zu ehelichem Streite kein passender sei, worauf sie blos Herrn Sebastian ihre zusammengeballten Fäuste drohend entgegenschüttelte und zwischen den Zähnen hervor murmelte:

Na, wart nur, wir zwei werden mit einander schon abrechnen; morgen ist auch noch ein Tag!

Darauf eilte sie auf die Flur.

O, dachte sie, ich habe die heutige Nacht nicht umsonst gefürchtet, ich ahnte es gleich', daß es etwas geben werde! Wo der Grasel hinkommt, sind auch seine Gesellen in der Nähe und sie haben, wer weiß warum, den Ziegelofen in Brand gesteckt. Aber wissen muß ich doch, ob der Räuber fort ist, um seinen Gesellen am Ziegelofen beizustehen, oder ob er gar noch oben ist? O, er ist zu Allem fähig! Er steht vielleicht ruhig am offenen Fenster und sieht zu, wie seine Genossen rauben und stehlen, als ob er nicht zu ihnen gehörte, der Spitzbube!

Nach dieser Lamentation rief sie die Aufwärterin und befahl ihr, hinauf zu gehen und zu horchen, ob der Grasel in dem ihm angewiesenen Zimmer noch weile?

Das Mädchen schlich hinauf, kam aber schon nach einigen Minuten zurückgeflogen und raunte der Wirthin in's Ohr:

Frau Mahm, das Kabinet ist leer.

Heiliger Florian!

Der Grasel ist fort!

Ich habe mir's gedacht. Nahm er den Weg durch's Fenster?

Das weiß ich nicht.

Hast du das Kabinetsfenster offen gefunden?

Ich hab' mich nicht darum bekümmert, wie ich das Kabinet leer gesehen habe, dachte ich an nichts mehr, sondern flog herab, es ist gewiß, er ist fort!

Frau Eva schlug die kurzen Hände über dem Kopf zusammen und jammerte:

O, wenn nur die Nacht schon vorüber wäre, an diesen Kremser Jahrmarkt werde ich mich erinnern und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte.

Ein erneuertes Geräusch auf der Straße erregte die Aufmerksamkeit der Wirthin, sie vernahm Pferdegetrab und keuchte hinaus.

Bevor wir erzählen, was sich im Gasthofe weiter begab, wollen wir nach dem Räuber spähen, dessen Kabinet die Aufwärterin leer fand.

Wo weilte er?

War er wirklich entflohen, um seinen Gesellen am Ziegelofen zu Hilfe zu kommen?

O nein, der junge Mann weilte im Kabinete bei der schönen Nachbarin.

Wie war er hinüber gekommen?

Wir wollen es sogleich mittheilen.

Als das erste Feuerzeichen ertönte und die Flammen ihre schauerliche Helle herüber warfen, stieß die Dame einen lauten Angstruf aus, denn im ersten Momente wähnte sie, das Gasthaus stehe in Flammen.

Der junge Mann, der die Brunst schon einige Minuten früher wahrgenommen hatte, glaubte seine unbekannte Nachbarin beruhigen zu müssen, und rief hinüber:

Gnädige Frau, erschrecken Sie nicht, der Gasthof befindet sich nicht in Gefahr, das Feuer ist jenseits der Donau.

Ich danke Ihnen, mein Herr, erwiderte eine feine, sanfte Stimme, o welch' eine fürchterliche Helle . . . .

Hat der Glockenruf Sie geweckt, gnädige Frau?

O nein, ich war noch nicht zu Bette und jetzt könnte ich auch gar nicht mehr schlafen, der Schreck hat mich zu sehr aufgeregt.

Die Unterhaltung war trotz der Scheidewand angeknüpft, und der junge Mann, den es drängte, die Nachbarin zu sehen, bat im Verlaufe derselben um die Erlaubniß, ihr einige Minuten Gesellschaft leisten zu dürfen.

Die Bitte wurde gewährt.

Die von der Aufwärterin erhaltenen Andeutungen hatten nicht nur die Neugierde des Reisenden geweckt, sondern beschäftigten auch seine Fantasie, welche thätig war, von der jungen Dame ein Bild zu entwerfen, ausgestattet mit allen Reizen eines Ideals.

Diesem Fantasiebilde entsprach nun die Wirklichkeit keineswegs; allein die junge Fremde verdiente nichtsdestoweniger die Bezeichnung „schön“ im vollen Maße; sie war zwar kein überirdisches Wesen, dafür konnte es aber selbst der Neid nicht in Abrede stellen, daß sie sich der irdischen Vorzüge einer Menge erfreute.

Ihr Wuchs war nicht ätherisch, doch immerhin schlank; ihre Formen üppig, doch zu voll, um die Bezeichnung grazienhaft zu verdienen.

Das Antlitz, statt in edler ovaler Form, prägte sich mehr kreisrund aus, dazu volle Wangen, großgeschnittene Augen, was mit dem runden Kinn und dem südlich braunen Teint dem Ganzen einen etwas ordinären Tipus verlieh, den selbst die hübsch geformte Nase, die Amorettengrübchen in den Wangen, die Zähne vom reinsten Weiß, das dunkelglühende Auge nicht zu verwischen vermochten.

Die Totalerscheinung der Dame, von den ebenholzschwarzen Haaren angefangen, dessen Locken selbst im Lichte der bescheidenen Gasthausbeleuchtung wie schwarze Seide glänzten, bis hinab zu dem nicht langen, aber etwas hohen Vorderfuß zeigten die Vorzüge, aber auch die Mängel einer südlichen Abstammung, und der Eindruck, den sie bei dem

jungen Manne hervorbrachte, war ein überaus günstiger, ja er war vielleicht ein um so größerer, da die Ueberraschung, etwas ganz Anderes gefunden zu haben, als er erwartete, die Wirkung noch mehr vergrößerte.

Die Fremde trug ein schwarzes Seidenkleid, — auf dem Sofa lag ein Mantel von gleichfarbigem Sammt mit feinem lichtbraunem Zobel verbrämt, daneben stand ein Federhut, der diesem Aufwande bei einem Reisekostüme vollkommen entsprach.

Abgesehen von den kostbaren Gewändern mußte der überreiche Schmuck auffallen, mit dem die junge Reisende reichlich bedeckt, ja fast überladen war. Goldene Armbänder und Spangen, glitzerndes Ohrgehänge, Perlenschnüre und Ringe, kurz wohin man blickte, gab es edles Metall oder Steine von hohem Werthe.

Der Gegensatz zwischen den beiden sich gegenüberstehenden Personen war in der That groß.

Das grobe schlichte Kleid des jungen Mannes trat gegenüber dem Luxus der Dame in den Hintergrund, man konnte es dieser auch leicht ansehen, daß sie von dem Anblicke nicht sehr angenehm überrascht wurde, allein sie entsann sich noch rechtzeitig der von der Wirthin erhaltenen Andeutung, daß hinter dieser Verpuppung ein anderer als ein Handwerksbursche stecke und verbarg jede Bewegung.

Der junge Mann verneigte sich anständig und sagte:

Gnädige Frau, ich mache von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch.

Ich nehme mein Wort nicht zurück, erwiderte die Dame etwas gezwungen, obwohl ich es ein wenig zu voreilig gab.

Die Lage, gnädige Frau, entschuldiget Alles. Man setzt sich auf der Reise über Manches hinweg, was man daheim sich nicht erlauben würde, und die Gewohnheiten und Ceremonien der vornehmen Gesellschaft leiden nirgends so viel als eben auf der Reise.

Ei, mein Herr, Sie sprechen von den Gewohnheiten vornehmer Gesellschaften, sind Sie mit diesen Gewohnheiten und Ceremonien bekannt?

Der junge Mann lächelte und versetzte:

Mein Kleid läßt Sie daran zweifeln, gnädige Frau, ich finde dies natürlich; allein das Kleid wechselt mit den Verhältnissen; ist es nun nicht möglich, daß meine Verhältnisse noch vor Kurzem denjenigen, in denen ich mich jetzt befinde, ganz entgegengesetzt waren? kann ich nicht von irgend einer reichen Familie abstammen und durch fremdes oder eigenes Verschulden herabgekommen sein? Jetzt bin ich ein Reisender, der, sein Ränzchen auf dem Rücken, durch die Welt zieht, wer weiß, ob ich nicht vor wenigen Monaten in einer Equipage fuhr ...

Und ob Sie nicht, unterbrach ihn die Dame, in einigen Monaten oder noch früher abermals in einer Equipage fahren werden?

Ich bestreite die Möglichkeit nicht, entgegnete der junge Mann lächelnd, obwohl ich daran zweifle —

Wie heißen Sie, mein Herr?

Gabriel Lespin.

Der Name klingt nicht deutsch ...

Je nachdem man ihn ausspricht; wenn man ihn „L'Espine" schreibt, könnte ich sogar ein Franzose sein.

Und Sie sind?

Ich bin nichts als ein einfacher schlichter Reisender.

Sie weichen mir aus, mein Herr.

Um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, werde ich so frei sein mich Ihnen gegenüber niederzulassen.

Er that was er sagte.

Die Dame schüttelte den Kopf.

Ich weiß nicht, begann sie wieder, wofür ich Sie halten soll?

Ich überlasse dies Ihrem Scharfsinne.

Sie scheinen mir gefährlich, mein Herr.

Beliebt es Ihnen vielleicht, mich für den Grasel zu halten? fragte Derjenige lächelnd, der sich Gabriel Lespin nannte.

Der Grasel! rief die Dame erschrocken und stierte den jungen Mann lautlos an.

Sie entsann sich der Unterhaltung mit dem Kremser Postmeister, und mochte es immerhin für möglich halten, den berüchtigten Räuberchef vor sich zu sehen.

Diese interessante Situation, deren weiteren Verlauf zu bestimmen, wir nicht in der Lage sind, wurde von Außen her plötzlich unterbrochen.

Ein erneuerter Lärm auf der Straße erschreckte die Dame, sie eilte an's Fenster und öffnete es trotz der kalten Nachtluft.

Gabriel folgte ihr.

Aus dem Stimmenchaos, welches von Unten heraufdrang, konnten die Reisenden am offenen Fenster nichts deutlich vernehmen als den Namen „Grasel“.

Viertes Kapitel.

Wie man in Stein auf den Grasel fahndet.

Was gab es auf der Straße vor dem Gasthofe?

Was war während der Unterhaltung der beiden Reisenden im ersten Stockwerke, zu ebener Erde vorgegangen?

Wir wollen es sogleich erzählen.

Die Gastwirthin, von der vermeintlichen Flucht ihres Passagiers geängstigt, war — wie wir bereits erwähnten — durch Pferdegetrab auf die Straße gelockt worden.

Ein Husarenoffizier, von einer Ordonnanz gefolgt, sprengte daher, frug, ob hier noch ein Abendmahl zu bekommen

sei und ritt, als er eine bejahende Antwort erhielt, mit seinem Begleiter in den Hof.

Der Husar, ein Graukopf mit einem tüchtigen Schnurrbart, schwang sich flink vom Pferde, übergab seinem Diener die Zügel, lispelte ihm einige Worte zu und verfügte sich dann in die Schankstube.

Beim ersten Anblicke der beiden Reiter gerieth Frau Eva vor Angst schier außer sich, denn sie wähnte nichts Anderes, als die Soldaten seien gekommen, aus ihrem Hause den Grasel zu holen; als jedoch der Offizier zu einer Haussuchung keine Miene machte, sondern blos wacker trank und noch wackerer aß, als ob im ganzen Waldviertel gar kein Grasel existire, so verlor sich nach und nach ihre Angst und sie begann wieder leichter zu athmen.

Dies sollte indessen nicht lange dauern.

Am Donau-Ufer standen noch immer Leute, welche den jenseitigen Brand angafften.

Herr Spiegel begab sich auch zeitweilig vor die Thüre, um sich von dem Zu- und Abnehmen des Brandes zu überzeugen.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo er seinen Namen rufen hörte.

Er wendete sich nach der Seite, woher der Ruf kam, und gewahrte den Herrn Amtsschreiber, der zu Handen des dortigen Gerichtes mit der Handhabung der öffentlichen Sicherheit — oder Unsicherheit, wie man's gerade will — beauftragt war.

Von Polizei war damals auf dem flachen Lande wenig die Rede; einige Wächter, von der Art, wie sie noch heute in unseren Lokalpossen paradiren, dienten den pfiffigen Strolchen nur zum Gespötte. Wenn es hoch herging und Noth an Bewaffneten war, mußten die Revierjäger oder Förster aushelfen, und wenn die Gefahr noch mehr stieg und das Gesindel allen Verfolgungen und Nachforschungen trotzte, wurde vom Generalkommando ein sogenanntes Räuberkommando requirirt, dessen Streifungen selten erfolglos blieben.

Besagter Amtsschreiber zog also Hrn. Spiegel bei Seite und flüsterte ihm zu:

Ich habe mit Ihnen über wichtige Dinge zu sprechen.

Bin schon da, Herr Amtsschreiber, was wünschen Sie?

Sagen Sie mir, was für Passagiere haben Sie in Ihrem Hause?

Dem Gastgeber fing es an, vor den Augen zu flunkern. Ihm fiel der Grasel ein.

Er stammelte: Passagiere? Ja, ich habe alle meine Zimmer besetzt .... der Markt in Krems ....

Davon ist keine Rede, ich will den Namen und den Stand Ihrer Passagiere wissen.

Du lieber Himmel, es sind Reisende, Kaufleute, Frauen ..

Ach, Sie halten mich nur auf, geben Sie mir die Fremden der Reihe nach an.

Ach Gott, jammerte der Gastwirth, der nicht mehr ausweichen konnte und in seinem Hirn vergebens nach einem Auswege suchte, wie kann ich mir alle die Namen merken?

Sie haben ja nur ein paar Zimmer.

In diesem Augenblicke fand Herr Sebastian, was er suchte, es war ein respektabler Blitzableiter.

Ganz recht, erwiderte er rasch, ich habe nur ein paar Fremdenzimmer, allein, wie Sie wissen, kümmere ich mich um die Leitung des oberen Stockwerkes ganz und gar nicht, das geht meine Frau an, sie oben, ich unten, so halten wir's von jeher, wenn's streng hergeht. Ich werde ihnen, wenn's gefällig ist, meine Everl herausschicken.

Gut, senden Sie mir Ihre Frau; wenn ich die verlangte Auskunft bekomme, ist mir's gleichviel, ob von ihr oder von Ihnen.

Herr Sebastian eilte in's Haus.

Da haben wir's, murmelte er, die Wäsche ist fertig; die Anwesenheit des Grasel in unserem Hause ist verrathen, und sie werden ihn suchen. Erwischen sie ihn, so zünden mir seine Gesellen das Haus an, erwischen sie ihn nicht, so lauf' ich Gefahr, für einen seiner Hehler zu gelten, werde in eine langwierige Untersuchung gezogen, bei der ich am Ende froh sein

kann, ab constancia losgesprochen zu werden. Und wem verdank' ich dies Alles? Meiner Gattin, meiner unvorsichtigen Gattin. Ich will sehen, wie sie sich herauswickelt. Hat sie die Sauce eingebrockt, so soll sie's auch austunken.

Nach diesem Sermon begab er sich zu Frau Eva, und raunte ihr in's Ohr:

Schnell begib dich vor's Hausthor, der Herr Amtsschreiber wünscht mit dir zu sprechen.

Und noch leiser als diese Worte gesprochen waren, lispelte er ihr zu:

Mir scheint, es gilt dem Grasel!

Alle guten Geister, rief die Wirthin bestürzt und eilte hinaus.

O, jammerte sie, ich fürchte, ich fürchte, es wird heute noch viel geben!

Ah, Ihre Dienerin, Herr Amtsschreiber, es freut mich, daß ich die Ehre habe, Sie wieder einmal bei uns zu sehen; wie befinden Sie sich, wie geht's der Frau Gemalin?

In diesem Tone hätte es wahrscheinlich noch eine geraume Weile fortgedauert, wenn der Schreiber ihr nicht in die Rede gefallen wäre.

Ich bitt', liebe Madame, machen wir keine Komplimente und keine Umschweife. Sie haben Passagiere.

Ja, Herr Amtsschreiber, ja, es sind welche da —

Es befinden sich auch noch Gäste in Ihrer Schankstube?

Gewiß, auch Gäste sind noch anwesend.

Nun wohl, so hören Sie mich an. In Ihrem Hause, entweder unter den Passagieren oder unter den Gästen befindet sich eine sehr gefährliche Person —

Eine sehr gefährliche Person? Das kann niemand Anderer sein als der Hochberger Nikl, der Raufbold, der da zecht —

O höher, Frau Spiegel, dieses Mal handelt es sich um etwas mehr, als um einen gewöhnlichen Kirchtagsraufer, kurz und gut, in Ihrem Hause befindet sich der Grasel —

Das Donauweibchen machte einen Luftsprung und rief:

Der Grasel, so ist es also doch wahr?

Da Frau Spiegel die Gewißheit hatte, daß die Anwesenheit des berühmten Räubers in ihrem Hause der Obrigkeit kein Geheimniß mehr sei, so hütete sich wohl, die Unwissende zu spielen, sondern begann zeitlich genug, wie Herr Pilatus, ihre Hände zu waschen; mit kluger Berechnung warf sie dem Amtsschreiber die Worte: „So ist es also doch wahr?“ wie einen Angelhaken hin, denn sie wußte, daß er wie ein hungeriger Fisch darnach schnappen würde.

Dies geschah auch.

Was ist wahr? fragte er rasch, haben Sie vielleicht etwas bemerkt?

Ei freilich, einer der Passagiere im ersten Stock ist mir gleich verdächtig vorgekommen; denken sie sich, Herr Amtsschreiber, ein simpler Handwerksbursche, der ein Zimmer für sich, ganz allein für sich miethet.

Der ist's und kein Anderer, frohlockte der Schreiber, endlich ist uns der Vogel in's Nest geflogen. Werde gleich rapportiren. Stünden uns mehr Bewaffnete zu Gebote, wir würden das Haus umzingeln, da dies aber nicht gut möglich ist, so müssen wir uns mit einem Ueberfalle begnügen. Der Spitzbube befindet sich also im ersten Stocke?

Thüre Nummer Fünf, erwiderte die dienstfertige Wirthin schnell, dabei aber dachte sie: Ihr könnt' lange suchen, bis Ihr ihn findet, der Galgenvogel ist schon längst über alle Berge!

In diesem Momente kamen mehrere bewaffnete Gerichtsdiener einher, an ihrer Spitze der Chef des Amtsschreibers.

Die Expedition durfte sich keiner besonderen Heimlichkeit rühmen, denn hinter den Häschern wälzte sich, von der Helle der noch immer andauernden Brunst beleuchtet, ein Schwarm Neugieriger einher, der nicht ermangelte, das gehörige Aufsehen zu erregen.

Man wird Jemand arretiren!

Wahrscheinlich einen Marktdieb!

Warum nicht gar! Es gilt ja, wie der eine Wächter erzählte, dem Grasel!

Dem Grasel?

Ah, ah, dem Grasel!

Mit dieser Parole langte man vor dem Gasthofe an, es war daher natürlich, daß dieses Wort auch zu den Ohren der beiden Reisenden drang, die, wie wir erwähnten, im ersten Stocke an's offene Fenster getreten waren.

Die Dame erschrak, und sagte zu Gabriel:

Ach Gott, man sucht den Räuber; der schreckliche Mensch wird doch nicht in unserem Gasthofe verborgen sein?

Der junge Mann antwortete nicht.

Die Finsterniß verbarg glücklich die Verlegenheit, in die er seit einigen Augenblicken gerathen war.

Gnädige Frau, sagte er rasch, ohne auf die an ihn gerichtete Frage zu antworten, die Nacht rückt vor, ich muß mich auf mein Zimmer begeben, mir wird vielleicht nicht mehr das Vergnügen zu Theil werden, Sie hier zu sprechen, denn ich reise sehr früh ab; ich muß daher jetzt Abschied von Ihnen nehmen, doch kann ich mich nicht von Ihnen trennen, ohne den Gedanken mit mir zu nehmen, Sie wieder zu sehen. Ich flehe Sie daher an, sagen Sie mir, wohin Sie reisen?

Ich reise nach Wien.

Werden Sie dort längere Zeit verweilen?

Ja.

Darf ich Sie in Wien aufsuchen?

Ich kann es Ihnen nicht verwehren.

Wollen Sie mir zum Abschied Ihren Namen nennen?

Ich heiße Judith.

Fragen und Antworten folgten so rasch aufeinander, daß die Dame zum Ueberlegen keine Zeit gewann, obwohl ihr jetzt die lebhafte Unruhe, in welche der junge Mann gerathen war, nicht mehr entging.

Genügt der Taufname, um eine Person in einer so großen Stadt, wie Wien ist, aufzufinden?

Mein Herr, in Ihnen ist seit einer Minute eine Veränderung vorgegangen, die mir auffällt, ich muß bekennen, Ihr Drängen befremdet mich eben so sehr, wie die Eile

mit der Sie das Gespräch plötzlich abbrachen, um Abschied zu nehmen.

Ihr Befremden, gnädige Frau, ist gerecht, mein Benehmen ist in Wirklichkeit auffallend, allein — ich kann nicht anders — Verhältnisse bestimmen die Handlungen des Menschen —

Die Dame, welche sich Judith nannte, wich betroffen einen Schritt zurück.

Ein Gedanke machte sie erbeben.

Wie, wenn dieser Fremde, dem sie gestattet hatte, ihr Gemach zu betreten, der gesuchte Räuber wäre?

Todtenblässe überzog ihr Antlitz.

Genug, mein Herr, rief sie, Gabriel's Rede unterbrechend, entfernen Sie sich, mir ahnt Schreckliches, ich glaube zu wissen, wer sie sind — fort — fort!

Sie bedeckte ihre Augen, denn sie fürchtete sich, den jungen Mann nochmals anzublicken.

Gabriel wollte etwas erwidern — allein das aus dem Hofe heraufdringende Getümmel schreckte ihn aus dem Kabinet, er entfloh.

Während der eben erzählten Scene, die nur wenige Minuten währte, traf die gegen den Räuberanführer bestimmte Eskadre ihre Dispositionen.

Zwei Wächter wurden an die Thüre des Gasthauses postirt, um dem verehrungswürdigen Publikum den Eintritt und dem Herrn Grasel den Austritt zu verwehren.

Zwei Bewaffnete hatten die Aufgabe, die beiden Thüren der Schankstube zu hüten, und Niemanden hinein, noch viel weniger hinaus zu lassen.

Die noch übrigen drei mit den beiden Amtsherren, — die aber diesmal nicht an der Spitze gingen — hatten die Bestimmung, sich in das erste Stockwerk nach Nummer Fünf zu verfügen, und den kühnen Räuber in Empfang zu nehmen.

Unter den Gästen in der Schenkstube, unter den Gaffern auf der Straße und unter den wenigen Personen im Hofe

herrschte eine unglaubliche Spannung, die sich durch eine Todtenstille offenbarte, als ob jeder Einzelne zuerst erlauschen wollte, was oben vorging.

Was gibt es denn in diesem Hause? fragte der Husaren-Officier, der sich noch immer in der Schankstube befand, den Wächter an der Thüre.

Wir werden den Grasel fangen! erwiderte dieser leise und vertraulich.

Den Grasel? Ah, das wird ein hübsches Stück Arbeit geben, da möchte ich auch dabei sein.

Bitte, Euer Gnaden, Herr Offizier dürfen schon hinaufgeh'n, wenn's Ihnen beliebt, sagte die Wache mit einer sehr höflichen Verbeugung.

Der Husar verließ die Schankstube, begab sich aber nicht hinauf, sondern hinaus in den Hof.

Wie früher von Unten hinauf, so drang jetzt das Geräusch von Oben herab.

Was gab es?

Man hatte die Thüre von Nummer Fünf angelweit offen gefunden — der Passagier war fort.

Die Wirthin, welche mit ihrem Gatten im Hofe stand, flüsterte diesem zu:

Der Spitzbube war schon fort, bevor sie noch ankamen, ich möchte nur wissen, woher er Wind hatte.

Aufpassen, rief jetzt eine befehlende Stimme durch ein Fenster von Oben herab, aufpassen, damit Niemand das Haus verläßt.

Diese Weisung galt offenbar den beiden Schildwachen am Hausthore, nichtsdestoweniger setzte sich der Husaren-Offizier, der mit seinem Begleiter zu Pferde gestiegen war, in Bewegung, und Beide ritten gegen das Thor.

Hier darf Niemand passiren! rief ihnen die eine der Schildwachen zu.

Auch wir nicht? fragte der Offizier, ohne den Schritt seines Pferdes zu hemmen.

Niemand! versetzte der standhafte Posten.

Kaum war dieses Wort gesprochen, so erleuchtete ein Blitz den Thorweg, ein Pistollenknall erschütterte das Gewölbe, vielstimmiger Schreckensruf ertönte, und die allgemeine Bestürzung benützend, sprengten die Reiter aus dem Hause.

Die gaffende Menge vor dem Gasthofe floh bestürzt auf die Seite.

Plötzlich schrie ein Mann aus dem Haufen, indem er auf das Pferd des Offiziers deutete:

Maria und Josef, das ist der gestohlene Schimmel des Kremser Postmeisters, ich kenn' ihn genau, er hat nur einen halben Schweif.

Haltet ihn auf! haltet ihn auf!

Das ist der Grasel!

Haltet ihn auf!

Alles schrie, Alle liefen, und streckten die Hände aus, aber Niemand warf sich den beiden Reitern in den Weg, die wie auf Windesflügeln dahin brausten.

Oben war der Handwerksbursche aus Nummer Fünf verschwunden — unten war der Husar auf dem gestohlenen Schimmel entwichen — die guten Steiner schüttelten in Corpore die Köpfe, die einen behaupteten, der Handwerksbursche sei der eigentliche Grasel gewesen, die Andern schwuren wieder, der Räuber sei in der Husarenuniform gesteckt, es fehlte nicht viel, so wäre zwischen den Parteien ein Schisma ausgebrochen, welches Unglück aber durch Frau Eva Spiegel verhütet wurde, die den historisch merkwürdigen Ausspruch that:

Was liegt daran, ob der Grasel oben oder unten gesteckt hat? Wenn man doch nur den Falschen erwischt hätte, so wüßte man wenigstens, welcher der Echte war! So aber haben wir keinen von Beiden gefangen, und es ist das Beste, wir schweigen darüber, man könnte uns sonst was Unangenehmes nachrühmen.

Dieser sehr weise Rath wurde auch befolgt.

Wir unserseits bitten die geehrten Leser und Leserinnen sich zu gedulden, ihnen soll die Lösung des Räthsels nicht entzogen bleiben.

Fünftes Kapitel.

Zwei Citate.

Der Gang der Ereignisse zwingt uns das platte Land zu verlassen und die Residenz zu betreten.

Der Schauplatz dieses Gemäldes wechselt oft; unstätt und bewegt wie das Leben seiner Hauptpersonen, folgen wir den Spuren der Handlung, und der Leser muß sich die Mühe nehmen, uns im Geiste zu begleiten.

Wir begeben uns nach Wien, und zwar im November des Jahres 1815.

Die Kaiserstadt harrte freudig der Geburt des Friedens, der zweite, der seit kaum achtzehn Monden in Paris zur Welt kam, und der — jetzt erst sind wir in der traurigen Lage, es angeben zu können — nur vierzig Jahre alt werden sollte, denn im Jahre 1853 wurde er zu Grabe getragen.

Ach, flüchten wir uns aus der trüben Gegenwart zurück in jenes Jahr der hoffnungsreichen Zukunft, wo ein dreiundzwanzigjähriger Krieg eben zu Ende ging, wo die Völker aufzuathmen begannen von dem abgeschüttelten Joche einer aus ungezüngelter Freiheit emporgeschossenen, eben so ungezügelten Zwingherrschaft, flüchten wir uns zurück in das Jahr 1815, wo der Krieg im Grabe und der Friede in der Wiege lag, während jetzt der Friede im Grabe ruht, und der Krieg ein schon hübsch ausgewachsener Junge, den ganzen Welttheil mit seinen eisernen Armen zu umschlingen droht.

Wien im November 1815.

Es war eine glückverheißende Zeit!

Die Donner von Waterloo (am 18. Juni) waren verhallt — der gestürzte Napoleon landete am 15. Oktober auf St. Helena, und am 20. Oktober unterzeichnete man in Paris die Friedensakte.

Doch kein Glück ist vollständig, keines soll der Mensch ungetrübt genießen.

Der Krieg war wohl zu Ende, doch begannen die Folgen des Krieges, die Nachwehen fühlbar zu werden; das platte Land wimmelte von Marodeurs, Ausreißern und arbeitsscheuen Abgedankten, welche an beiden Donauufern bis nahe an die Residenz ihr Unwesen trieben und in den Wäldern bis tief in's Böhmerland hinein sich ausbreiteten.

Ein großer Theil der österreichischen Armee stand noch in Frankreich, ein anderer in Italien und an den Grenzen der Monarchie, ein Rest hatte die Festungen besetzt, die inneren Lande waren daher vom Militär entblößt, welches dem Uebel gar bald gesteuert hätte.

Der Kanonendonner verschlingt Musketenschüsse; so lange der große Krieg wüthete, verhallten die Klagen, welche der kleine Krieg gegen das Eigenthum den Betroffenen erpreßte — erst als jener verstummt war, wurden diese gehört.

Das Jahr 1815 ist daher dasjenige, wo man der Stimme der mißhandelten öffentlichen Sicherheit Gehör schenkte, um endlich dem immer kühner werdenden Räuberunwesen entgegen zu treten und dem gefährlichen Zustande ein Ende zu machen.

Wir werden bald sehen, in welcher Weise man es bewerkstelligte.

Das glückliche Wien! Welch' eine Fülle von Unterhaltungsstoff war ihm wieder mit einem Male geboten worden!

Es hätte wahrhaftig einer üppigen Fantasie bedurft, nach den überreichen Ergebnissen der letzten Jahre, nach dem Versiegen aller Kriegsquellen, nach dem Weltleben, welches sich während der Kongreßzeit in Wien entfaltete, wieder etwas zu erfinden, was die besondere Theilnahme des verehrungswürdigen Publikums anzuregen im Stande gewesen

wäre; aber siehe da, was zu erfinden so schwer gewesen wäre, das lieferte die Wirklichkeit ohne Anstrengung.

Die Franzosen waren gebändigt, der Bonaparte gefangen, der „Beobachter“ wurde leer, man fing schon an einige Leere zu fühlen, da tauchte aus den Wogen der Zeit der Grasel empor, und der Leviathan hatte seine Nahrung.

Wer war der Grasel?

Ein Räuberführer, das ist wahr, allein nicht der Umstand, daß er raubte, machte von ihm sprechen, nicht sein Gewerbe machte ihn berüchtiget, sondern die Art und Weise, wie er es betrieb, die Grundsätze, welche zu befolgen er seine Bande zwang, die tausend und tausend Geschichten, die nach Wien verpflanzt und hier von Mund zu Mund gingen, verschafften ihm eine Art Berühmtheit.

Der Name Grasel war aber nicht nur allenthalben gekannt, sondern auch gefürchtet, er verbreitete panischen Schrecken; daher kam es, daß auf diesen Namen hin sich kleinere Räuber- und Diebsbanden bildeten, die auf Grasel's Rechnung raubten und stahlen, so daß es wirklich schwer fiel, den Ort zu bestimmen, wo das Uebel anzufassen sei?

Hier fand man Einen auf der Straße erschlagen, dreißig Meilen davon wurde zur selben Zeit eingebrochen, in einer dritten Gegend stahl man eine Kuh, und in einer vierten wurde ein Rittergut geplündert, und das Alles sollte der Grasel gethan haben!

Der Grasel war überall und nirgends; wohin man blickte, gewahrte man seinen Schatten und wo man hinschlug, dort war er verschwunden.

Wir lieben es nicht, in unseren Erzählungen die Hauptpersonen einer weitläufigen Schilderung zu unterwerfen und ihre Charaktere durch Worte und Reflexionen zu zeichnen; wir ziehen es vielmehr vor, sie ganz kurz einzuführen, ihnen aber dann Gelegenheit zu bieten, ihren Charakter nach und nach zu entfalten und durch That und Wort sich selbst zu zeichnen.

Diesem Grundsatze werden wir auch diesmal treu bleiben. Die Leser werden den Mann, der unserer Erzählung seinen Namen lieh, am besten kennen lernen, wenn sie ihn nach seinen eigenen Handlungen beurtheilen, wenn sie nach und nach seine Gedanken, Gefühle und Leidenschaften aus der Tiefe seines Herzens emporsteigen sehen; wir enthalten uns sorgfältig, ein Vorurtheil für oder gegen ihn zu wecken. Eines jedoch können wir uns nicht versagen, wir wollen zwei Stellen über ihn aus Druckwerken wiedergeben, aus Werken, welche in Bezug auf ihren Inhalt wesentlich von einander verschieden sind.

Das erstere dieser Bücher, dessen Verfasser auf dem Titel nicht genannt ist, liefert in geistreichen Skizzen Schilderungen der sozialen Zustände Oesterreichs unter Kaiser Franz dem Ersten *).

Demselben entnehmen wir folgende Zeilen:

„Um diese Zeit nun begann der Polizei der berüchtigte „Räuberhauptmann Grasel schlaflose Nächte zu bereiten; „dieser österreichische Karl Moor des neunzehnten Jahr„hunderts."

„Wie auf der Bühne, so in der Welt, muß uns oft mit „den Gebrechen der menschlichen Natur, welche der Schuft „entehrt, der Räuber versöhnen u. s. w."

„Die Tagespresse widmete damals der Erscheinung die„ses nicht gewöhnlichen Verbrechers geringe Aufmerksamkeit; „er war ein gemeiner Abenteurer, der „weder schreiben „noch lesen" konnte, indeß vielen „natürlichen Ver„stand" besaß, und den „Pöbel" **) durch Freigebigkeit „in sein Interesse zog."

---

*) Leipzig 1844. Der Verfasser dieses Werkes war zur Grasel-epoche bei der Prager Stadthauptmannschaft angestellt, und dort selbst bei einer Expedition betheiligt, wo man auf den Grasel fahndete, was im nächsten Kapitel erzählt werden wird.

**) Die drei hervorgehobenen Stellen sind Ausdrücke eines Aktenstückes, welches wir noch im Verlaufe dieses Bandes mittheilen werden.

„Wie würde man das heute auffassen?"

„Die Durchschnittszahlen der Kriminalstatistik von drei „Jahrzehenden haben uns seither belehrt, daß „Lesen und „Schreiben" die Verbrechen nicht vermindern, höchstens ihre „Formen verändern kann, überhaupt als Kulturmittel für „„Volksbildung" nicht den übertriebenen Werth hat, welchen „einseitige Civilitätsprediger ihm vorzugsweise beilegen. Wer „schreiben kann, bedarf allerdings nicht des Raubmordes „um sich zu helfen, denn er kann fälschen u. s. w. In wie „fern blos äußerliche theilweise Bildung auf die Sittlichkeit „Einfluß gewinnt und wie sich das dem Forscher in den „Thatsachen darstellt, bedarf einer weiteren Ausführung, „wozu hier nicht der Ort ist. Auch liegt uns eine andere „Seite jener Erscheinung näher."

„Wir sehen hier zwar einen begabten, aber bildungslo„sen Menschen, der zum Feind der gesellschaftlichen Ord„nung, des Eigenthums erzogen ward. Als Soldat*) „kommt er zum vollen Gebrauch seines Verstandes, zum „Bewußtsein seiner Kraft, auf seinen Zügen mit verschiede„nen Ständen in Berührung und so zur Anschauung der, „sein empfängliches Gemüth empörenden Ungleichheit der „Güter."

„Sich der Zucht einer Welt entledigend, die er im Un„recht mithin sich berechtigt glaubt, durch Unrecht an ihr „sich zu rächen — dann zwischen verschiedenen Besitz- und „Erwerbsweisen nunmehr zu unterscheiden, auf gewisse Le„bensbedingungen Rücksicht zu nehmen gelehrt, wird er nicht „Dieb, sondern im Gefühl seiner militärischen Ueberlegen„heit, Räuber — nicht aus Habgier oder Unbändigkeit, son„dern aus übel verstandenem Freiheitstrieb, aus, wenn auch „unklarem Groll auf die gesellschaftlichen Zustände. Diese „Tendenz fließt ihm zu, er weiß selbst nicht von wannen?

*) Grasel war, vorläufig bemerkt, Soldat und desertirte von seinem Regiment.

„so richtet sein verwegenes Unternehmen sich gegen das Ei-
„genthum der, seinem Gefühle nach, Uebermächtigen. Dem
„Staat und den Reichen nehmen und Denen zu geben, die
„er bedrückt glaubt: er, für sich, will nichts weiter als diese
„wilde Willkür. Wenn das nicht eine Frühgeburt des Kom-
„munismus ist, so gibt es keinen. Damals konnte das Nie-
„mand verstehen, denn die sociale Atmossfäre ging noch mit
„den Elementen dazu schwanger; jetzt, da sie die Brut ab-
„gesetzt und belebt hat, wird es deutlich. Und so mag Man-
„ches heute geschehen, was wir erst spät werden deuten
„können."

Dies die Auffassung eines Zeitgenossen, der seiner damaligen amtlichen Stellung zufolge gewiß in der Lage war, Alles zu hören, was man von dem Räuberanführer erzählte oder über ihn sprach.

Doch wir wollen uns damit nicht begnügen, wir wollen noch einen Zeitgenossen oder vielmehr eine Zeitgenossin über Grasel sprechen lassen.

Wir haben eben einen Mann gehört, der die sociale Seite hervorhob, wir wollen jetzt die Aeußerungen einer Frau wiedergeben, welche die Gefühlsseite anregte.

Diese Frau ist die bekannte im Jahre 1843 verstorbene Dichterin **Karoline Pichler, geborene von Greiner.**

In ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (Wien 1844) im dritten Bande, Seite 100 lesen wir:

„Eben in diesem Winter (1815—1816) machte eine
„Räuberbande, deren Haupt ein ehemaliger Soldat mit Na-
„men Grasel war, und die ihr Wesen jenseits der Donau
„trieb, hier viel Aufsehen. Lange stellte die Polizei ihnen
„und hauptsächlich dem Hauptmann nach; allerlei **sonder-**
„**bare** und mitunter **poetische** Züge wurden von ihm er-
„zählt, die von einem **wilden**, aber **nicht gemeinen**
„Charakter zeugten. Der nun längst verstorbene angesehene
„Polizeibeamte, Regierungsrath la Roze, befand sich auf
„einem Ball zufällig bei demselben Soupétisch mit mir,

„und gab uns mehrere Anekdoten vom Grafel zum Besten, „die mir **Antheil**, ja **Mitleid** mit dem damals schon „Gefangenen und zum Tode Verurtheilten einflößten. Dies „regte meine Fantasie auf und ich schrieb die Erzählung den „„schwarzen Fritz,““ die damals vielen Beifall erhielt „und in fremde Sprachen übersetzt wurde.“

Man sieht also, daß schon lange vor uns eine Dame, deren ehrenhafte Stellung in der deutschen Literatur gewiß von Niemanden angefochten werden wird, von demselben Stoffe wie wir angeregt wurde, und daß sie ihn in ihrer Weise und Manier bearbeitete und veröffentlichte.

Das Anführen obiger Ansichten und Urtheile geschah von unserer Seite etwas vorzeitig, wir erkennen, daß wir damit unserer Erzählung vorgegriffen, mithin ihrem Interesse geschadet haben; wir wurden jedoch dazu bewogen, um zeitlich genug jenen geringschätzenden Kundgebungen, den Verdächtigungen und Denunziationen zu begegnen, welche in neuester Zeit unter der Firma „Kritik“ gar so beliebt wurden und die dieses Mal sich erhoben, bevor noch eine Zeile unseres Werkes veröffentlicht war.

Indem wir durch die beiden Citate die Wahl des Stoffes hinlänglich gerechtfertigt zu haben glauben, wenden wir uns nach dieser nicht überflüssigen Abschweifung wieder dem Gange der Erzählung zu.

Sechstes Kapitel.

Neuigkeiten aus Böhmen. — Ein Kronprätendent.

Viele Wiener werden sich der hölzernen Schankhütte erinnern, welche noch zur Kongreßzeit und auch etwas später gegenüber dem Nachbarhause des Wiedner Theaters, dem so-

genannten „Fokanedi-Hause“, hart am diesseitigen Ufer der Wien stand.

Um sich von dieser Hütte einen beiläufigen Begriff zu machen, muß man an die jetzigen Praterbuden denken. Die Hütte war ein ebenerdiges Brettergehäuse, eingetheilt in mehrere Stübchen und Kämmerchen.

Damit der, wenn auch sehr bescheidene Bau, die Straße am linken Wien-Ufer nicht zu sehr verenge, was besonders bei der lebhafteren Wagenfrequenz zur Theaterzeit sehr unbequem gewesen wäre, so war die Hütte derart gegen die Wien gerückt, daß sie mit einem kleinen Theile ihrer Breite über das Ufer hinaus ragte.

Wer dieser Hütte noch gedenkt, wird sich auch erinnern, da sie damals ob ihres vorzüglichen Weichselweines gerühmt war, ein Getränk, welches sich zu jener Zeit großer Beliebtheit erfreute.

Die einzelnen Stübchen, zur Aufnahme von Gästen eingerichtet, waren durch Bretterwände von einander getrennt, und mit Naturtapeten, das heißt mit farbigem Papier beklebt.

Um den Gästen zu beweisen, daß hier nicht nur echter Weichselwein, sondern auch lauterer Patriotismus zu Hause sei, sah man an den Wänden eine Menge Bilder hängen, lauter kolorirte Kupferstiche, Illustrationen der jüngst erlebten Kriegsepoche darstellend: „Die Schlacht bei Aspern“, „die Völkerschlacht bei Leipzig“, „Andreas Hofer, den bärtigen Sandwirth“, „die drei Alliirten“, „die Schlacht bei Kulm“ u. s. w. u. s. w.

Das Merkwürdigste unter den Zeichnungen, wodurch der Schankherr nicht nur seinen Patriotismus, sondern auch seinen Haß gegen Napoleon manifestirte, war ein Bild des gefangenen Kaisers, welches, wenn man es in der Nähe betrachtete, aus einer Unzahl großer und kleiner Leichen gebildet war, eine zarte Hinweisung auf die Menge von Menschenleben, die der „Tirann“ seinem Ehrgeize geopfert hatte.

An dem Novemberabende, wo wir das hölzerne Etablissement zum ersten Male betreten, finden wir in jeder der einzel-

nen Stuben mehrere Gäste. In einer derselben sitzt an einem Tische eine ganze Gesellschaft, der man es gleich abmerkt, daß sich die Herren unter einander wohl kennen, und daß sie hier nicht zum ersten Male beisammen sitzen.

Die Leser werden uns die Mühe erlassen, ihnen die Anwesenden, meistens Hausbesitzer und Meister aus der Vorstadt, einzeln vorzustellen; es sind flüchtige Wirthshausbekanntschaften, die man so im wirklichen Leben jetzt macht und in der nächsten Stunde vergessen hat, bei denen es sich daher nicht der Mühe lohnt, sie einer genaueren Beobachtung zu unterziehen.

Manchmal jedoch ereignet es sich, daß bei solchen Gelegenheiten einzelne Personen durch besondere Eigenthümlichkeiten sich bemerkbar machen und einen solchen Eindruck auf uns hervorbringen, daß man sich ihrer selbst nach der flüchtigsten Bekanntschaft nach Jahren noch erinnert; auch ist an dem erwähnten Tische Einer, bei dem dies der Fall ist, wir wollen ihm einige Zeilen widmen.

Es war ein junger Mann, mittlerer Statur, untersetzt, brünett.

Seinem Gewerbe nach war er ein Zeugmacher, seiner jetzigen Stellung nach ein Fabrikant. Er wohnte in Margarethen an der Wien, in der Nähe der Stärkmachermühle.

Sein Taufname war Brunno, den Familiennamen bitten wir, uns zu erlassen.

Wenn Herr Brunno gut aufgeräumt war, und man konnte annehmen, daß dies in jedem Jahre wenigstens dreihundert und sechzig Mal eintrat, so verwandelte er seinen Namen ins Ritterthümliche und nannte sich Brunno von Brunnenfels.

Er war einer jener lustigen Wiener, deren Geschlecht gegenwärtig ganz ausgestorben ist; die jetzige erwerbschwere, sauertöpfische, sorgerschwangere Zeit ist unfähig, so viel Laune, so viel Frohsinn, so viel Muthwillen im Großen und Ganzen zu schaffen, wie man damals in einem dieser Menschen verschwendet fand.

Unser Brunno war, wie wir erwähnten, ein Fabrikant, aber Einer, der am Rande seines Fabrikantenthums stand das heißt: „Er hatte abgewirthschaftet.“

Brunno von Brunnenfels hatte sein Geld im strengsten Sinne des Wortes verjuxt.

Wenn man ein Jahr vorher die große stadtbekannte Jantschky'sche Wurst, auf welcher vierundzwanzig Personen Raum hatten, an einem Werktage vollgepfropft durch die Straßen rollen sah, so konnte man darauf schwören, daß es der Brunno war, der seine Dutzbrüderln zu einem Traktament vor die Linie hinausführte.

In diesem Momente war das Geschäftsschifflein unseres Mannes noch nicht völlig in Trümmer gegangen, aber es hatte bereits mit der Sandbank der Passiva zu kämpfen, auf welche es aufgefahren war; dessen kümmerte sich aber Brunno sehr wenig, er war munter und aufgeräumt wie immer, traktirte seine Freunde, so lange er Geld oder Kredit hatte, und ließ, wie die Wiener sagen, „keine Traurigkeit g'spüren.“

So wie überall, wo der flotte Fabrikant anwesend war, herrschte auch beim Weichselwein eine frohe Stimmung, denn unser Mann verstand es, eine Gesellschaft zu amusiren.

Bevor Herr Brunno an dem Tische Platz nahm, wo seine früher angelangten Bekannten sich niedergelassen hatten, blieb er stehen und betrachtete einen nach den andern sehr aufmerksam.

Was hast du denn?

Warum musterst du uns der Reihe nach durch? fragte man ihn.

Wie Ihr wißt, komme ich eben von Prag, wo ich Geschäfte hatte. Ich muß mich nun überzeugen, ob mir während meiner mehrtägigen Abwesenheit keiner von Euch ausgetauscht worden ist, oder ob sich vielleicht unter Euch der Grasel eingeschlichen hat?

Sag' mir nur, was du in Prag zu thun hattest? Zum Geldausgeben ist doch gewiß in Wien Platz genug.

Das verstehst du nicht, mein Lieber; wer, wie du, drei schuldenfreie Häuser hat und allabendlich nur sechzehn Kreuzer und eine Bratwurst verzehrt, der versteht vom Leben g'rad so viel, wie der Blinde von der Farbe. Mich wundert's, daß du noch immer zu Mittag eigene Küche führst, du würdest weit billiger zu einem Mittagmahl kommen, wenn du sammt Familie täglich bei der Schmausbaberl am Naschmarkt einkehren und dein Diner — wie die Franzosen sagen — unter freiem Himmel einnehmen würdest. Die Schmausbaberl hat schon allerhand Leut' unter ihren täglichen Gästen, ein Hausbesitzer und Rentier geht ihr noch ab, du wärest ganz geeignet, diese Lücke auszufüllen.

Was hast du mir von Prag mitgebracht? fragte ihn ein feister Tischlermeister.

Mein Herz und meine Liebe, antwortete Brunno zärtlich, ich hoffe, du wirst beide nicht von dir weisen, sondern als Feldzeichen aufstecken, wenn du bei der nächsten Parade als „Dekreter" deine „Manderl" machen wirst. Ich hatte einmal einen Vetter, er war ein Seifensieder seiner Professton, und Gemeiner beim Bürger-Grenadier-Regiment. Der gute Mann, mit seiner Charge unzufrieden, schmachtete nach einem Korporalstocke, konnte es aber trotz seiner martialischen Figur doch nicht dazu bringen, bis er endlich auf die originelle Idee kam, sich hinter die Frau Obristin zu stecken, durch deren Einfluß er wirklich seinen Zweck erreichte. Kaum jedoch trug er seinen Stock in Ehren, so wurden dem Herrn Obristen von einem Anderen, der kein Seifensieder war, ein paar Dutzend Lichter aufgesteckt und er erkannte, daß er, indem er dem Seifensieder zum Stocke verhalf, selbst sehr stockwürdig gehandelt habe. Er ärgerte sich, doch da man einen Seifensieder, wenn er einmal Korporal ist, nicht leicht degradiren kann, so rächte sich der Oberst dadurch, daß er meinen Vetter bei jeder Ausrückung auf's Korn nahm, und wo es nur anging, ordentlich herunterputzte.

Ich begreife deine Langmuth nicht, sagte einst der Re-

benmann meines Vetters, wie kannst du solche Rohheiten nur dulden?

Mein Vetter lächelte spöttisch und antwortete: „Laß ihn nur schimpfen, was liegt daran, ich werd' es gleich nach der Parade der Frau Obristin klagen, da wird er schon seinen Thee bekommen!“ Diese naive kerzengerade Antwort flog durch das Bataillon, kam dem Obersten zu Ohren, und Ihr könnt Euch den Skandal denken. Der ganze Seifenvorrath meines Vetters hätte den Obersten nimmer rein gewaschen.

Dein Vetter war also auch ein Grasel?

Na, und was für Einer!

Sag' mir doch, Brunno, spricht man auch in Praz von dem Räuber?

Ob man von ihm spricht? Man spricht nicht blos von ihm, sondern man fahndet auch nach ihm.

In Prag?

Wie käme der Grasel auf einmal nach Prag?

Wie er hinkommt? Das ist seine Sache und kümmert mich nicht, aber ich kann Euch sagen, daß es dort gerade während meiner dortigen Anwesenheit großen Lärm gab, und daß man dem Grasel allen Ernstes nachgespürt hat.

Hat man etwa dich für den Grasel gehalten?

Scherz bei Seite, was ich Euch jetzt erzählen werde, ist Wahrheit, und halb Prag kennt die Geschichte. Habt Ihr schon von dem Prager Stadthauptmann Czech von Czechenherz gehört? Das ist Euch Einer, vor dem alle Spitzbuben in ganz Böhmen zittern. Wen der auf dem Korn hat, der entgeht ihm gewiß nicht, denn er versteht es, allerlei Gestalten anzunehmen, Manieren und Lebensweisen der verschiedensten Klassen nachzuahmen, er entstellt sein Gesicht bald durch Bart und Brille, bald durch falsche Nasen, bald durch Umstülpen der Augenlider, ja man weiß von ihm, daß er, um einer Falschmünzerbande willen, seine erste Spürfahrt als Bettelharfenist unternahm. Kurz der Prager Stadthauptmann

ist in seinem Fache ein sehr ausgezeichneter Mann, aber den Grasel hat er doch nicht erwischt. Das kam nämlich so:

Vor ungefähr vierzehn Tagen langte auf der Prager Stadthauptmannschaft ein Steckbrief an, der Grasel, als ungarischer Viehhändler verkleidet, werde mit einem Begleiter in Prag eintreffen, und zwar in einer mit vier Schimmeln bespannten gelben Chaise.

Als auffallendes Kennzeichen war angegeben eine rothe Narbe unter dem linken Ohr.

Herr von Czech gerieth vor Freude außer sich, die ganze Stadthauptmannschaft kam in Bewegung.

Zur großen Satisfaktion des Steckbriefes lief noch am nämlichen Tage die Anzeige ein, die gelbe Chaise sei wirklich in der Neustadt gesehen worden.

Nun wurde ein großartiger Operationsplan entworfen, zahlreiche Detachements sollten vom äußersten Anfange der Stadt nach dem Innern operiren, und so das Netz über dem Haupte des verwegenen Räubers zusammenziehen.

Mit Ungeduld wurde der Anbruch der Nacht abgewartet, das Unheil schwebte über Jedem, der sich außer Hause treffen ließ, und zufällig eine rothe Narbe an der linken Wange trug.

Eines von den Detachements hatte zur Aufgabe die Hetzinsel zu besetzen und zu einer festgesetzten Zeit gegen ein gewisses Wirthshaus in der Neustadt zu manövriren.

Die Luft war überall rein, und man langte bei dem Wirthshause an, ohne etwas Verdächtiges angetroffen zu haben.

Um nicht aufzufallen, legten sich die Gewappneten draußen in den Hinterhalt und von den Uebrigen trat Einer nach dem Andern in das bestimmte Gasthaus und befahl Eierpunsch.

Auf einmal trat ein Fremder in die Gaststube, es war — ein ungarischer Viehhändler!

Den Hut tief in die Augen gedrückt, setzte er sich in einen Winkel.

Hollah, es ist der Grasel! schreit einer der Agenten, die Bewaffneten stürzen auf das verabredete Zeichen herein, Alles

wirft sich auf ihn, Geschrei, Tumult, Lärmen; der Viehhändler wehrt sich, wie der leibhaftige Satan, endlich wurde er doch überwunden, die Untersuchung begann an Ort und Stelle, aber so viele Mühe man sich gab, aus dem Viehhändler wurde nicht einmal ein simpler Räuber, viel weniger ein Räuberhauptmann.

Es unterlag keinem Zweifel, diese Abtheilung hatte sich vergriffen.

Aber auch die Anderen waren in ihrem Fischfang nicht glücklicher; in derselben Nacht wurden in Prag noch vier oder fünf ungarische Viehhändler arretirt und keiner von allen war der Grasel.

Schenken und Weiber sind bekanntlich des Grasel's schwache Seiten — es blieb daher keine Schenke verschont — es wurde sehr viel Eierpunsch auf Staatskosten konsumirt, der Grasel aber — wenn er sich wirklich in Prag befand — war mit Wagen und Pferden entschlüpft und die Prager entschuldigten ihren Stadthauptmann mit dem bekannten Spruche: „Der ist ein schlechter Pulvermüller, dem jährlich nicht wenigstens Eine Pulvermühle in die Luft geht. Der Grasel ist auch in Wirklichkeit in die Luft gegangen.“

Nachdem Brunno von Brunnenfels seine Prager Geschichte beendigt hatte, ermangelten die Anderen nicht, ihre Bemerkungen zu machen und das Abenteuer mit Randglossen zu versehen.

Ich möchte nur wissen, fragte jetzt Einer aus der Gesellschaft, ob es denn bis nun noch nicht gelungen ist, einzelner Genossen des Grasel's habhaft zu werden?

Ei freilich befinden sich bereits mehrere Missethäter in Haft, die unter der Firma Grasel geraubt und gestohlen haben. Die schwankenden Aussagen, welche sie machen, so wie ihre völlige Unkenntniß über die Person und die Verhältnisse des Grasel lassen indessen vermuthen, daß diese Verbrecher mit dem gefürchteten Anführer in gar keiner Verbindung standen, sondern seinen Namen nur benützt haben, um sich furchtbar zu machen.

Dem muß auch wirklich so sein, sonst wär' es nicht leicht denkbar, wie es bis jetzt nicht schon gelungen sein sollte, auf Grundlagen ihrer Angaben sich Grasel's Person zu bemächtigen.

Auch in einem Landstädtchen Böhmens, der Name ist mir entfallen, erzählte Brunno, hat man jüngst einen Räuber gehenkt, der ehedem mit Grasel in Verbindung gestanden haben wollte. Es zeigte sich jedoch am Ende, daß seine Aussagen ganz falsch waren, er hatte den Grasel gar nie gekannt und log, um die Untersuchung jahrelang hinauszudehnen. Mit diesem Unglücklichen erlebte man noch nach seiner Hinrichtung ein Abenteuer, welches man für erdichtet halten möchte, wenn es sich nicht bereits in den Annalen der Justiz befände. Besagter Missethäter wurde in einem böhmischen Landstädtchen hingerichtet. In der Nähe des Hochgerichts befand sich eine Mühle. Nach Sonnenuntergang wurde, wie üblich, die Leiche des Gehenkten vom Galgen genommen, die beiden Knechte des Wasenmeisters ließen sie zum Theil entkleidet gemüthlich zu Füßen des Galgens liegen, um sich in einer nahen Schenke gütlich zu thun und das Executionshonorar und vielleicht auch die Gewänder des Hingerichteten an den Mann, oder besser an den Wirth zu bringen.

Einige Stunden vergingen.

War es nun die eingetretene Nachtkühle, oder der herabfallende Thau, oder hatte der Scharfrichter gar zu liederlich operirt, genug, die Lebensgeister des mangelhaft Gerichteten erwachten zu neuer Thätigkeit, der Räuber erholte sich und gelangte zum Bewußtsein.

Er raffte sich auf, schwankte — wahrscheinlich auf's Gerathewohl — vorwärts und langte bei der Mühle an.

Man sollte nun glauben, die vor kaum zwölf Stunden erlittene Todesstrafe müsse bei dem wieder zum Leben erwachten Missethäter irgend einen Eindruck hinterlassen haben, dem war aber nicht so, der Spitzbube, zum vollen Bewußtsein gelangt, fand die Thüre der Mühle offen, die Treppe

frei, und schlich sich in die Stube des Müllers, wo er ein paar Stiefel fand, die er sich ohne Bedenken zueignete und mit einer unglaublichen Kaltblütigkeit anzuziehen begann.

Bei diesem Geräusch erwachte der Müller — der Dieb entfloh.

Der Müller, im ersten Schreck einer Ueberlegung unfähig, reißt sein Gewehr von der Wand, stürzt dem Fliehenden nach, legt an, drückt los, und der Dieb stürzt zu Boden.

Nun eilten der Müller und sein mittlerweile erwachter Knappe auf den Getroffenen zu und fanden ihn auf dem Boden liegend, wo er eben seinen Geist aushauchte.

Die Kugel war ihm von rückwärts durch die Brust gefahren.

Der zu raschen That folgte nun Reue von Seite des Müllers, er untersuchte den Getödteten und entdeckte das verhängnißvolle Halsband, welches der abgelöste Strang zurückgelassen hatte.

Um nun über den Verdacht, der in ihm erwachte, Gewißheit zu bekommen, eilte er zur Richtstätte.

Sie war leer, die Leiche des Gerichteten verschwunden, dagegen lagen auf der Erde Grabwerkzeuge, kurz der Müller überzeugte sich, daß der Gerichtete noch nicht begraben sei und daß der Mann, den er erschossen, derselbe war, den man am Vormittag gehenkt hatte.

Der Müller sann nach, wie sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und glaubte das beste Mittel zu ergreifen, indem er in Gemeinschaft mit seinem Knappen den Erschossenen wieder zur Ruhestätte zurücktrug.

Dies that er denn auch.

Gegen den Morgen hin fanden sich die Wasenknechte ein. Sie hatten die Nacht hindurch nicht ein, sondern mehrere Gläser über Durst getrunken, befanden sich daher in sehr wacklichen Verhältnissen.

Sie versuchten das Grab zu graben und taumelten dabei bald rechts bald links.

Mittlerweile war es vollkommen hell geworden.

Auf einmal riß Einer von ihnen die Augen auf und schlug die Hände überm Kopf zusammen.

Was gab es?

Ein Wunder!

Der Gehenkte, dessen Stiefel sie in der Schenke vertrunken, hatte abermals Stiefel an!

Die erschreckten Büttel taumelten heim zum Meister — dieser keuchte heraus — die Halswunde bestätigte die Identität der Person, man konnte nicht mehr zweifeln, es war der Gehenkte, wie er leibte und lebte, aber wie kam er zu den Stiefeln?

Der Leichnam blieb unbegraben, die polizeiliche Untersuchung begann, Herr Czech von Czechenherz war persönlich anwesend.

Der Kreisphysikus endeckte ohne Mühe die Schußwunde im Rücken, Herr von Czech untersuchte die gespenstigen Stiefel und fand an der Sohle, in der Vertiefung des Absatzes, eine Mehlkruste, welche seine Aufmerksamkeit auf die Mühle und Müller lenkte. Dieser, in's Examen genommen, gestand die That und befindet sich jetzt, eines Todschlages angeklagt, in Untersuchung.

Das ist nicht möglich, unterbrach einer der Zuhörer den Erzähler, wie kann man den Müller eines Todschlages anklagen? Er hat ja nur Einen erschossen, der bereits zu Tode gerichtet war, der ohnedem gar nicht mehr zu den Lebenden zählte?

Um Vergebung, mein Lieber, das Gesetz straft nicht nur die That, sondern auch die Absicht. Als der Müller dem Diebe nachschoß, wußte er nicht, daß er einen Justifizirten vor sich habe, er hätte demnach ebenso wie diesen auch jeden Andern niedergeschossen, und eine solche That wegen eines gestohlenen Stiefelpaares, das kann man wohl einen Todschlag nennen!

Einen Todschlag an einem gehenkten Räuber!

Ich mag nicht behaupten, daß der Müller mit jener Strenge verurtheilt werden solle, wie andere Todtschläger, aber eine Strafe verdient er doch.

O gewiß, ich würde ihn zu vierundzwanzig Stunden Arrest in seiner Mehlkammer verurtheilen.

Die Gesellschaft ereiferte sich wegen des originellen Kriminalfalles und jene Partei, welche sich zu Gunsten des Müllers gebildet hatte, drohte zu siegen, als sich plötzlich eine männliche Stimme in den Streit mischte, welche die Worte sprach:

Sie verzeihen, meine Herren, wenn ich mir erlaube, in dieser Angelegenheit unaufgefordert meine Meinung abzugeben.

Die Versammelten blickten den unberufenen Sprecher, dessen Eintreten ihnen im Eifer des Gespräches entgangen war, erstaunt an.

Vor ihnen stand ein junger Mann, beiläufig dreißig Jahre alt, sehr anständig gekleidet, und von einem überaus feinen Wesen.

Sein Aeußeres verrieth eine vornehme Abstammung, seine ganze Erscheinung war einschmeichelnd und einnehmend.

Der Fall, fuhr der Fremde fort, da keiner der Anwesenden ihn am Sprechen hinderte, ist interessant; bei dem über den Müller zu fällenden Urtheile kommt Alles darauf an, ob man dem Wortlaute oder blos dem Sinne des Gesetzes folgen will. Ich habe es stets mit dem Ersteren gehalten, und stimme mit Denjenigen, welche den Müller wie jeden anderen Todtschläger bestraft wissen wollen. Merken Sie wohl, meine Herren, nicht jeder Mensch, der für todt gehalten wird, ist wirklich todt, warum soll das Leben Desjenigen, der oft gegen seinen Willen für todt gehalten wird, durch das Gesetz nicht eben so sicher gestellt sein, wie das eines Anderen?

Um Vergebung, mein unbekannter Herr, nahm jetzt unser Brunno von Brunnenfels das Wort, Sie sprechen von Fällen, die wahrhaftig nicht leicht eintreten werden.

Das Leben überbietet sich oft an Dingen, an welche sich

keine Erfindung wagen würde. Ich will Ihnen einen solchen Fall vorführen. Wer ist gegenwärtig König von Frankreich?

Ludwig der Achtzehnte.

Wer war vor ihm der letzte König von Frankreich?

Es war Ludwig XVI., der Bruder des jetzigen Königs.

Sonderbar, auf Ludwig XVI. folgte Ludwig XVIII., wo ist nun Ludwig XVII.?

Da die Anwesenden, welchen die Genealogie der Bourbonen, so wie die Details der französischen Revolutionsgeschichte nicht sonderlich bekannt sein mochten, keine Antwort gaben, so übernahm es der Fremde, seine Frage selbst zu beantworten.

Ludwig XVII., sagte er, war der Sohn Ludwig XVI., und saß als sechsjähriger Knabe auf Befehl des Konvents im Temple gefangen. Hier wurde er, wie die Einen behaupten, vergiftet, oder starb, wie die Andern wollen, unter den Mißhandlungen des Schusters Simon. Seine Leiche war jedoch niemals zum Vorschein gekommen. Wenn nun heute Jemand vor einem Tribunal erschiene und klagte sich selbst an: er habe vor einem Jahre Ludwig XVII. ermordet und die Leiche sei unwiederfindbar verschwunden, was meinen Sie wohl, was würde mit ihm geschehen?

Ich denke, daß man ihn abweisen, oder in ein Irrenhaus schicken würde.

Und warum dieses?

Weil es widersinnig ist, sich für den Mörder eines Menschen auszugeben, der vor zwanzig oder noch mehr Jahren gestorben ist.

Oder — bemerkte der Fremde mit Nachdruck — den man für gestorben hält.

Sie behaupten also …?

Ich behaupte, daß es kein größeres Unglück auf der Welt gibt, als Dauphin von Frankreich zu sein, wenn der königliche Vater todt und der Thron vergeben ist. Jedem Bettler wird Recht gesprochen, einem verspäteten Dauphin aber nicht!

Der Ton, mit dem der Fremde diese Worte sprach, klang so wehmüthig, so ergreifend, daß die Anwesenden den jungen Mann mit erhöhter Aufmerksamkeit ansahen.

Nach einer kurzen Pause fuhr er in derselben Weise fort:

Ich behaupte, daß die Angabe eines Menschen, Ludwig den Siebzehnten ermordet zu haben, keine widersinnige wäre, denn was auch alle Welt über den Tod des Dauphin behaupten möge, ich bin im Stande, das Gegentheil zu beweisen.

Wie? Sie, mein Herr, wollten beweisen ....

Daß Ludwig XVII. lebt! Staunen Sie nicht, was ich sage, ist wahr, so wahr, als der unglückliche Tod Ludwig XVI. Ja, meine Herren, der unglückliche Dauphin, der Sohn des gemordeten Königs, jener Ludwig, der unter der Bezeichnung der Siebzehnte gegenwärtig auf dem Thron von Frankreich sitzen sollte, er steht vor Ihnen, ich bin es!

Der junge Mann sprach diese Worte mit einer bewunderungswürdigen Zuversicht, daß man ihm entweder glauben oder ihn für verrückt halten mußte.

Die Gesellschaft fuhr wie elektrisirt empor.

Er, ohne die Wirkung seiner merkwürdigen Enthüllung abzuwarten, verneigte sich und verließ langsamen Schrittes die Stube.

Siebentes Kapitel.

Herzog und Marquis.

Die Vorstellung im Theater an der Wien, wo der Hund des Aubry zum ersten Male seinen Herrn rettete, war gerade zu Ende, als der junge Mann, welcher der Gesellschaft in der schlichten Schankstube die sonderbare Enthüllung gemacht hatte, daß er der Herzog der Normandie sei, aus der Bretterhütte trat, und sich in einen Wagen warf.

Wir verlieren das Gefährte nicht aus den Augen, sondern folgen ihm über die Esplanade durch das Kärntnerthor, über den Stefansplatz, von wo es gegen den hohen Markt einbog.

Hier hielt es vor einem Hause, der Herr stieg aus, eilte das zweite Stockwerk hinan und zog die Glocke, worauf ihm aufgethan wurde.

Ein alter Diener mit einer vierzackigen Girandole in der Hand, verneigte sich mit einem tiefen Bücklinge vor ihm und leuchtete ihm dann voran.

Man durchschritt schweigend zwei Gemächer, in dem dritten wurde Halt gemacht.

Die Fisiognomie der Wohnung glich der äußeren Erscheinung ihres gegenwärtigen Besitzers, sie war elegant ohne prachtvoll zu sein.

Der Diener setzte die Leuchte auf einen Tisch, der mit einem jener kostbaren französischen Teppiche bedeckt war, die seit dem Jahre 1667 von ihrem Erfinder Gobelin den Namen tragen.

Dieser Teppich und ein Bild, welches wir gleich näher bezeichnen werden, waren die einzigen, dem Auge sichtbaren Gegenstände, die an Frankreich erinnerten; alles Uebrige gehörte dem Inlande an und verrieth dies durch seine Schwerfälligkeit und Solidität, die nicht für Dezennien, sondern für ganze Generationen berechnet schienen.

Der alte Diener, nachdem er der Girandole sich entledigt, machte wieder seinen Bückling und gedachte sich zu entfernen, als die Stimme seines Herrn ihn zurückhielt.

Julien, fragte dieser, sind keine Briefe angekommen?

Nein, Hoheit!

Hast du meine Aufträge besorgt?

Ja, Hoheit!

Der Diener verneigte sich bei jeder dieser Antworten.

Der junge Mann machte hierauf eine jener nachlässigen Handbewegungen, die, wenn man zu bequem ist, den Mund

zu öffnen, die Stelle einer Verabschiedung vertreten. Julien verstand die Pantomime und verließ das Gemach.

Der Zurückgebliebene warf sich auf eine Bergére, lehnte den Kopf nach rückwärts und ließ sein Auge auf ein Bild fallen, welches ihm gegenüber an der Wand hing.

Dieses Bild — es ist dasselbe, auf welches wir kurz vorher bei Erwähnung des Gobelin unsere Leser aufmerksam machten — dieses Bild befand sich in einem mit Arabesken verzierten Rahmen von kirschrothem Palissanderholz, und zeigte in vortrefflicher Ausführung das in Oel gemalte Porträt jenes unglücklichen Königs in Frankreich, der unverdient büßen mußte, was seine Vorfahren verschuldet, der ein Opfer fiel seines Wankelmuthes und seiner Herzensgüte — es war das Porträt Ludwig des Sechzehnten, gemalt im Jahre 1784, im dreißigsten seines Lebens.

Der junge Mann auf dem Ruhesitz hat den traurigen Blick auf den König gerichtet, und indem wir ihn und das Porträt in raschem Wechsel anschauen, erfaßt uns ein mächtiges Staunen, wir trauen kaum dem Blick, wir beben fast zurück vor gewaltiger Ueberraschung, denn er und das Bild sind Eins, sein Antlitz ist dasselbe wie jenes des Gemäldes, wäre er zu dem Gemälde gesessen, hätte es nicht ähnlicher sein können.

Eine täuschendere Aehnlichkeit zwischen zwei verschiedenen Personen hat es noch nie gegeben, hier und dort dieselben Züge, derselbe Blick, dieselbe Stirne, mit einem Worte hier und dort stereotipe Gesichtsbildung der Bourbonen.

Kaum fünf Minuten blieb der junge Mann allein, als Julien wieder eintrat und ihm unter der bekannten ceremoniösen Verbeugung eine Visitkarte überreichte.

Beim Anblicke dieser Karte bemächtigte sich eine freudige Erregung des jungen Mannes, er richtete sich vom Sitze auf und rief:

Der Marquis ist mir willkommen!

Julien ging hinaus, öffnete die Thüre, und herein trat — jener junge Handwerksbursche, den wir im Gast-

hause zu Stein unter dem Namen Gabriel Lespine kennen lernten.

Ah, Gabriel, Sie sind's, rief der junge Mann sichtlich erfreut, aber, mein Gott, in welchem Anzuge?

Hoheit, entgegnete Gabriel, sich verneigend —

Lassen Sie das, mein Freund, ich bitte Sie, nennen Sie mich Karl oder Ludwig, für Sie will ich, selbst wenn mir das Glück werden sollte mein gutes Recht zu behaupten, nie mehr sein. Jetzt aber nehmen Sie Platz, mein Freund, und erzählen Sie. Vor Allem aber lösen Sie mir das Räthsel, warum in dieser Verkleidung?

Gabriel ließ sich an der Seite Ludwig's nieder und antwortete:

Sie erlauben mir, Sie in der alten vertraulichen Weise anzusprechen, dies freut mich, denn es beweist mir, daß Ihre Freundschaft für mich noch nicht erloschen ist.

Sie setzen in die Beständigkeit der Menschen wenig Zutrauen.

Ach, Ludwig, wer im Leben so traurige Erfahrungen gemacht hat, wie ich —

Sind die meinigen vielleicht erfreulicher? Doch wir wollen uns die ersten Stunden der Wiedervereinigung nicht durch Klagen verbittern; erzählen Sie, waren Sie in Paris?

Ich lange eben von dort an.

Haben Sie mit meiner Tante gesprochen?

Ja. Es gelang mir bis zur Herzogin von Angouleme zu dringen, sie hörte mich ruhig an —

Und was war ihre Antwort?

Erlassen Sie mir, mein Freund, Ihnen diese zu wiederholen, sie enthält nichts Tröstliches für Sie.

Wozu diese Schonung? Sprechen Sie, verhehlen Sie mir nichts, ich bin es gewohnt, von meiner Familie unter dem Vorwande, ich wäre todt, verleugnet zu werden. Mein Onkel, der Graf von Provence, der jetzt unter dem Namen Ludwig XVIII. meinen Platz einnimmt, hat mich verdrängt, er allein trägt an meinem Unglücke Schuld, er ist mein alter

Feind, ein gleißnerischer Verwandter, der schon zum Voraus seine Zustimmung gab zur V rhaftnahme der königlichen Familie, unter welcher auch ich mich als ein vierjähriges Kind befand. O, sagen Sie mir, was sprach meine Tante? Ich bin auf Alles gefaßt, sogar auf den entwürdigenden Verdacht, für einen Betrüger zu gelten.

Sie dringen in mich und ich will Ihrem Wunsche nachkommen. Die Antwort der Frau Herzogin bestand nur in wenigen Worten: „Sagen Sie Demjenigen, der Sie sandte," erwiderte sie mir, „er möge wohl bedenken, daß eine Prätension, die nicht erwiesen werden kann, für einen Betrug gelte, und was einem Betrüger bevorsteht, brauche ich nicht erst anzugeben. Es gibt der Narren genug, die von einem Gott abstammen wollen, und dann bescheiden genug sind, sich mit der Herkunft von einem Heroen zu begnügen!"

Karl Ludwig knirschte mit den Zähnen und ließ die Augen rollen, jeder Zug seines Antlitzes verrieth den Zorn, der in seinem Innern kochte.

Kann ich meine Prätension etwa nicht beweisen? rief er, leben nicht Personen genug, die für die Wahrheit meiner Angaben sprechen und zeugen wollen? Und sie selbst, meine Tante, wie kann sie nur so grausam sein meine Angaben zu bezweifeln, da man ihr doch niemals eine Leiche vor die Augen gebracht, von der man hätte behaupten können, es sei die meinige! Es ist etwas Schreckliches um das Bewußtsein, daß man noch lebt und von Andern für längst verstorben gehalten wird! Meine Tante gestatte mir nur fünfzehn Minuten ungestört mit ihr zu sprechen und sie wird von der Unumstößlichkeit meiner Angaben so durchdrungen sein, wie ich es selbst bin. Aber das eben ist es ja, daß man mir keine Gelegenheit zu meiner Legitimation bieten will, daß man mich verdammt, bevor man mich gehört hat. O, warum ließ das Schicksal mich in dem schrecklichen Revolutionsgefängnisse nicht in der Weise enden, wie meine Feinde es behaupten, daß es geschehen sei? Es hätte mir unsägliche Leiden erspart und den Stachel, der nimmer aufhört mein Herz zu verwunden, wenn ich denke, daß ich der

Sohn eines Königs, der legitime Thronfolger eines Königs von Frankreich, in der Welt umherirren muß, ohne Gehör, ohne Recht zu finden.

Karl Ludwig fuhr sich mit der Hand über die Stirne, machte eine Schulterbewegung, die seinen Unmuth verrieth, ergriff dann die Hand Gabriel's und sagte mit dem Tone tiefer Betrübniß:

Marquis, wir kennen uns seit Jahren, unsere Herzen haben sich in Freundschaft zusammen gefunden, rathen Sie mir, was soll ich thun, was unternehmen, um endlich Frankreich und die Welt zu überzeugen, daß Ludwig XVII. noch lebt, daß ich Karl Ludwig, der Herzog der Normandie bin?

Sie fordern meinen freundschaftlichen Rath, Ludwig, Sie sollen ihn haben. Erfahren Sie vor Allem, daß die Zahl Jener, welche in Paris und in Frankreich an Ihren Tod nicht glauben, nicht gering ist, diese Leute behaupten so wie Sie, daß Ludwig XVII. aus dem Temple gerettet worden sei, allein man weiß nicht, was seitdem mit ihm geschehen? Ihnen liegt es nun ob, dieser Partei gegenüber die Identität zwischen Ihnen und dem Herzog der Normandie herzustellen, gelingt es Ihnen die Beweise zu liefern, dann können Sie hoffen, daß Ihre Familie der öffentlichen Meinung gegenüber zu der Konzession gezwungen sein wird, Ihre Angelegenheit einem Gerichtshofe zu übergeben. Meine Meinung geht nun dahin, daß Sie ein „Memoire" ausarbeiten, in welchem Sie so ausführlich als möglich Ihre bisherigen Schicksale erzählen, sich bei den Thatsachen, wo es angeht, auf Zeugnisse von noch lebenden Personen berufen, die Kopien von Dokumenten, die Sie sicherlich besitzen, beilegen, um solcher Art jedem Leser die Ueberzeugung dessen zu verschaffen, was Sie selbst glauben. Das „Memoire" lassen Sie in London in Druck legen, und das Aufsehen, das es voraussichtlich erregen wird, muß die beabsichtigte Wirkung herbeiführen. Jetzt, wo Frankreich ein konstitutioneller Staat ist, können Sie von der Justiz selbst in einer so heiklichen Angelegenheit einen unbeeinflußten Rechtsspruch erwarten und des Sieges gewiß sein.

Der Prätendent hörte dem Rathe des Freundes aufmerksam zu, besann sich nicht lange, und erwiderte:

Ich erkläre mich mit Ihrem Rathe einverstanden, und werde mich unverzüglich an die Abfassung des Memoires machen.

Möge Ihre Arbeit von bestem Erfolge gekrönt sein!

Ludwig reichte dem Freunde die Hand, drückte sie warm und sagte dann:

Jetzt genug von meiner Angelegenheit, nun einige Worte von der Ihrigen.

Von mir? Welches Interesse können für Sie die Verhältnisse eines Menschen haben —

Der mein Freund ist? unterbrach ihn Karl Ludwig, o Marquis, Sie verstehen mein Herz schlecht, wenn Sie so von mir denken. Sie sind mir auch noch die Antwort schuldig, die ich gleich bei Ihrem Eintreten wegen der auffallenden Verkleidung an Sie richtete. —

Diese Antwort, versetzte Gabriel, werden Sie erst dann verstehen, wenn ich Ihnen umständlich mittheile, was mich nach Paris und von dort nach Wien führte, dazu aber ist es heute bereits zu spät, außerdem gestehe ich, daß ich von der Reise sehr ermüdet bin.

Sie versprechen mir also ....

Ich verspreche Ihnen, daß Sie morgen schon, was ich bisher gegen Jedermann als Geheimniß meines Lebens sorgfältig verbarg, erfahren sollen.

Der Prätendent zog die Klingel.

Julien trat ein.

Geleite den Herrn Marquis ins Fremdengemach, er bleibt mein Gast, bis er für sich eine passende Wohnung gefunden.

Der Herzog und der Marquis trennten sich.

. . . .

. . . .

Am andern Vormittage finden wir die jungen Kavaliere beim Thee.

Der Marquis hatte die ordinäre Hülle abgestreift und trug ein Morgenkleid, welches, seinem Stande angemessen, sich ebenso durch Feinheit wie durch Einfachheit auszeichnete.

Der Prätendent ist nicht genöthiget, ihn an sein Versprechen von gestern zu erinnern, Gabriel begann heute unaufgefordert die Enthüllung seiner Familiengeheimnisse.

Wir wollen, was er dem Freunde erzählte, im nächsten Kapitel wiedergeben.

Achtes Kapitel.

Eine Geschichte aus vergangener Zeit.

Wir Beide, begann Gabriel, haben durch die Revolution unersetzbare Verluste erlitten, Sie verloren einen Thron und ich mein Vaterland. So wie Sie, mein Freund, bin auch ich Franzose, die Rückkehr nach Frankreich steht mir frei und offen, allein was soll ich in einem Lande, dem ich ganz und gar entfremdet bin, entfremdet durch Erziehung, durch Gewohnheiten, durch Denk- und Handlungsweise! Der Abstammung nach ein Franzose, der Erziehung und den Gewohnheiten nach ein Deutscher, habe ich ein Vaterland verloren, ohne ein zweites gefunden zu haben, ob ich hier oder dort verweile, mich erfüllt das bittere Gefühl der Fremdheit.

Unter den zahlreichen Familien, welche — durch die Revolution gezwungen — Frankreich verließen, befand sich auch die des Herzogs von Lointier, meines Großvaters.

Zu dieser Familie zählten der alte Herzog Arthur seine drei Söhne Leonhard, Marcel und Remi, seine einzige Tochter und meine Mutter Blanchefleure, Gattin des Marquis L'Espine.

Meine Mutter zählte kaum fünfzehn Jahre als sie, von

ihren Anverwandten gezwungen, meinem Vater die Hand reichte.

Der Herzog bewohnte vor der Revolution seine bescheidene Domäne im Süden von Frankreich. Schon die Anfänge der Revolution, Ereignisse, welche den Schatten vor sich herwarfen, ließen den Marquis L'Espine von Paris fliehen, er kam, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, in die Gegend, wo die Besitzung meines Großvaters lag, er sah meine Mutter und verliebte sich in sie.

Der Marquis L'Espine erfreute sich eines sehr großen Reichthumes, während im Gegensatze die Einkünfte der herzoglichen Familie durch Einziehung der Feudalrechte empfindlich gelitten hatten, es kam daher dem Herzog und seinen drei Söhnen erwünscht, daß der Marquis um die Hand meiner Mutter anhielt.

Diese sträubte sich gegen die Verbindung; abgesehen von dem Alter des Marquis, er zählte bereits das vierzigste Lebensjahr, was gegen die fünfzehn Frühlinge meiner Mutter sehr abstach, empfand sie einen Widerwillen gegen seine Art, sich zu benehmen. Mein Vater hatte von Jugend auf in Paris gelebt; in der dortigen großen Welt herangebildet, trug er alle Vorzüge, aber auch alle Laster jener schlüpfrig galanten Epoche mit sich, welche das Königthum mit Riesenschritten dem Abgrunde zuführten, denn wo die guten Sitten untergehen, nehmen die Revolutionen ihren Anfang.

Die Weigerung meiner Mutter war von keinem Erfolge, der Vater und ihre Brüder hörten nicht auf, ihr das Glück, welches ihrer an der Seite des Marquis wartete, in den lebhaftesten Farben zu schildern, und als Zureden nichts fruchtete, nahmen sie zu Drohungen ihre Zuflucht, und ließen ihr am Ende die Wahl, entweder die Gattin des Marquis zu werden, oder ihr ganzes Leben in einem Kloster zu verbringen.

Meine arme Mutter hatte nicht mehr die Kraft, zu widerstehen, sie wurde Marquise L'Espine, jedoch unter der Bedingung, daß sie von ihrem Vater nicht getrennt werde.

Während dieses kleine Familiendrama auf dem herzoglichen Schlosse abgespielt wurde, führte man in Paris eine große Tragödie auf, man stürmte die Tuillerien, nahm die königliche Familie auf der Flucht gefangen, der Nationalkonvent konstituirte sich, Frankreich wurde eine Republik.

Die Schrecken wälzten sich aus der Hauptstadt nach allen Theilen des Reiches, die Gefahr mehrte sich von Tag zu Tag, die Guillotine begann ihr schrecklich' Handwerk zu üben.

Der Herzog und sein Schwiegersohn beschlossen der Gefahr, welche besonders den Adel des Landes bedrohte, zu entfliehen und von ihren Liegenschaften doch so viel als möglich zu retten. Um Letzteres zu erreichen, sollte der Marquis zurückbleiben, die Angelegenheiten ordnen, und dann der Familie nach Wien folgen. Der Grund, warum mein Großvater diese Stadt zu seinem Zufluchtsorte wählte, lag in dem Umstande, daß er in Wien bereits längere Zeit verlebt hatte, und zwar als Begleiter des Fürsten Rohan, der als Gesandter in Wien die Thorheiten auf die Spitze trieb und die Lächerlichkeit beging, seine Pferde bei einer feierlichen Auffahrt die Hufeisen verlieren zu lassen, welche zum Erstaunen der Wiener von purem Silber waren. In Folge seiner früheren Vorliebe für diese Stadt kam also der Herzog Arthur von Lointier mit seinen vier Kindern nach Wien.

Kurz nach der Ankunft hier erblickte ich das Licht der Welt.

Bis zu diesem Momente werden Sie, theurer Freund, in der Geschichte meiner Familie nichts Ungewöhnliches gefunden haben, es sind dies Erlebnisse, ähnlich denen vieler anderer Emigrirten, und es lohnte sich kaum der Mühe, sie wieder zu erzählen, wenn es nicht nothwendig wäre, sie wegen des Folgenden genau zu kennen. Von da an beginnen jedoch die Ereignisse von dem Gleise gewöhnlicher Vorfälle abzuweichen, und gestützt auf spätere mündliche und schriftliche Mittheilungen will ich Sie Ihnen erzählen, wie sie sich in Wirklichkeit zutrugen, dabei mache ich jedoch die Bemerkung, daß es Ihnen nicht auffallen möge, wenn ich in diesem Theile meiner Erzählung, so oft von Blanchefleure, der Mar-

quise von L'Espine die Rede ist, die Bezeichnung „meine Mutter“ hinweglasse, es widerstrebt dem Gefühle meines Herzens, das theure Wort Mutter mit der Erwähnung eines Fehltrittes, den ich zu erzählen gezwungen bin, in Verbindung zu bringen.

Der Herzog und seine Familie hatten erwartet, daß der Marquis in der Lage sein werde, ihnen schon nach einigen Monaten zu folgen, zu ihrer großen Unruhe jedoch verstrich ein Monat um den anderen und der Erwartete kam nicht.

Die Nachrichten aus Paris gestalteten sich immer furchtbarer, der Berg siegte über die Gironde, Robespierre wurde allmächtig, Elsaß und Toulon wurden erobert, die Vendée ward besiegt, der Marquis kam noch nicht.

Das Jahr 1794, welches Robespierre und mit ihm den Terrorismus stürzte, verstrich, und der Marquis ließ noch nichts von sich hören.

Der Herzog war untröstlich; die Marquise vermißte den ungeliebten Gemal wenig und lebte einzig und allein der Sorge für ihr Kind.

Die herzogliche Familie bewohnte damals ein Palais in der innern Stadt, und die Marquise schloß sich trotz ihrer Jugend von der Außenwelt ab.

Bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich Sie auf die Lage der jungen Frau aufmerksam machen.

Seit drei Jahren war sie die Gattin eines ungeliebten Mannes; sie hatte nur wenige Monate mit ihm zusammen gelebt, und war seit mehr als zwei Jahren von ihm getrennt; dieses eheliche Verhältniß war daher weder von dem Bande der Liebe noch von jenem der Gewohnheit umschlungen. Fügen Sie noch dazu den Umstand, daß der Marquis in dem letzten Jahre gar nichts mehr von sich hat hören lassen, und also gewissermaßen verschollen war, dann werden Sie leicht begreifen, wie es kam, daß diese bisher tadellose Frau zu einem Schritte verleitet werden konnte, der mit ihrer Pflicht in so grellem Widerspruche stand.

Die Stunde dieses armen Frauenherzens hatte geschlagen, die Liebe, welche es bisher nicht gekannt, sollte bei ihm einziehen, und zwar geweckt durch den Anblick eines jungen Mannes, den sie zum ersten Male bei einem Gange in die Kirche bemerkte.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Gegenstand dieser Aufmerksamkeit sich Mühe gab, sich bemerkt zu machen, denn er hatte die Marquise schon einige Male gesehen und liebte sie bereits, bevor er noch wußte, wer sie war.

Der junge Mann, ich nehme keinen Anstand Ihnen seinen Namen zu nennen, war ein Herr von Wendheim mit dem Taufnamen Robert.

Die Marquise wurde von ihm angesprochen, und hatte nicht den Muth, eine Antwort zu verweigern, er erfuhr ihren Stand, ihren Namen.

Weiter erstreckte sich ihre erste Unterhaltung nicht.

Einige Tage verflossen, die Marquise bereute bereits die Schwäche, deren sie sich schuldig gemacht, und wählte, um ein weiteres Begegnen mit dem jungen Manne zu vermeiden, eine andere Kirche, was von sehr gutem Erfolge war, denn sie bekam ihn diese Tage hindurch nicht zu Gesicht.

Eines Nachmittags jedoch kam ihr ältester Bruder nach Hause und brachte einen Gast mit, in dem sie mit Schrecken den jungen Mann erkannte, der ihr Herz in so lebhafte Unruhe versetzt hatte.

Die unerwartete Bekanntschaft der beiden Herren verdankte ihr Entstehen dem folgenden Umstande:

Herr von Wendheim war Freimaurer; als er den Namen und Familiennamen der schönen Dame erfahren hatte, erinnerte er sich eines in der Loge „zur goldenen Weltkugel“ neu eingeführten Maurers, der den weltlichen Namen Leonhard Lointier trug; auf seine Erkundigung erfuhr er, daß die Marquise die Schwester des jungen Mannes sei, bewarb sich daher um dessen Freundschaft, was, begünstigt von dem Vertrauen, welches zwischen den Maurern unter einander herrschte, von sehr gutem Erfolge war.

Leonhard, der die geheimen Motive Robert's nicht kannte, schloß sich dem jungen liebenswürdigen Manne mit vieler Freundlichkeit an, und führte ihn in seiner Familie ein.

Die arme Marquise hatte die Kraft, ihrem Verderben einmal auszuweichen, das zweite Mal fehlte sie ihr. Ein böses Verhängniß befliß sich, das Unglück dieser Frau heraufzubeschwören, und dieses säumte nicht, sich einzufinden.

Herr von Wendheim benutzte die ihm gebotene Gelegenheit, sich bei der herzoglichen Familie, so oft der Anstand es gestattete, einzufinden, — er war vorsichtig genug, seine Leidenschaft für die junge Frau vor ihren Anverwandten zu verbergen, und Niemand im Hause merkte das Band, welches die beiden Herzen immer enger umschlang.

Sie erlassen mir wohl, theurer Freund, Ihnen das stetige Anschwellen dieser Leidenschaft, alle jene kleinen Leiden und großen Freuden einer ersten Liebe weitläufig darzustellen, oder den starken Kampf der Pflicht gegen die Liebe, in welchem die arme Marquise endlich unterlag.

Je inniger und vertrauter das Verhältniß der Marquise mit Herrn von Wendheim wurde, desto seltener erschien er in dem herzoglichen Hause, die Zusammenkünfte fanden außerhalb desselben statt, und die junge Frau besaß Erfindung genug, ihre zahlreicheren Ausgänge durch geschickte Vorwände zu bemänteln.

Bei einer dieser Zusammenkünfte war es nun, wo die Marquise dem Geliebten unter Thränen eine traurige Veränderung ihrer Lage gestand, die in Kurzem zum Verräther ihres Verhältnisses werden mußte.

Sie haben meinen Vater und meine Brüder kennen gelernt, klagte die unglückliche Frau, Sie wissen, mit welcher Strenge sie an der Ehre der Familie festhalten, und mögen daher erwägen, was meiner wartet, wenn sie von meinem Vergehen Kenntniß erhalten.

Robert tröstete die Geliebte.

Weinen Sie nicht, Blanchefleure, bat er und schloß seine Arme um die theure Frau, Sie sollen von der Strenge Ihres

Vaters und Ihrer Brüder nichts zu fürchten haben. Ich liebe Sie und bin entschlossen, dieser Liebe mein Leben zu opfern. Ich besitze in Ungarn eine kleine Domäne, dahin wollen wir uns flüchten, den kleinen Gabriel mitnehmen und dort so lange verweilen, bis der Tod des Marquis seine Bestätigung gefunden, und dann mögen Ihre Verwandten erfahren, daß Sie meine Gattin wurden.

Die Marquise fand Trost in dem Gedanken an die Treue und Ausdauer ihres Geliebten und willigte in die vorgeschlagene Flucht, um der unerbittlichen Strenge ihres Vaters und der Lieblosigkeit ihrer Brüder zu entgehen.

Die Vorbereitungen zu dem beschlossenen Schritte hatten kaum begonnen, als der Herzog aus London einen Brief erhielt, dessen Inhalt für die arme Marquise ein Donnerschlag in einer schwachen Papierhülle war.

Das Schreiben kam vom Marquis L'Espine, der seine baldige Ankunft in Wien anzeigte.

Die Flucht des Marquis aus Frankreich hatte sich verzögert, er wurde von den Jakobinern entdeckt, verfolgt und entging nur mit Lebensgefahr einer Gefangennehmung. Gezwungen Monate lang sich im Gebirge verborgen zu halten, gelang es ihm endlich an die Meeresküste zu kommen, von wo er auf einem schwachen Boot die Fahrt nach England antrat. Ein Sturm verschlug ihn und zwang ihn neuerdings, den Boden des feindlichen Vaterlandes zu betreten; er gerieth Schmugglern in die Hände, da er jedoch unter fremden Namen reiste und Niemand den Edelmann unter der bäuerlichen Hülle ahnte, so konnte er ohne Gefahr hier verweilen, um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen und eine Gelegenheit zur Fahrt nach den Kreideküsten abzuwarten.

Welch' eine Menge von Gefahren hatte der Marquis überwunden, um, ohne daß er es wußte, das Unglück seiner Gattin vollständig zu machen.

Der Marquis lebte also noch; das Verhältniß mit Herrn von Wendheim verlor damit den letzten Schein der Hoffnung, welche die Liebenden bisher mit so vieler Sorgfalt

genährt hatten; mit der Ankunft des Marquis besaß sie einen Gegner mehr, der seinen befleckten Namen zu rächen hatte; der Vater, der Gatte und die Brüder, sie waren ihr eben so viele Feinde, von denen sie keine Nachsicht für den Fehltritt, den sie begangen, zu erwarten hatte.

Vor dem Anlangen jenes verhängnißvollen Briefes hatte sie sich in die Flucht mit dem Geliebten aus Liebe gefügt, jetzt kam auch noch die Furcht hinzu.

Sie beeilte sich die Schreckenskunde Herrn von Wendheim mitzutheilen, damit dieser die Anstalten beschleunige, was er sich auch angelegen sein ließ.

Von Wien bis an den Plattensee waren Relais gelegt, dort wollte man einige Monate verweilen, bis die Nachforschungen der Verwandten sich fruchtlos erschöpft haben würden, mittlerweile gedachte Robert sein Besitzthum zu verkaufen und erst dann sollte die Reise nach England angetreten werden, denn jetzt, wo der Marquis noch lebte und in Wien anwesend war, glaubten sich die Liebenden für die Dauer auch in Ungarn nicht mehr sicher.

Sie hatten die Verabredung getroffen, Robert solle in der frühesten Morgenstunde der Marquise auf der Esplanade in einer geschlossenen Kalesche harren, sie jedoch solle aus dem väterlichen Hause nichts mitnehmen, als was sie an Prätiosen und an Barschaft besaß. Ein Vorsprung von mindestens sechs bis acht Stunden war hinreichend, sie den Verfolgungen der Verwandten zu entziehen und der Schleier, der das Liebesverhältniß noch immer umhüllte, sicherte Herrn von Wendheim vor jedem Verdachte eines Einverständnisses mit der Marquise, und zwar um so mehr, da er, um die Verwandten der Geliebten zu täuschen, von ihnen bereits vor acht Tagen Abschied genommen hatte, mit dem Vorgeben einer Reise nach Italien.

Wer hätte ein Mißlingen des gut angelegten Planes befürchtet?

Und doch wurde er vereitelt, nicht etwa durch einen jener kleinlichen Zwischenfälle, wie sie bei weltgeschichtlichen Ereig-

nissen gewöhnlich in die Speichen der Räder störend eingreifen, im Gegentheile, hier war es eine ungeahnte großartige Explosion, die nebst Anderem auch den kleinen Maulwurfshügel zerstäubte und vernichtete.

Die Marquise verbrachte eine unruhige Nacht, die Zeit schien sich ihr langsam wie eine Schildkröte vorwärts zu bewegen, die Stunden hatten Blei an den Füßen, doch endlich war es Zeit, den Weg anzutreten. Sie hatte Anstalten getroffen, mich auf den Armen das Haus unbemerkt verlassen zu können und Alles ging in erwünschtem Maße vor sich.

Der jungen Frau sank eine Centnerlast vom Herzen als sie das Thor des Palais hinter sich wußte und leichten Schrittes eilte sie durch die einsame Gasse, als ihr plötzlich ein Mann entgegentrat, in dem sie einen vertrauten Diener ihres Geliebten erblickte.

Um Gotteswillen, gnädige Frau, lispelte er ihr zu, kehren Sie zurück, Sie werden meinen gnädigen Herrn an dem bestimmten Platze nicht finden, er ist zu kommen verhindert, die Polizei hat vor zwei Stunden unser Haus umstellt und ihn abgeholt.

Im ersten Momente glaubte die Marquise der Plan zur Flucht sei durch Unvorsichtigkeit verrathen worden, und die Verhaftung des Herrn von Wendheim wäre auf Veranlassung ihres Vaters erfolgt, der Hiobsbote brachte sie jedoch von diesem Irrthume ab und setzte sie von der schrecklichen Wahrheit in Kenntniß.

Die Polizei war seit einiger Zeit einer Verschwörung auf die Spur gekommen, welche die Ausstreuung demokratischer Grundsätze, Verbreitung des Jakobinismus und den Umsturz der bestehenden absolutistischen Zustände zum Zwecke hatte.

Die geheimen Wiener Freimaurerlogen wurden schon längst mit vieler Aufmerksamkeit beobachtet und Herr von Wendheim, als Mitglied der Loge zur „goldenen Weltkugel“ in der Josefstadt, gehörte mit in den Kreis dieser Aufmerksamkeit.

Bei der Untersuchung dieser Verschwörung ergab sich, daß die progressistischen Logen mit einer geheimen Gesellschaft in Ungarn „die Resurrektion“ genannt, in Verbindung und in sehr thätigem Verkehr standen. Herr von Wendheim gehörte nun ebenfalls „der Resurrektion“ an und die Verhaftung erfolgte wegen der Anordnungen, die er zur Flucht traf, welcher die Polizei ein politisches Motiv unterschob.

Die arme Marquise war von den Mittheilungen des treuen Dieners zermalmt; mit der Flucht war auch die gehoffte Rettung von der Enthüllung ihrer Schande vereitelt, es blieb nichts übrig als heimzukehren und sich dem unabwendbaren bitteren Geschicke zu ergeben.

Man sagt, das Gedächtniß des Menschen reiche zurück bis ins dritte Lebensjahr, was jenseits desselben liegt, dafür sei das weiche Gehirn nur die Wiege schlummernder Embrionen und die höchste Treue des Gedächtnisses ist nicht im Stande, die undurchdringliche Nacht, welche darüber gebreitet ist, zu durchdringen.

Ich befand mich damals kaum Monate über dieses Alter hinaus; von dem nächtlichen Gange aus dem Hause, so wie von der Rückkehr weiß ich nichts, denn ich schlief den festen Schlaf eines Kindes, ich entsinne mich nur, daß ich meine arme Mutter zu jener Zeit sehr oft weinen sah, und daß man mich trotz meines Verlangens oft Tage lang verhinderte bei ihr zu sein, was früher nicht der Fall war.

Eines Tages gab es in unserem Hause eine große Bewegung, und der Hofmeister, dessen Obhut ich anvertraut war, sagte zu mir:

Sind Sie hübsch munter und freundlich, der Marquis, Ihr Herr Papa, ist angkommen und wird Sie gleich empfangen.

Ich äußerte dieser Mittheilung gegenüber wenig Freude, denn ich kannte meinen Vater nicht und meine Mutter war nicht beflissen, viel von ihm zu sprechen und sein Andenken in dem Herzen des Kindes wach zu erhalten.

Von dem Tage der Wiederkehr meines Vaters bekam ich meine Mutter fast gar nicht mehr zu sehen; so oft ich zu ihr gebracht zu werden verlangte, hieß es: „Mama ist krank!" und wenn ich mit kindischem Eigensinn auf meinem Begehren bestand, erhielt ich eine empfindliche Strafe. Jetzt erkenne ich, daß damals die Absicht meiner Verwandten dahin ging, mich der Mutter zu entwöhnen und zu entfremden.

Es gelang Ihnen; mein Verlangen die Mutter zu sehen, wurde immer schwächer, und als ich es nach Wochen wieder einmal äußerte, antwortete mir der Hofmeister:

Armes Kind, Sie werden Mama nicht mehr sehen, sie ist todt!

Ich begann zu weinen, der Hofmeister sagte jedoch zu mir:

Weinen Sie nicht, denn wenn der Herr Marquis es erführe, er würde mir befehlen, Sie empfindlich zu züchtigen.

Die Furcht vor Strafen, die, seitdem ich nicht mehr der Obhut der Mutter anvertraut war, in der That empfindlich geworden waren, ließ mich meinen Schmerz unterdrücken und meine Thränen hinabwürgen; ich gewöhnte mich an den Gedanken, die Mutter todt zu wissen und hütete mich ihrer ferner zu erwähnen.

Das ist Alles, was mein Gedächtniß mir aus jener Zeit aufbewahrte, ich weiß von meinem Vater und von den übrigen Verwandten wenig zu erzählen, denn nach der alten Sitte, die im Hause meines Großvaters strenge gehandhabt wurde, welcher sich meine Mutter freilich nicht fügte, lebten die Kinder in ihren Gemächern in einer eigenen Welt und wurden bei Eltern und Verwandten nur bei feierlichen Gelegenheiten zum Handkusse zugelassen, während sie außerdem mit ihnen selten in Berührung kamen.

Meine Kinderjahre verstrichen freudlos; nur wenige Stunden des Tages blieben kindlichen Spielen geweiht, ich wuchs heran unter dem ganzen Einflusse der väterlichen Strenge, ungemildert durch die süße Pflege mütterlicher Liebe.

Die Weltbegebenheiten gingen unaufgehalten ihren eisernen Gang; aus den Kriegen in Italien tauchte der Name Bonaparte empor, in Frankreich wurde das Direktorium gestürzt, das Konsulat trat an seine Stelle, Napoleon durch sein Genie überragte himmelhoch die Pigmäen der Revolution und riß Macht und Herrschaft an sich, die Liste der Emigranten war geschlossen. Meine Familie zögerte, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu benützen, mein Großvater, ein Royalist in der echtesten Bedeutung des Wortes, übertrug seinen Groll von der Revolution auf Napoleon und als dieser den unglücklichen Herzog von Enghien erschießen ließ und der Mord ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllte, verwandelte sich der Groll meines Großvaters in einen unauslöschlichen Haß, der fortdauerte bis zu seinem Tode.

So lange der Mörder des königlichen Prinzen über Frankreich regiere, schwur er den heimischen Boden nicht wieder zu betreten und verbot dies auch seinen Söhnen und dem Marquis, meinem Vater.

Dieser theilte den Haß des Herzogs gegen Napoleon nicht in so hohem Maße und wäre vielleicht noch gerne nach Frankreich zurückgekehrt, wenn er nicht seit dem Tode meiner Mutter derart unter dem Einflusse des Herzogs gestanden wäre, daß man ihn für dessen Sohn, der ihm Ehrfurcht und Gehorsam schuldete, hätte halten mögen.

Was mich anbelangt, so erinnere ich mich, daß ich schon in den reiferen Knabenjahren an dem Ruhme Frankreichs großen Antheil nahm, obwohl meine Lehrer den strengen Auftrag hatten, mir keine Vorliebe für meine eigentliche Heimat beizubringen.

Kurz vor der ersten Besetzung Wiens durch die Franzosen, ich war damals fünfzehn Jahre alt, erlebte ich die erste Scene, welche mich auf die Verhältnisse meiner Familie aufmerksam machte.

Ich befand mich mit meinem Hofmeister auf einem Spaziergange auf der Bastei. Ich weiß nicht mehr, welch'

ein Grund ihn bewog, mich, wie er sagte, auf ein Viertelstündchen allein zu lassen, wobei er mir auftrug, an derselben Stelle seine Rückkunft abzuwarten.

Ich versprach, ihn zu erwarten, und er entfernte sich.

Kaum war ich allein, so näherte sich mir ein fremder Herr, der die Entfernung meines Hofmeisters nur abgewartet zu haben schien, um sich mir zu nähern.

Endlich, sprach er mich nach einem flüchtigen Gruße an, wird mir die Gelegenheit, Euer Gnaden allein zu sprechen —

Kennen Sie mich, mein Herr? fragte ich erstaunt.

O ja, Ihr Name ist Gabriel, Ihr Vater ist der Marquis Jules L'Espine und der Vater Ihrer armen Mutter ist der Herzog Arthur von Lointier.

Es fiel mir auf, daß der Fremde sich des Ausdruckes „Ihrer armen Mutter" bediente, wobei er noch das Beiwort betonte.

Was haben Sie mit mir zu sprechen? fragte ich den Fremden.

Vor Allem, Herr Marquis, bitte ich Sie, mir zu folgen . .

Ich kann nicht, denn ich muß an dieser Stelle die Rückkunft meines Herrn Hofmeisters abwarten. —

Ihr Hofmeister, wendete der Fremde ein, hat, indem er Sie allein ließ, gegen sein Amt gehandelt, er wird es daher stillschweigend hinnehmen, wenn auch Sie sich Ihrerseits auf ein Viertelstündchen entfernen und entweder mit ihm zugleich, oder höchstens einige Minuten später als er, zurückkehren.

Noch einiges Zureden und ich fügte mich dem Wunsche des Fremden. Wir nahmen den Weg jener Richtung entgegengesetzt, wohin der Hofmeister sich früher begeben hatte.

Herr Marquis, begann der Fremde, seit Jahren schon ist meine Aufmerksamkeit Ihnen zugewendet, indem ich dies that, handelte ich im Auftrage eines Unglücklichen, dessen treuer Diener ich einst war, der mich mit Wohlthaten über-

häufte, und dem ich dafür zum höchsten Danke verpflichtet bin, daher ich ihm auch noch jetzt diene, wo ich nur kann und wenn er es wünscht. In früheren Jahren hatte ich zwar einige Male Gelegenheit gehabt, mich Ihnen zu nähern, allein der Wille meines Herrn Wohlthäters war es, der mir verbot, Sie anzusprechen, bevor Sie Ihr fünfzehntes Lebensjahr erreicht haben würden, den Knaben wollte er nicht in das Unglück seiner Mutter einweihen, nicht in ein Geheimniß, welches vielleicht ein Verbrechen seiner Verwandten einschließt.

Sie können sich leicht vorstellen, werther Freund, daß diese Sprache meine ganze Aufmerksamkeit erregte, und mein Interesse in einem hohen Grade in Anspruch nahm.

Ich befand mich bereits in dem Alter, wo man in Wirklichkeit fähig ist, dem Ernst des Lebens ins Antlitz zu schauen, besonders wenn eine wohlmeinende Stimme uns darauf aufmerksam macht; ich war daher ganz Ohr, als der Unbekannte mir eine ausführliche Mittheilung dessen machte, was ich Ihnen eben erzählte, wobei er sich alle Mühe gab, meine Mutter zu entschuldigen, und ihren Fehltritt dem Herzoge als Folge der erzwungenen Heirat mit meinem Vater zuzuschreiben.

Ich erfuhr von dem Unbekannten, daß er damals bei Herrn von Wendheim in Diensten stand, und daß er es war, der meiner Mutter die Nachricht von der Verhaftung des Geliebten überbracht hatte.

Der unglückliche junge Mann wurde in dem Hochverrathsprozesse, der großes Aufsehen erregte und viel von sich sprechen machte, schuldig befunden und zu zwanzigjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Bevor er nach dem ihm bestimmten Straforte abgeführt wurde, gelang es ihm, seinem Diener ein Briefchen zukommen zu lassen, in welchem er ihm seine Wünsche kund gab, die zu erfüllen dieser nicht versäumte. Sein Blick war mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf meine Mutter gerichtet; mit der Rückkehr meines Vaters aus Frankreich begann man sie fast wie eine Gefangene zu behandeln, und

jener fing an, nicht ohne Unrecht, wie es sich später herausstellte, für sie zu fürchten.

Eines Tages, als er wie gewöhnlich Erkundigungen über sie einzog, damals konnte sie noch nicht entbunden haben, erfuhr er, man habe sie auf's Land gebracht.

Wohin? Das wußte Niemand — wenige Tage darauf sprach man schon von ihrem Tode.

Ein schwerer Verdacht bemächtigte sich seiner Seele. Unter der ganzen Dienerschaft des Herzogs war nur der Tod der Marquise bekannt, man hatte demnach ihren Zustand verheimlichet.

Wo war sie gestorben? Wo hatte man sie begraben?

Es hieß auf einem Gute, welches der Herzog unlängst oberhalb Krems gekauft hatte.

Ein erwachter Verdacht veranlaßte den treuen Diener zu häufigeren Nachforschungen; sein Eifer ließ ihn dabei die gewöhnliche Behutsamkeit vergessen, der Herzog mochte davon in Kenntniß gesetzt worden sein, und eines schönen Morgens, es war gerade im Jahre 1797, wo das große Aufgebot verkündet wurde — war er Soldat.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß er diese plötzliche Standesveränderung der Vorsicht meiner Anverwandten zu verdanken hatte.

Von diesem Momente an war seine Thätigkeit gelähmt, er kam zu einem Regimente nach Böhmen und in Folge mehrerer Garnisonswechsel auch nach Josefstadt, wo sich, wie er wußte, sein ehemaliger Herr in Festungshaft befand.

Als Soldat, der bald hier bald dort zur Wache kommandirt wurde, war es ihm nicht schwer, diesen zu sehen und zu sprechen und Herr von Wendheim gerieth über die Nachrichten, die ihm zu Theil wurden, in tiefe Bestürzung, doch verzweifelte er nicht, sondern schrieb seinen Anverwandten, welche seinem ehemaligen Diener den Abschied erwirken mußten, wofür dieser sich verpflichtete, der Marquise und ihrem Kinde nachzuforschen.

Bevor sich die beiden Freunde, denn dies waren sie nun in der That, trennten, entsann sich Herr von Wendheim noch meiner Wenigkeit und rieth seinem Abgesandten, auch mich ins Mitleid zu ziehen, da es doch jedem Sohne erwünscht sein müsse, über das Schicksal seiner Mutter genau unterrichtet zu sein.

Sie können sich nun vorstellen, werther Freund, welchen Eindruck damals die Mittheilung Breit's, so nannte sich der ehemalige Diener Wendheim's, bei mir hervorbrachte; er war so mächtig, daß der verabschiedete Soldat mich selbst bat, mich zu fassen, damit meine Unruhe den Verwandten nicht auffalle. Wir verabredeten uns wieder zu treffen und Breit gab mir seine Adresse.

Wenige Wochen darauf gelang es mir, ein Stündchen lang der Aufsicht zu entschlüpfen und ich besuchte Breit. Ich fand ihn schwer erkrankt.

Ich werde für meinen Wohlthäter nichts mehr thun können, klagte er unter Thränen, und Ihnen allein, Herr Marquis, bleibt es überlassen, sich über das Schicksal Ihrer armen Mutter Gewißheit zu verschaffen.

Der brave Mann hatte wahr gesprochen; wenige Tage darauf war er verschieden.

Ich stand nun allein im Kreise meiner Familie. Konnte ich, ein fünfzehnjähriger Jüngling, es wagen, dem Vater und dem Herzog gegenüber feindlich aufzutreten? Ich beschloß noch ein paar Jahre abzuwarten, um es dann mit sicherem Erfolge zu thun.

Bald darauf kam die erste Besetzung Wiens durch die Franzosen, die Nähe Napoleon's verleidete meiner Familie den Aufenthalt hier und wir zogen nach Italien, nach Rom. Dort fand ich Sie, dort lernten wir uns kennen, und die Herzen der Jünglinge vereinigten sich in warmer Freundschaft. Was seitdem mit mir geschah, wissen Sie. Ich wünschte den Augenblick herbei, mich von meiner Familie zu trennen. Der Gedanke an das Unglück meiner Mutter hatte Ihnen mein Herz entfremdet, ich konnte sie nicht mehr lieben.

Ludwig XVIII. war kaum das erste Mal in Paris eingezogen, so reiste meine Familie dahin, ich trennte mich von ihr und eilte zu Ihnen nach Berlin, wo Sie sich eben aufhielten. Hier erfuhr ich zuerst Ihr Geheimniß und von hier aus übernahm ich die Sendung an die Herzogin von Angouleme, deren ungünstigen Erfolg ich von ganzer Seele bedaure. In meiner Familie hatte sich während meiner Abwesenheit Vieles geändert. Mein Großvater war gestorben. Mit seinem Tode löste sich das Band, welches die Glieder derselben bis jetzt vereiniget hielt. Ich fühlte von jeher große Scheu mit meinem Vater von meiner unglücklichen Mutter zu sprechen, diesmal wagte ich es. Der Marquis hatte aus meinen ersten Worten kaum errathen, so befahl er mir zu schweigen und rief mir ernst zu:

Wozu diese Erinnerungen? Denk an die Gegenwart und kümmere dich um die Vergangenheit nicht!"

Er wollte mich nicht weiter hören und wies mir die Thüre.

Ich wendete mich an den Herzog Remi, den jüngsten Bruder meiner Mutter, und erfuhr von ihm dieselbe Zurückweisung.

Diesem setzte ich jedoch Widerspruch entgegen, was ich dem Vater gegenüber vermied, dessen Alter ich schonen und dessen Heftigkeit ich nicht herausfordern mochte.

Ich begreife den Widerwillen nicht, sagte ich zu ihm, dem ich in meiner Familie begegne, wenn ich von meiner Mutter spreche.

Ihre Mutter, antwortete er mir, ist seit zwanzig Jahren todt, es ist demnach thöricht von Ihnen, über Dinge Auskunft erhalten zu wollen, die schon längst vergessen sind.

Es ist nicht meine Schuld, erwiderte ich, daß man mich von früher Jugend an über diese Dinge im Dunkeln ließ, es scheint dies nicht ohne Absicht geschehen zu sein.

Was Sie da sagen, Herr Neffe! Meinen Sie wirklich, daß irgend eine Absicht dabei obgewaltet habe?

Der Hohn meines Onkels entflammte meinen Zorn, ich unterdrückte jedoch jede Aufwallung, um mich nicht vorzeitig zu verrathen, und erwiderte:

Ich würde es sonst unbegreiflich finden, warum man vor mir sogar die geweihte Stätte verheimlicht hat, wo die irdischen Ueberreste meiner Mutter ruhen?

Sie haben sich bisher wahrscheinlich nicht darum bekümmert, darum wissen Sie es auch nicht. Die Leiche Ihrer Mutter wurde in der Gruft zu Hohenstein beigesetzt, welches Schloß damals dem Herzog, Ihrem Großvater, zugehörte.

Ich stellte mich, als befriedige diese Angabe mein Verlangen, und berührte den Gegenstand nicht weiter.

Indessen beschleunigte ich meine Abreise, und beschloß auf dem Rückwege meine Route so zu wählen, daß ich in die Nähe des Waldviertels kam, wo Schloß Hohenstein liegt. Mein Plan war bereits gefaßt, und ihn jetzt auszuführen soll meine Sorge sein.

Darf ich wissen, was Sie zu thun gesonnen sind? fragte Karl Ludwig.

Der Marquis rückte dem Herzog näher und sagte im Tone des höchsten Vertrauens:

So wie Sie vor mir, so habe auch ich vor Ihnen kein Geheimniß, darum hören Sie: Mein Entschluß geht dahin, mich vorerst zu überzeugen, ob die Leiche meiner Mutter in Wirklichkeit in der Gruft zu Hohenstein ruht.

Sie gedenken also das Grab gerichtlich öffnen zu lassen?

Nein, mein Freund, das gedenke ich nicht zu thun. Noch lebt mein Vater, noch leben die Brüder meiner Mutter, und ich bin nicht gesonnen, die Namen Lointier und L'Espine öffentlich zu brandmarken oder wenigstens einer üblen Nachrede preiszugeben.

Wie aber wollen Sie jetzt nach zwanzig Jahren erkennen, ob die gefundene Leiche wirklich die Ihrer Mutter ist?

Die Verwesung in ausgemauerten Grüften geht viel langsamer vor sich, wie zwischen nackten Erdwänden, doch wenn auch dies nicht wäre, ich würde die Leiche meiner armen

Mutter an dem Haare erkennen, an der Länge des Gerippes; ihr Bild steht noch heute so lebhaft vor meinem Geiste, als ob ich noch nie von ihr getrennt gewesen wäre. Dies Oeffnen der Gruft wird also nicht gerichtlich, sondern heimlich geschehen.

Haben Sie auch bedacht, mein Freund, was Sie dabei wagen?

Im schlimmsten Falle eine Untersuchung; doch wenn man hören wird, daß ich der Sohn jener Frau bin, die in diesem Grabe ruht, oder ruhen soll, wenn ich im Falle, daß man mich bei der That ertappt, den Gerichten den Verdacht angebe, der mich zu dieser Untersuchung des Grabes bewog, so wird man mir sicher keine verbrecherische Absicht unterschieben können. Ich habe Alles erwogen, und die ersten Anfänge meines Planes sind auch bereits gemacht.

Schon begonnen?

Eine vorläufige Orientirung, die ein gutes Ergebniß zur Folge hatte. Ich erwähnte früher, daß ich den Weg auf meiner Hieherreise derart wählte, daß ich in die Nähe des Waldviertels kam, ich wollte mir Schloß Hohenstein, wenn auch vor der Hand nur von Außen, besehen. Die dortige Gegend wird aber jetzt durch eine Räuberbande unsicher gemacht, die es besonders auf die Reichen und Vornehmen abgesehen hat. Um nun von dieser Seite sicherer zu sein, um bei meinen Nachforschungen weniger aufzufallen, wählte ich die Maske eines Handwerksburschen, hinter welcher Niemand den Marquis ahnte. Ich durchstreifte die Umgebung des Schlosses, und erkundigte mich um die gegenwärtigen Bewohner desselben. Die meisten Leute, an die ich mich deßhalb wandte, wußten mir wenig Details mitzutheilen, bis ich endlich auf ein altes Mütterchen stieß, welches mir erzählte, der jetzige Besitzer des Schlosses nenne sich Anton Perinell, und habe, wie er angibt, das Schloß von einem französischen Herzog gekauft, der es in den neunziger Jahren zu eigen besaß.

Diese Angabe, setzte die Alte verschmitzt und pfiffig lächelnd hinzu, ist aber nicht wahr; der Herr Anton hat das Schloß nicht gekauft, sondern er erhielt es von selbi-

gem Herzog zum Geschenk; wofür? das mag der liebe Herrgott wissen, denn wenn es auch wahr ist, was einige Leute wissen wollen, daß der Herr Anton ein langjähriger treuer Diener des Herzogs war, so pflegt man deßhalb doch nicht einem Bedienten Haus, Grund und Boden zu schenken, dahinter muß also etwas ganz Anderes gesteckt haben, was aber unsereins nichts kümmert.

So die Alte.

Was nun diesen „Anton“ betrifft, so gab es meines Wissens in dem herzoglichen Hause keinen langjährigen Diener dieses Namens; ich entsinne mich jedoch eines Mannes, der täglich in unser Haus kam, meinem Großvater die verschiedensten Aufträge besorgte, von diesem sehr wohl gelitten war, und dessen ganzes Vertrauen besaß, dieser Mann hieß wirklich Anton; ob er und der gegenwärtige Besitzer von Hohenstein, Anton Perinell, ein und dieselbe Person sind, weiß ich in diesem Momente noch nicht gewiß, die Angabe der Alten deutet es jedoch an. Bestätigt sich deren Angabe, dann ist dieser Anton Perinell der Mann, an den ich mich halten werde, um eine Lösung des Geheimnisses zu erhalten. Meine Aufgabe ist vor der Hand, zu erfahren, ob meine Mutter damals eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes starb? Ob man sie wirklich zu Hohenstein oder anderswo begrub? Gelange ich bei dieser Untersuchung einem Betruge auf die Spur, so ist mir dieser das sichere Anzeichen eines damals begangenen Verbrechens, und ich werde dann dieses als Hebel benützen, um zu erfahren, was mit dem Kinde geschah, welches meine Mutter bei ihrem Tode unter dem Herzen trug.

Haben Sie seit dem Tode jenes treuen Dieners über Herrn von Wendheim, dem Geliebten Ihrer Mutter, nichts erfahren?

Leider nicht. Es ist mir unbekannt, ob er noch am Leben, oder ob er während der langjährigen Haft gestorben ist? Sollte das Erstere der Fall sein, dann geht seine Strafzeit im nächsten Jahre zu Ende und ich werde bis da-

hin in der Lage sein, dem Unglücklichen günstige Ergebnisse meiner Nachforschung mitzutheilen.

Somit, mein Freund, schloß Gabriel die lange Unterredung, haben Sie Alles erfahren, was ich selbst weiß. Jeder von uns hat ein Ziel vorgezeichnet, das er zu erreichen strebt, der Himmel wird uns gnädig sein und unseren gerechten Bestrebungen seinen Beistand nicht entziehen.

Gerecht sind sie, das weiß der Himmel! rief der Herzog der Normandie mit einem feierlichen Tone aus, und indem er den Blick wie flehend zu dem Porträt Ludwig XVI. aufschlug, setzte er hinzu: Du, mein armer unglücklicher Vater, könntest du in diesem Momente wieder aufleben, du würdest, ohne zu fragen, mich in deine Arme schließen und jeden einen Feind deiner Krone nennen, der es wagte, mich deines väterlichen Schutzes berauben zu wollen.

Nach dieser Rede reichte er dem Marquis die Hand und sagte:

Was aber auch kommen möge, ob Gutes oder Schlimmes, Eines bleibt mir und Ihnen, und dies ist das Bewußtsein — einen treuen Freund zu besitzen!

Der Marquis und der Herzog umarmten sich und Ersterer begab sich in sein Gemach, um sich zum Ausgange anzukleiden.

Kaum eine halbe Stunde später verließ er auch wirklich das Haus auf dem hohen Markte.

Wohin gedachte er sich zu begeben?

Der Leser wird es im nächsten Kapitel erfahren.

Neuntes Kapitel.

Die Thränenweide.

Die Art und Weise, wie der Marquis L'Espine im Gasthause zu Stein mit jener Dame, die sich Judith

nannte, bekannt wurde, trug zu sehr das Gepräge eines kleinen Abenteuers, um nicht auch die Spuren zu hinterlassen, welche gewöhnlich die Folgen eines jeden Abenteuers sind, nämlich ein Interesse für jene Person, mit welcher man es erlebt hat.

Dieses Interesse zeigte sich bei Gabriel um so lebhafter, da jene Frau, die er dort zum ersten Male sah, auch sein Wohlgefallen erregte, es machte sich somit eine doppelte Kraft geltend, die den jungen Mann veranlaßte, die Dame in Wien aufzusuchen.

Das war nun keine geringe Aufgabe in einer so großen Stadt eine Person zu erfragen, von der man nichts als den Taufnamen weiß; dazu bedarf es, wenn Einem nicht besondere Mittel zu Gebote stehen, Wochen oder gar Monate — wenn nun dies bei Gabriel nicht eintrat, so verdankte er es nicht etwa einem glücklichen Zufalle, sondern gewissen Verhältnissen, die ihm in diesem Momente freilich noch ein Geheimniß waren.

Zwei Jahre lang hatte der Marquis bereits die ihm wohlbekannte Residenz nach allen Richtungen durchkreuzt, in allen Hotels nachgeforscht und mehrere Kommissionäre ausgesendet, um Dame Judith ausfindig zu machen, allein ein günstiges Ergebniß war nicht erfolgt.

Gabriel wohnte noch bei seinem Freunde und gedachte auch nicht für die kurze Dauer seines Aufenthaltes ein Quartier zu miethen, ihn hielt in Wien nur der Wunsch zurück, die schöne Frau aufzufinden, sich ihr in seiner wahren Gestalt vorzustellen und die Bekanntschaft mit ihr zu erneuern.

Ueber weitere Schritte in dieser Richtung dachte er in diesem Momente noch nicht, wußte er Judith in Wien, so glaubte er ruhig nach Hohenstein abzureisen, mit ihr im brieflichen Verkehr zu bleiben und nachdem er in Hohenstein sein Ziel erreicht, nach Wien zurückzukehren.

Was er also im Momente fühlte, war eine starke Rei-

gung für Judith und in Folge deren der Wunsch, mit ihr in Verbindung zu bleiben.

Bevor der Marquis am dritten Tage seiner Anwesenheit in Wien sich anschickte, seine Wohnung zu verlassen und die gestern unterbrochenen Nachforschungen fortzusetzen, begab er sich zum Fenster, welches auf den hohen Markt hinabsah und überflog den Platz, der eben von dem geschäftigen Treiben eines Frühmarktes belebt war. Bei dieser Gelegenheit fiel sein Blick auf eine sehr hübsch gekleidete Frau, die ganz isolirt vor seinem Wohnhause stand und den Blick nach jener Fensterreihe, wo sich auch das seinige befand, gerichtet hatte.

Diese Frau erregte seine Aufmerksamkeit; während einerseits ihre Kleidung für eine gewöhnliche Bürgersfrau zu elegant war, mußte es anderseits auffallen, eine Dame von Stand zu dieser Morgenstunde schon auf der Straße zu finden, der Marquis betrachtete sie daher eine Minute lang und bemerkte, daß auch sie ihn ansah. Ohne die Sache einer größeren Beachtung zu würdigen, verließ er das Fenster und trat etwas später seinen Weg an.

Kaum fünf Minuten gegangen, er befand sich eben auf dem Stefansplatze, wendete er sich zufällig bei Seite, und gewahrte, daß jene Frau, die er vom Fenster aus bemerkt hatte, hinter ihm her war.

Es war kein Zweifel, sie folgte ihm.

Der Marquis betrachtete sie jetzt abermals, denn sie folgte ihm hart auf dem Fuße, er konnte sie deutlicher sehen, und überzeugte sich, daß sie, obwohl im Alter schon ein wenig vorgeschritten, sich dennoch eines recht hübschen Aeußeren erfreute.

Diese Wahrnehmung veranlaßte ihn zu einem Lächeln, aus welchem man ohne Mühe die Worte: „Ihre Anstrengungen sind vergeblich, Madame!“ herauslesen konnte.

Als die Frau dieses Lächeln sah, wurde sie glühend roth.

Gabriel wollte seinen Weg fortsetzen, die Dame jedoch

trat auf ihn zu und sagte, indem sie ihre Worte ungewöhnlich rasch heraussprudelte:

Mein werther Herr, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, und Sie, so Gott will, kennen mich doch auch nicht, nicht wahr, Sie kennen mich nicht? Und dennoch sind Sie so schonungslos, eine unbekannte Frau zu kränken, eine Frau, die Ihnen in ihrem Leben nichts zu Leide gethan hat. . .

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen und begann zu weinen.

Madame, erwiderte Gabriel betroffen, ich erinnere mich nicht, Sie durch irgend ein Wort gekränkt zu haben.

Muß man denn gerade sprechen, um einer empfindsamen Frau wehe zu thun; Sie haben gelächelt, glauben Sie, ich habe ihr Lächeln nicht verstanden? O, es ist mir durch's Herz bis ins tiefste Leben gegangen, denn ich bin eine redliche, eine brave Frau . . .

Und sie fing wieder zu weinen an.

Der Marquis schüttelte den Kopf.

Madame, entgegnete er, ich läugne nicht, daß ich so eben in einer Weise gelächelt habe, die für Sie nicht schmeichelhaft sein mag, allein Sie werden zugeben, daß Ihre unaufgeforderte Begleitung, Ihre Fenstermusterung auf dem hohen Markte mir dazu ein gewisses Recht verleihen.

O, heilige Aurora, was hab' ich denn damit Unschickliches gethan? Hab' ich die Sitte oder die Ehrbarkeit verletzt? Ist's nicht heller Tag, spazieren nicht unzählige Menschen an der Straße? Es ist wahr, ich habe nach jenen Fenstern gespähtf das hat aber seinen Grund; es ist ferner wahr, daß ich min die Freiheit nahm, Ihnen zu folgen, allein auch das hat seiner, Grund, muß ich aber deßhalb eine leichtsinnige, zweideutige Person sein?, Müssen Sie mir deßhalb zulächeln, daß es mir durch Mark und Knochen geht? Mir, einer redlichen, braven Frau, die . . . die . . .

Und sie fing abermals zu weinen an.

Man darf nicht vergessen, daß diese Scene auf dem Stefansplatze vor sich ging, wo die Frequenz eine starke ist und wo sie mithin nicht unbemerkt bleiben konnte.

Der Marquis, der nicht mit Unrecht der Gegenstand einer vielseitigen Aufmerksamkeit zu werden befürchtete, gerieth wegen des sonderbaren Benehmens dieser Frau in Zorn und sagte:

Madame, es scheint, daß Sie es darauf angelegt haben Aufsehen zu erregen, ich wünsche diesem zu begegnen und frage sie ganz kurz: Was wollen Sie? Warum verfolgen Sie mich?

Die Frau sah ihn unter Thränen mit einem vorwurfsvollem Blicke an, kehrte ihm den Rücken und entfernte sich quer über den Platz.

Der Marquis sah ihr jetzt verwundert nach. Das hatte er nicht erwartet. Sein Zorn schwand, seine Neugierde gewann die Oberhand.

Was konnte diese Frau zu diesem sonderbaren Benehmen veranlassen? Warum hatte sie vorhin die Fenster gemustert? Warum folgte sie ihm jetzt? Wozu die Komödie mit den Thränen? Und woher jetzt auf einmal die übergroße Empfindlichkeit?

Gabriel wollte die räthselhafte Frau näher kennen lernen und eilte ihr nach.

Madame, sprach er sie an, ich bitte mich ein wenig anzuhören.

Die Frau antwortete nicht, sondern ging ihres Weges.

Gabriel heftete sich an ihre Seite und fuhr fort:

Sie sagten vorhin, daß Sie für Ihr auffälliges Benehmen Gründe hätten, darf man diese Gründe wissen?

Warum nicht, erwiderte jetzt die Dame, obwohl Sie nicht verdienen, daß ich Ihnen Rede stehe. Was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Nichts! Wußte Jemand, daß ich Ihnen folge? Nein! Konnte mein Benehmen Sie beleidigen? Nimmermehr! Und dennoch haben Sie mich gekränkt, verletzt, tief verletzt, mich, eine brave, redliche Frau ....

Sie fing wieder zu schluchzen an.

Es war merkwürdig, sobald diese Frau auf die Betheuerung kam, daß sie brav und redlich sei, strömten ihr die Thränen in die Augen.

Um Himmelswillen, Madame, ich bitte Sie, nicht zu weinen, sondern zu sprechen.

Was soll ich denn sprechen?

Sagen Sie mir, warum Sie mir gefolgt sind?

Weil Sie in der zweiten Etage jenes Hauses am hohen Markte wohnen.

Jenes Haus interessirt Sie also?

O nein, das Haus nicht, sondern nur die zweite Etage.

Kennen Sie mich, Madame?

Ich habe nicht die Ehre.

Und Sie sind mir dennoch gefolgt?

Weil ich Sie für Denjenigen halte, der jene Etage bewohnt.

Sie sind im Irrthum, Madame, ich bin ein Fremder, ich bewohne jene Etage nicht für gewöhnlich, sondern bin nur seit zwei Tagen ein Gast jenes Herrn.

Die Frau sah jetzt Gabriel aufmerksam an und sagte:

Dann muß ich Sie tausendmal um Verzeihung bitten, ach, mein Herr, es thut mir wirklich leid, Sie erzürnt zu haben, Sie scheinen ein braver, guter Herr, allein auch ich bin eine brave, ehrliche Frau.

Entsetzlich, Madame, rief jetzt der Marquis neuerdings verwundert, sagen Sie mir nur, warum weinen Sie denn schon wieder?

Ich kann nicht dafür, ich muß weinen, die Thränen erleichtern mein Herz, sie sind ein Labsal für meine Seele.

Gabriel fing an zu glauben, daß die Thränen dieser Frau nicht Verstellung seien, sondern die Folge einer merkwürdigen Organisation; er meinte eine jener eigenthümlichen Frauen vor sich zu haben, die unter den Menschen das sind, was die Thränenweiden unter den Bäumen.

Sie hielten mich also für den Herrn, der die zweite Etage des bewußten Hauses für gewöhnlich bewohnt?

Ja!

Kennen Sie jenen Herrn?

Ich kenne ihn nicht, und habe ihn noch nicht gesehen, trotzdem aber flößt er mir so großes Interesse ein, ich bitte Sie, mein Herr, dieses Wort nicht wieder zu mißdeuten, daß ich es der Mühe werth finde, ihm zu folgen, um ihn länger und genauer betrachten zu können.

Diese Frau scheint die hohe Abstammung meines Freundes zu kennen, dachte Gabriel, und ich fange an, ihr Benehmen zu begreifen.

Dann sagte er laut:

Sind Sie eine Französin, Madame?

Ich bin eine Wienerin.

Woher rührt also Ihre Theilnahme für jenen Herrn?

Er verdient die Theilnahme Aller, denn sein Unglück ist groß. Außerdem dürfen Sie nicht vergessen, mein Herr, daß, um mit jenem Unglücklichen Mitleid zu haben, man eben nicht eine Französin sein muß; war seine königliche Mutter, eine Märtirin ihrer hohen Würde, Marie Antoniette, war sie nicht eine Oesterreicherin, eine Schwester unsers Kaiser Josef? . . .

Sie fing abermals zu weinen an.

Diesmal verzieh ihr der Marquis die Thränen und sagte,

Ihre Theilnahme, Madame, freut mich, denn jener Herr: ich kann es Ihnen schon gestehen, jener unglückliche Herzog ist mein Freund!

Ihr Freund, rief die Elegante auf's Höchste überrascht, ist's möglich? Doch wie kann ich nur zweifeln? Ich hätt' es ja auf den ersten Anblick hin errathen sollen, daß auch Sie einem königlichen Hause . . .

Gabriel unterbrach sie: Sie gehen zu weit, Madame, ich bin nur Marquis, mein Name ist Gabriel L'Espine. —

Die Dame nickte freundlich mit dem Kopfe und erwiderte:

Da Sie mir ihren Namen nannten, so verlangt die Höflichkeit, daß ich Ihnen auch den meinigen bekannt gebe. Ich heiße — J u d i t h.

Judith? rief jetzt Gabriel betroffen und fuhr zwei Schritte zurück.

Ach, heilige Aurora, wie haben Sie mich erschreckt!

Finden Sie meinen Namen so furchtbar? Oder dachten Sie bei der Judith an den Holofernes? Ich schwöre Ihnen, Herr Marquis, daß in meiner ganzen Familie noch keine Frau einem Manne etwas zu Leide gethan hat . . .

Sagen Sie mir, Madame, unterbrach sie Gabriel, haben Sie weibliche Anverwandte?

Blos eine Cousine, sie heißt gerade so wie ich, sie ist Judith I. und ich bin Judith II.

Ihre Cousine war von hier abwesend . . .

Sie wissen?

Kehrte jedoch gestern oder vorgestern von der Reise zurück.

Ach, Herr Marquis, wie genau sie von Allem unterrichtet sind!

Ihre Cousine übernachtete zuletzt in Stein, wo ein Abenteuerer . . .

Sie machen mir bange, mein Herr! Sind Sie wirklich ein Marquis?

Führen Sie mich in Ihre Wohnung und Sie sollen die Ueberzeugung gewinnen, daß ich nicht lüge.

Die Dame beschleunigte ihren Gang in dem Maße, daß Gabriel Mühe hatte, mit ihr gleichen Schritt zu halten.

Auf der S e i l e r st ä t t e verschwanden Beide in eines der damals hübschesten Häuser.

Zehntes Kapitel.

Judith I. und Gabriel.

Gabriel L'Espine, von Judith II. geleitet, trat in die Gemächer des ersten Stockwerkes, welche mit einer Pracht und einem Aufwande eingerichtet waren, wie man es sonst nur in fürstlichen Häusern zu treffen pflegt.

Spiegelglatte Parketten, die Wände mit Kunstwerken der Malerei übersäet, die Möbel durchgehends von Mahagoni, die Spiegel vom feinsten venetianischen Glase, die Vorhänge von schwerem Atlas, kurz Alles, was das Auge erblickte, trug das Gepräge der Kostbarkeit und zeugte von dem Aufwande und Reichthum des Besitzers.

Der Marquis, obwohl Luxus und Eleganz ihm keine seltene Erscheinungen waren, war doch angenehmn überrascht, als er den Fuß über die Schwelle dieser Wohnung setzte.

Judith II., welcher dies nicht entging, brach in ein munteres Lachen aus und sagte:

Bitte, Herr Marquis, spazieren Sie nur weiter, genieren Sie sich nicht, lassen Sie sich nieder und verzeihen Sie, daß ich mich nur auf eine Minute entferne, um meine Cousine zu holen.

Nach diesen Worten lachte sie wieder, hüpfte in eines der Nebengemächer und verschwand durch eine Spiegelthüre.

Gabriel bemerkte zu seinem großen Mißvergnügen, daß diese Dame zu Hause eben so leidenschaftlich lachte, als sie auf der Straße geweint hatte.

Wenn diese Person keine Närrin ist, dachte er, dann ist sie eine höchst ungefährliche Betrügerin, denn um dergleichen plumpe Kniffe zu durchschauen, bedarf es kaum eines gesunden Menschenverstandes.

Während der Marquis allein blieb, war seine Begleiterin in ein Kabinet getreten, wo eine Dame ihr rasch entgegentrat.

Nun, was ist's, fragte diese hastig, haben Sie den Herzog gesehen?

Den Herzog sah ich nicht, dafür aber einen Herrn, der seit zwei Tagen sein Gast ist und bei ihm wohnt.

Wer ist dieser Herr?

Er nennt sich Marquis L'Espine, ist ein Freund des Herzogs und Sie können ihn benützen, um durch ihn Ihren Zweck zu erreichen. Der junge Kavalier scheint Sie zu kennen.

Die Dame winkte der andern, zurück zu bleiben und begab sich hinaus.

Der Marquis wurde freudig erregt, als er seine Unbekannte aus dem Gasthause von Stein vor sich sah.

Die Dame, im Gegentheil, war betroffen und überrascht.

Gnädige Frau, ergriff Gabriel das Wort, ich verdanke einem günstigen Zufall das Glück, Sie gefunden zu haben. Seit zwei Tagen suche ich Sie vergebens und jetzt steh' ich, wie von einem süßen Traum befangen, auf einmal vor Ihnen, wie dies kam? mag Ihnen Ihre Frau Cousine erzählen, mir gönnen Sie nur die Freude des Wiedersehens ausdrücken zu dürfen.

Mein Herr, Sie erlauben wohl, daß ich mich von meinem Staunen erhole; die Art, wie Sie in Stein von mir sich trennten, war so außergewöhnlich, daß ich einen weiteren Besuch von Ihnen nicht erwartete. Ich war in der Aufregung jener Situation so schwach, Sie einen Moment lang für den fürchterlichen Räuber zu halten, ich schäme mich jetzt meines Irrthums, obwohl mir Ihr Inkognito in Stein noch immer nicht enträthselt ist, oder — setzte sie etwas boshaft hinzu — ist vielleicht Ihre heutige Erscheinung eine neue Maske?

Gabriel lächelte.

Heute, gab er zur Antwort, bin ich wirklich der, der ich scheine, der Marquis L'Espine. Angelegenheiten sehr wichtiger Natur nöthigten mich, die Gegend oberhalb Krems zu durchreisen, und die dortige Unsicherheit ist der Grund des

gewählten Inkognito's; dieses Inkognito war die Ursache jener Aengstlichkeit, die mich befiel, als ich hörte, man suche den Räuber Grasel, der sich verkappt in demselben Gasthofe eingeschlichen hatte. Wären die Häscher meiner habhaft geworden, so hatte ich eine lästige Untersuchung zu befürchten, und ich wäre, um mich zu rechtfertigen, gezwungen gewesen, den Grund meines Inkognito anzugeben, was meinen ganzen Plan durchkreuzt haben würde; um dem auszuweichen, ergriff ich lieber die Flucht, welche, Dank einer offen gewesenen Bodenkammer, vollkommen gelang; daß ich meine Maske auch Ihnen gegenüber nicht fallen ließ, lag zum Theil in einer momentanen Laune, zum Theil aber in dem Umstande, daß auch Sie mir gegenüber eine Zurückhaltung beobachteten, die mich keineswegs angenehm berührte.

Ei, Herr Marquis, hätte ich Sie vielleicht schon bei unserem ersten Zusammentreffen mit allen meinen Verhältnissen bekannt machen sollen?

Ihre Cousine war jedenfalls mittheilsamer.

Meine Cousine Aurora ist ein Schelm, die es recht gut versteht, eine ihr aufgegebene Rolle durchzuführen.

Es scheint dies wirklich der Fall gewesen zu sein, versetzte Gabriel, sie sagte mir unter Anderem, daß sie Judith hieße.

Wirklich? Judith? Ha ha ha! Nun hören Sie mich an. Ich will Ihnen Alles erklären, Herr Marquis, nahm jetzt die Dame mit einer bewunderungswerthen Fassung das Wort, was Sie mit Aurora erlebten, war ein Scherz, den ich erfand, Sie für Ihr Inkognito in Stein zu bestrafen. Auch ich habe mich nach Ihnen erkundigt und war glücklicher als Sie, denn ich erfuhr, daß Sie Ihre Wohnung bei einem Freunde nahmen, der Karl Ludwig heißt und sich für den Herzog der Normandie hält. Ich beauftragte Aurora, Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und Sie hierher zu bringen, wie die gegenwärtige Scene beweist, hat sie ihre Aufgabe gut gelöst.

Die Aufmerksamkeit Ihrer Cousine galt also nicht meinem Freunde.

Bewahre! was kümmert uns jener Herr? Uns ist es ihær gleichgiltig, ob er wirklich Ludwig der XVII. ist oder nicht; daß er es zu sein glaubt, wissen wir von einer Däme, die einige Male Gelegenheit hatte, mit ihm zusammen zu treffen.

Der Marquis überflog die mit Aurora erlebte Scene in Gedanken und glaubte zu erkennen, daß sie in Wirklichkeit angelegt war, um ihn hieher zu locken, was ihn eben so erfreute, als es seiner Eitelkeit schmeichelte.

Und nun, mein Herr, sagte Judith freundlich, machen wir den Erklärungen ein Ende; lassen Sie sich gefälligst nieder und nehmen Sie mein Bekenntniß hin, daß Sie mir herzlich willkommen sind.

Gabriel dankte für das freundliche Entgegenkommen und beeilte sich, das Anerbieten anzunehmen. Die Unterhaltung däuerte mit vieler Lebhaftigkeit fort.

Der Marquis, gewonnen durch die Zuvorkommenheit der Dame, geblendet durch die ungezwungene Laune, mit welcher sie das Gespräch zu würzen verstand, dachte nicht daran, Judith zu Mittheilungen über ihre Person aufzufordern, sondern genoß die Reize des Augenblicks, ohne sie durch Betrachtungen zu verkümmern.

Wo beide Theile von gleichem Wunsche beseelt sind, ist eine Bekanntschaft, sobald der erste Schritt geschehen, gar leicht gemacht — Gabriel ging und kam wieder und wieder.

Was er in der Wohnung Judith's sah und hörte, zeugte von einem Aufwande, welcher keinen Verdacht, wenn derselbe auch wirklich erwacht wäre, aufkommen ließ.

Die Damen, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, schlossen sich von dem Residenzleben ab, für die Nachbarn waren sie Fremde, für Gabriel zwei reiche Erbinnen, die durch eine Testamentsklausel gezwungen waren, den Freuden einer zweiten Ehe zu entsagen.

Diese Verfügung dünkte dem Marquis so merkwürdig, daß er sie seinem Freunde mittheilte, nachdem er ihm sein Abenteuer mit Judith erzählt hatte.

Karl Ludwig hörte gespannt zu und fand das Ganze so originell, daß er die Aeußerung that, es lohne sich der Mühe, diese Damen kennen zu lernen.

Gabriel versprach, ihn bei Gelegenheit dort einzuführen, nur müsse er früher die Erlaubniß der Damen einholen, denn bis jetzt sei er der einzige Mann, den sie empfingen.

Den Marquis drängte die Zeit, er wußte, daß ihm für dieses Mal ein längerer Aufenthalt in Wien nicht gestattet war, wenn er zur Ausführung seines Planes schreiten wollte, er mußte sich daher beeilen, sein Verhältniß zu Judith zu befestigen.

Die Dame, welche wahrscheinlich keine solche Eile hatte, setzte dem Freunde einen zwar sehr liebenswürdigen, aber nichtsdestoweniger entschiedenen Widerstand entgegen.

Sie befragte ihn um den Grund seines auffälligen Drängens und Gabriel nahm keinen Anstand, sie von seiner bevorstehenden Reise in Kenntniß zu setzen, die ihn durch mehrere Wochen von Wien fern halten würde.

In diesem Falle, erwiderte Judith traurig, bleibt mir nichts übrig, als Ihre Rückkehr abzuwarten, und mich während Ihrer Abwesenheit mit den Erinnerungen der angenehmen Stunden zu trösten, die ich mit Ihnen bis jetzt verplaudert habe.

Und warum zögern Sie, meine Freundin, diese Erinnerung noch angenehmer werden zu lassen?

Weil ich meinen Freund erhalten will, antwortete die Dame ernst, und weil mir das jetzige Glück vollkommen genügt. Man muß die Götter nicht versuchen und unbescheiden nach dem Höchsten verlangen, wenn sie Einem mildthätig das Hohe beschieden haben. Mir genügt der Schatten des Baumes, um unter demselben auszuruhen, und ich geize nie nach der Frucht, die an seinen Aesten hängt, am allerwenigsten dann, wenn diese Frucht ihre vollkommene Reife

noch nicht erlangt hat. Darum, mein Freund, reisen Sie mit Gott, kehren Sie mit Gott wieder, und erhalten Sie mir Ihr Leben, Ihr Herz und Ihre Liebe.

Sie traut meiner Beständigkeit nicht, dachte der Marquis, wenn Sie sich nach meiner Rückkehr überzeugt haben wird, daß meine Gefühle für sie warm und unverändert geblieben sind, so wird sie milderen Sinnes werden.

Als Gabriel Judith bat, vor seiner Abreise den Herzog der Normandie bei ihr einführen zu dürfen, weigerte sie sich, den Prätendenten zu empfangen.

Sie kennen meine Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Stellung dieses Kavaliers, sagte sie, ich trage kein Verlangen ihn zu sehen, noch viel weniger ihn kennen zu lernen, wozu sollte ich mich also um seiner Besuche willen dem Gerede böser Nachbarn aussetzen? Einem Manne zu Liebe, der uns Interesse einflößt, opfert man gerne ein Bischen seines guten Rufes, besonders wenn man mit seinem Gewissen in keine Kollision kommt, bei einem Manne, der uns gleichgiltig ist, wäre ein solches Opfer eine Thorheit.

Gabriel gab sich Mühe, sie eines Anderen zu überreden, und drang so lange in sie, seine Bitte zu gewähren, bis sie ihm endlich erwiderte:

Es sei, ich gestatte Ihnen, Ihren Freund bei uns einzuführen, jedoch darf sein Besuch nicht mir, sondern meiner Cousine gelten.

Damit ist diese widrige Angelegenheit zu Ende gebracht, fuhr Judith fort, und nun lassen Sie uns von etwas Anderem, von etwas Angenehmeren sprechen.

Wovon wünschen Sie, das wir uns unterhalten?

Von unserer Liebe.

Von unserer Liebe?

Dünkt Ihnen das Thema nicht dankbar genug?

O! welche Frage! Ich denke, Sie sollten doch schon die Gefühle, die mich beseelen, genugsam erkannt haben.

Ja, mein Freund, ich habe sie erkannt, und dies gewann Ihnen meine Zuneigung. Warum sollte ich's verhehlen, ich

liebe Sie und sehne mich jetzt schon nach Ihrer Rückkehr, wo Sie Ihre Reise noch gar nicht angetreten haben. Ich weiß, Sie werden sich beeilen, wieder zu kommen, und mir so schnell als möglich die Freude des Beisammenseins mit Ihnen bereiten. Ach, die Winterabende, ohne Sie, werden mir langweilig genug werden, doch hoffe ich, daß Sie nicht die ganzen Wintermonate hindurch ferne bleiben. Für den Frühling habe ich meinen Entschluß bereits gefaßt. Kennen Sie Schönau mit seinem herrlichen Garten, mit seinen Zaubereien und den tausend Ueberraschungen, die er dem Besucher bietet? Ich gedenke dieses Schönau zu miethen, und dort wollen wir in ländlicher Abgeschiedenheit herrliche Monate verleben. Ach, Gabriel, Sie wissen nicht, wie viel Glück ich für die Zukunft von Ihnen erwarte, darum zittere ich auch vor dem Gedanken, daß Ihre Liebe erlöschen könnte.

Der Marquis ergoß sich in Betheuerungen seiner Beständigkeit, und Judith erwiderte die Liebkosungen, die von seinem überströmenden Gefühle zeugten.

Die Nacht war schon herangekommen, als Gabriel Abschied nahm, wobei er die Geliebte benachrichtigte, daß er morgen, als am Tage vor seiner Abreise, zum Abschiedsbesuche erscheinen und seinen Freund, den Herzog der Normandie, mitbringen werde.

Judith nahm die Kundgebung stillschweigend hin; kaum jedoch hatte sich der Marquis fortbegeben, so rief sie ihre Cousine.

Aurora trat schweigend ein.

Judith bedeutete ihr, Platz zu nehmen und sagte dann:

Nun hör' mich an, meine Liebe, mit dem morgigen Tage treten wir in eine neue Phase unserer Bestrebungen.

Gedenkst du vielleicht morgen schon mit dem Marquis deine Verlobung zu feiern?

Davon ist keine Rede.

Keine Rede? Sonderbar! Der junge Mann ist ja ernstlich in dich verliebt.

Meinst du? fragte Judith in einer Weise, welche anzeigte, daß sie die wirkliche Ansicht ihrer Cousine zu erfahren wünsche.

Es gehört kein Scharfsinn dazu, dies zu erkennen.

Das freut mich.

Du sprichst diese Worte mit einem Tone, als ob du eben gesagt hättest: „mich friert!"

Deine Bemerkung ist auch richtig, ich fürchte, der Marquis liebt mich zu sehr.

Aurora lachte.

Eine derartige Furcht, sagte sie, dürfte wohl zu den Seltenheiten gehören.

Möglich, allein bei mir ist sie gerechtfertigt. Die Liebe ist ein Band, jedes Band bringt eine gewisse Hemmung der Bewegung mit sich, das Ziel aber, welches ich verfolge, erfordert eine freie Bewegung. Ich fürchte, die Liebe des Marquis wird mir Hindernisse in den Weg legen. Seine Abwesenheit von hier kommt mir indessen erwünscht, gelingt es mir während ihrer Dauer meinen Zweck zu erreichen, dann werde ich auch Mittel finden, zu verhindern, daß er nicht erfahre, was sich hier während dieser Zeit zutrug.

Was mich betrifft, so kannst du auf meine Unterstützung rechnen, sagte Aurora.

Ich bin davon überzeugt, liebe Freundin, und rechne auf dich, so wie du jeder Zeit auf mich zählen kannst. Ich bin leider nicht in der Lage, dir das Ziel, welches ich verfolge, mitzutheilen, denn das Geheimniß gehört nicht mir allein, ich will dir jedoch den Gedanken meiner Aufgabe enthüllen, damit du die Richtung kennst, nach welcher wir steuern müssen. Meine Aufgabe ist, den Herzog zu gewinnen, ohne den Marquis zu verlieren.

Ich begreife jetzt, warum du eine zu große Liebe des Marquis fürchtest, dir wäre seine Eifersucht lästig.

So ist es; er scheint indessen zu dieser Leidenschaft nicht zu inkliniren, sonst würde er nicht selbst in mich gedrungen haben, den Herzog bei mir einzuführen. Letzteres wird schon

morgen geschehen, und es ist nothwendig, daß wir uns über das Benehmen besprechen, welches wir diesem Manne gegenüber einhalten, denn er muß ganz anders behandelt werden wie der Marquis. Vor Allem gilt es gegenüber dem Sprossen der Bourbonen sehr große Religiosität zu affektiren, diese darf uns jedoch nicht hindern, anderseits der Liebe ihre unbeschränkte Herrschaft angedeihen zu lassen, und wenn der Herzog ein wirklicher Nachkomme der verschiedenen Ludwige ist, dann muß eine auserlesen besetzte Tafel zu seinen Schwachheiten und ein Magen, der sehr viel verträgt, zu seinen starken Seiten gehören. Du weißt demnach, woran du dich zu halten hast, Heuchelei, Frivolität und Völlerei, das sind die Haken, nach denen wir die Taue werfen müssen, um das Schiff zu entern. Hast du mich begriffen?

Vortrefflich!

Nun habe die Güte, mich allein zu lassen, ich muß heute noch einen Brief schreiben, der morgen, sobald der Herzog sich entfernt haben wird, zur Post kommt.

Die beiden Cousinen trennten sich.

Der Brief, welchen Judith noch diesen Abend in französischer Sprache schrieb, lautete getreu übersetzt wie folgt:

„Mein Herr!“

„Ich zeige Ihnen hiermit meine glückliche Ankunft in „Wien an. Diese erfolgte zwar schon vor mehreren Tagen, „ich beeilte mich jedoch in so lange mit diesem Schreiben nicht, „bis ich in die Lage versetzt wurde, Ihnen etwas von Belang „mitzutheilen. Dies ist nun der Fall.“

„Die bewußte Person hält sich noch immer hier auf, und „gedenkt den Winter hier zu verbleiben; in dem Momente, „wo ich diesen Brief absende, hat sie ihren ersten Besuch bei „mir abgestattet. Sie werden mit mir ganz zufrieden sein, „wenn Sie hören, daß dies ohne mein Hinzuthun geschah.“

„Ich lernte auf der Reise hierher einen jungen Mann, „einen Marquis Gabriel L'Espine kennen, der ein intimer „Freund jener Person ist. Dieser bat mich, seinen Freund

„bei mir einführen zu dürfen, und ich gestattete es erst, nach=
„dem ich es zum Scheine verweigert hatte.“

„Die mir von Ihnen vorgelegte Frage: ob jene Person
„ein Betrüger oder blos ein Betrogener ist, vermag
„ich jetzt noch nicht zu beantworten, doch werde ich mich be=
„mühen, das Vertrauen derselben zu erwerben, um in ihr
„Geheimniß so tief als möglich einzudringen.“

„Daß dazu Zeit und Gelegenheit gehören, braucht wohl
„nicht erwähnt zu werden, ich bitte daher inständigst, zu ver=
„anlassen, daß mir die hiesige Polizei nicht vorgreife, wodurch
„man Gefahr liefe, wohl der Person, aber nicht ihrer Papiere
„habhaft zu werden, die sie, wie ich höre, sicheren, ganz un=
„verdächtigen Händen anvertraut hat. Man würde durch eine
„vorzeitige Arretirung nichts gewinnen, und höchstens ein un=
„nöthiges Aufsehen machen, wobei man noch den Nachtheil
„hätte, daß man nicht nur den Zweck, nämlich eine Enthül=
„lung des Betruges, ganz verfehlte, sondern daß man der
„Sache jener Person durch ein gewisses Märtyrerthum einen
„Nimbus verliehe, der sie noch wichtiger und auffallender
„hervortreten ließe.“

„Erst wenn meine Mission gelungen ist, wenn dem
„Feinde seine Waffen entzogen sind, erst dann ist er unschädlich
„und es kann mit ihm nach Belieben verfahren werden.“

„Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.“

Nachdem Judith diesen Brief beendet und aufmerksam
durchlesen hatte, schloß und siegelte sie ihn, worauf sie ihn mit
der Adresse versah.

Diese lautete an den Polizeiminister Decazes in
Paris.

Eilftes Kapitel.

Zwei Kundmachungen.

Samstag, am 15. November 1815, wurden die Leser der „Wiener Zeitung“ durch zwei Veröffentlichungen überrascht, die ihren Platz im „Amtsblatte“ angewiesen erhielten, und ihn auch in den zwei nächstfolgenden Nummern, nämlich am 15. und am 18. — damals wurde das Amtsblatt nur zweimal wöchentlich beigegeben — behaupteten.

Beide Aktenstücke stehen mit unserer Erzählung im innigen Zusammenhange, wir übergeben daher unseren Lesern die getreuen Kopien derselben. Das erste lautete:

Preis

auf des Raubmörders Grasel Einbringung und Angabe.

Nachdem die bisher angewendeten Mittel den vieler, sehr schwerer Verbrechen durch Thatsachen und durch die Aussagen mehrerer seiner bereis verhafteten Mitschuldigen überwiesenen, als Anführer einer zahlreichen Bande von Dieben und Räubern bekannten Johann Grasel den Händen der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, ohne Erfolg waren, so ist die Polizei-Ober-Direktion, Kraft einer allerhöchsten Entschließung befugt und angewiesen, zu verordnen, öffentlich kund zu machen und zu erklären:

1. Wer den Raubmörder Johann Grasel, dessen Personsbeschreibung im Anhange enthalten ist, lebend an das Kriminalgericht des Magistrats der Haupt- und Residenzstadt Wien, oder an ein anderes Kriminalge-

richt hier Landes, einliefert, erhält, wenn er kein Mitschuldiger desselben ist, eine Belohnung von Vier Tausend Gulden W. W. — Wenn seine Einlieferung durch Zusammenwirken mehrerer Personen erfolgt, wird die als Belohnung ausgesprochene Summe von 4000 fl. W. W. unter sie, nach dem Maße des thätigen Antheils, den jede an der zu Standebringung des Verbrechens hatte, vertheilt.

2. Wenn einer der Schuldgenossen Grasels, oder mehrere derselben, seine Verhaftung freiwillig, auf erwähnte Art bewerkstelligen, so ist ihnen Nachsicht der Strafe, und eine Belohnung von Zwei Tausend Gulden W. W. zugesichert.

3. Wer aber uneingedenk seiner Pflicht und seines Gewissens so vermessen ist den Raubmörder Grasel und seine Genossen zu verbergen, ihnen Unterstand und Unterschleif zu geben, Anzeigungen, die ihm in Beziehung auf diesen gefährlichen Menschen bekannt werden, und die zu ihrer Entdeckung führen können, der Obrigkeit verheimlichet, oder auf was immer für eine Art und Weise diesen Verbrechern wissentlich Beistand und Vorschub leistet, hat, auch wenn er sonst keinen Antheil an ihren Verbrechen nahm, die in dem §. 194 des Gesetzes über Verbrechen ausgesprochene Strafe des schweren Kerkers von 3 bis 5 Jahren zu erwarten. — Eben so wird

4. auch Derjenige, welcher den Behörden und Obrigkeiten bei den Anordnungen, die sie zur Entdeckung und Gefangennehmung Grasels zu treffen für nothwendig finden, vorsätzlich oder aus Nachlässigkeit, nicht Folge leistet oder seinen Beistand verweigert, mit Arrest von Ein bis Zwei Jahren und nach Größe seiner

Schuld, auch noch mit härterer körperlicher Strafe gezüchtigt werden. Da es endlich:

5. auch sich fügen kann, daß Jemand bestimmte Auskünfte und Nachweisungen über den bezeichneten Verbrecher zu geben vermag, ohne in der Lage zu sein, sich seiner zu bemächtigen, so findet sich die hohe Polizeistelle bewogen, demjenigen, der vom Aufenthalte Grasels den Behörden Nachricht bringt, wenn diese Nachricht zu des Räubers Habhaftwerdung die unmittelbare Veranlassung wird, eine Belohnung von 500 fl. W. W. zu verheißen.

Wien, am 6. November 1815.

Franz Ritter von Siber,
k. k. wirklicher Hofrath und Polizei-Oberdirektor.

Das zweite der Aktenstücke lautet wie folgt:

Personsbeschreibung

des höchst gefährlichen Raubmörders

Johann Georg Grasel

(aus den Verhören seiner verhafteten Raubgenossen genommen).

Nach der Schilderung einiger seiner verhafteten Mitschuldigen ist J. G. Grasel 22 Jahre alt, großer, schlanker Statur, hat ein längliches, mehr mageres als fettes Gesicht, von gesunder Farbe, mit wenigen Blatternarben und Sommersprossen, graue Augen, eine längliche, gespitzte, etwas links gebogene Nase, die Unterlippe kennbar stärker, als die obere, kleine, weiße, etwas von einander stehende Zähne, dunkelbraune, kurz geschnittene Haare, derlei schwache Augenbraunen, und schwachen, unter das Kinn gewachsenen Backenbart, unter dem rechten Ohr eine Schramme, die quer gegen die Wange läuft und den kleinen Finger an der rechten Hand krumm und rückwärts gebogen. Seine Kleidungsstücke können nicht angegeben werden, da er sie oft wechselt, und nach den Umständen, und wie es ihm zu seinem Vorhaben passend scheint, ändert. Gewöhnlich soll er sich für einen Pferdehändler, Viehhändler, Schweinhändler u. dgl. ausgeben, nach Art der Leute dieser Hanthierungen auch gekleidet sein und einen silbernen, gedrehten, auch einen Reifring an der rechten Hand tragen.

Er legt sich auch den Namen Franz Schönauer, Frei, Fleischmann u. s. w. bei; seine Raubgenossen nennen ihn den großen Hansjörgel, auch den Niklo (Nikolaus).

Er spricht geschwind deutsch, auch böhmisch und ist sehr kühn, unternehmend, stark und gewandt; sein Betragen unter fremden Leuten ist aufgeweckt und fröhlich; er

liebt insbesondere Frauenzimmer und den Tanz; unter seinen Raubgenossen ist er äußerst streng und bei Einbrüchen durch Mauern, Thüren, Fenster, Schlösser aller Art sehr geschickt; er hat sehr viel Muth; obschon er weder lesen noch schreiben kann, so hat er doch einen sehr guten Kopf und vergißt nicht leicht etwas.

Er trägt gewöhnlich Pistolen, Terzerole, Messer und ein Stilet bei sich und hält sich meistens in Wäldern und abgelegenen Wasenmeistereien auf.

Nach den Angaben anderer hat Grasel braune Augen, dunkle, in einen Kakadu geschnittene Haare, die er vorne in gedrehten Schnecken bis über die Augen hängen läßt, ein mageres, blasses Gesicht, eine breite, gestumpfte, etwas aufwärts stehende Nase, und an der rechten Ohrseite einen verharschten Biß, der wie eine Bohne aussieht.

Ende des ersten Theiles.

Eduard Breier's

gesammelte

Romane und Erzählungen.

1. Band.

Die beiden Grafel.

II. Theil.

Wien.

Druck von F. Fridrich.

1861.

Die beiden Grasel.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

II. Theil.

Wien.
Druck von F. Fridrich.
1861.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Beim Höhriegel in Unter-Ravelsbach.

Heißa, ist das ein lustig Völklein bei einander beim Höhriegl in Unter-Ravelsbach!

Wenn der Ravelsbach, angeschwollen wie ein wassersüchtiges Meerweib sich über's ganze Waldviertel ausgegossen hätte, er würde keine fidelere Kompanei zusammengespült haben.

Weiß der Guguk, wie es kam, daß die flotten Burschen mit ihren aufgedonnerten Dirnen sich gerade an diesem Abende beim Höhriegel zusammenfanden?

Es war, als hätte sich die ganze rauflustige Welt von Meißau, Parresdorf, Gaindorf, Götzdorf, Meiseldorf, Eggendorf u. s. w. u. s. w., wie diese Dörfer alle in der Runde heißen mögen, es war, als hätten sich alle Raufer der Umgegend für diesen Abend ein Stelldichein gegeben, um sich zu guter Letzt noch einmal ordentlich auszujucken, bevor der griesgrämige Advent sämmtliche Tanzböden rein gefegt und seine Adventgarde, die fromme „Kathrein", sämmtliche Geigen ließ sperren ein.

Herrgott, war das ein Leben in der Schenke beim Höhriegel!

Die Klarinette gellte, daß man sie zwanzig Minuten weit hören konnte, die Trompete schmetterte taktmäßig drein und

die Baßgeige brummte pflichtschuldigst dazu; wenn diese Musik zu spielen begann, so konnte man schwören, daß es im ganzen Neste keinen Hund gab, der nicht vor Freude zu heulen anfing.

Die Schenkstube selbst war in eine Wolke von Rauch und von Staub gehüllt; der Höhriegel that freilich das Seine und ließ in den kurzen Tanzpausen, während welcher die Blase-Engel Zeit zum Verschnaufen hatten, den Boden mit einer mächtigen Spritzkanne begießen, allein in kaum fünf Minuten war der frische Quell verdampft, der nächste „Landler" trocknete und zerrieb die neu gebildete Masse zu Staub, und dieser wirbelte dann frisch geboren wieder auf, um abermals den eben beschriebenen Proceß durchzumachen.

Die Burschen in ihren kurzen Jacken, hohen Stiefeln, engen Beingewändern und großgeblumten Westen, und die schmucken Dirnen mit ihren millionenfaltigen Röcken, kurzleibigen Korsets und bombenfesten Miedern, es war eine Freude sie anzuschauen; aber nur anschauen durfte man sie, denn Eine von ihnen berühren, wehe dem Uneingeweihten, der es gewagt hätte, er würde zwei Othello-Fäuste herausgefordert haben, mit denen man in jedem Momente ohne Hammer Nägel in die härteste Wand hätte treiben können.

In Wahrheit, das war heute wirklich ein Leben beim Höhriegel, daß man an Alles dachte, nur an's Sterben nicht: Tanzen, Schreien, Lärmen, Händeklatschen und Fußstampfen und mitten durch dieses Tonchaos lärmende Musik, — so l"a u t" war's sehr lange nicht hergegangen.

Dort der stramme Bursch mit seinem bebänderten Schatz, sie haben sich in den Mittelpunkt des Ravelsbacher Tanzsalons hineingemacht, drehen sich um die eigene Achse und lassen sich von den Tanzenden umkreisen, fast möchte man glauben, die Ravelsbacher wollen ein Planetensistem versinnlichen, wie man es sich vorstellte, bevor Herr Gallilâi sein „et pur si muove" gesprochen.

Und hinter den Tanzenden die Menge der Zuschauer, nicht nur auf dem Boden des Salons stehen sie, sondern auch auf Bänken und Tischen, die man provisorisch zu Tribünen ver-

wendete, um die Kunst der mit Nägeln besohlten und mit Eisen beschlagenen Choreografen zu bewundern.

Dort vor dem Tische der Musikanten stehen zwei Burschen, sie paschen taktgemäß mit den Händen, schnalzen mit den Fingern, stampfen mit den Füßen, bewegen die Leiber in rithmischen Schwingungen und lassen die Köpfe mit den wollüstig verdrehten Augen diesen Bewegungen folgen; von Zeit zu Zeit schlingen sich die Arme wechselseitig um ihre Nacken, öffnen die Ventile ihrer freudenerfüllten Herzen, lassen, damit die Wände des Herzenskessels nicht platzen, das Uebermaß von Wonne herausströmen, welches sich in der Glockenkehle verfängt, und nicht etwa den Pfiff einer Lokomotive, sondern einen unbändigen Jauchzer hervorbringt.

Die Ravelsbacher Dioskuren, sie haben sich vor die Musiker hingepflanzt, um sie durch ihre Taktschläge, durch ihr Fingerschnalzen und Jauchzen aufzumuntern und aufzustacheln, so wie es im spanischen Cirkus der Torero mit dem gehetzten Stier macht.

Die Thüre ist verstellt, die Zuseher haben sie mit ihren Leibern verrammelt, und so lange der Tanz währt, kann da Niemand ein- oder ausgehen, man weiß sich jedoch zu helfen; ein seitwärtiges Fenster wird angelweit geöffnet und man windet sich da hinaus und herein, ein Beweis, daß für die Ravelsbacher Raufer nicht nur der Zimmermann das Loch macht, sondern auch der Glaser.

Und während drinnen der Plumpsack umgeht, gibt es auch draußen Leute, die Theil nehmen, freilich nur mit dem Ohr und mit den Augen, trotzdem ist ihnen wohler, wie den anderen drinnen, denn außen qualmt es nicht, außen wird man nicht gestoßen und getreten, außen ist die Luft frisch, glänzen die Sterne hell, kurz, hier gilt das alte Sprüchlein, welches heißt: „Außen der Glanz und drinnen der Tanz!“

Während nun die allseitige Aufmerksamkeit der Musik und dem Tanze zugewendet ist, fuhr auf der Straße von

Zinsdorf ein leichtes Wägelchen mit zwei flüchtigen Rößlein daher und hielt unweit vom Höhriegel.

Auf dem Gefährte saßen außer dem Kutscher zwei Männer.

Als das Fuhrwerk hielt, sagte einer von ihnen zum andern:

Gams, geh hinein und schau dich ein wenig um!

Derjenige, welcher Gams genannt wurde, schwang sich vom Wagen und schritt zur Schenke.

Nach ungefähr fünf Minuten kehrte er zurück.

Nun, was ist's, fragte der Zurückgebliebene, ist's drinnen geheuer?

Ich denke, wir können sicher eintreten, es sind mehrere von den Unseren drinnen.

Hast du den Teichmüller Robert bemerkt?

Ja, er ist ebenfalls da.

Auf diese Kunde hin sprang auch der andere vom Wagen, gab dem Kutscher Geld und sagte zu ihm:

Du kannst jetzt nach Haus fahren, Seppel, sag' deinem Herrn, der Hansjörg lasse sich für das Fuhrwerk recht schön bedanken. Hast mich verstanden?

Ja!

So fahr in Gottes Namen nach Haus.

Das Wägelchen wendete und fuhr auf der nämlichen Straße, die es daher kam, zurück, die beiden Männer gingen zur Schenke.

Der Tanz war eben für ein halbes Stündchen zu Ende, die Spritzkanne that wieder ihre Schuldigkeit, dadurch wurde der Eingang in das Tanzlokal frei, die beiden neuen Gäste konnten also ungehindert eintreten.

Ein vierschrötiger, von Schweiß triefender Bursche, den seine mächtigen Bleiknöpfe an der Weste als Metzger oder Mühljungen signalisirten, hatte den einen, der sich vorhin „Hansjörg“ nannte, kaum erblickt, so wollte er auch schon einen Freudenruf ausstoßen, allein der Gams winkte ihm, legte den rechten Zeigefinger quer über den Mund, wor-

auf der Bursche seine Exclamation hinabwürgte und nur kleinlaut die Worte sprach: „Grüß Euch Gott!“

Die beiden Andern dankten und ließen sich in einen Winkel nieder.

Betrachten wir sie.

Der Hansjörg ist ein Bursche in der Mitte der Zwanzig.

Er ist von mittlerer Größe und schlank gebaut. Sein schmächtiger Körper läßt die Kraft nicht ahnen, die ihm innewohnt.

Das längliche Antlitz ist nicht nur ganz bartlos, sondern es erfreut sich auch noch jener Feinheit und Glätte, die man nur findet, so lange noch kein Messer die Haut ihrer natürlichen Weiche beraubt hat.

Die Züge des Antlitzes sind höchst angenehm, die Nase etwas spitz, der Blick des dunklen Auges gutmüthig, die Lippen hübsch geformt; man glaubt einen jungen Mann vor sich zu haben, dem das Schicksal noch keine Stunde seines Lebens getrübt, den die Erde stets anlächelt, und dessen Auge bisher noch keinen Sturm geschaut hat.

In der Kleidung unterschied er sich von den übrigen Burschen nicht, nur seine Kopfbedeckung war eine andere; er trug einen grünen Spitzhut, an der Seite geziert durch Pfauenfedern, die kokett ihre Spiegel entfalteten.

Der Gams, größer als der Hansjörg, war auch ungeschlachter und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gemeiner.

Sein Antlitz war rauh, sein Aussehen wild, seine ganze Erscheinung unschön.

Der Wirth beeilte sich, den neuen Gästen einen vollen Krug vorzustellen.

Im Allgemeinen war ihr Eintritt nicht aufgefallen, die Bauernburschen waren zu sehr mit sich und ihren Dirnen beschäftigt, als daß sie auf den Eintritt zweier Bursche hätte achten sollen.

Nun, was ist's, fragte der Hansjörg den Wirth, wird der Tanz nicht bald wieder angehen?

In einer Viertelstunde, lautete die Antwort, die Musikanten müssen verschnaufen.

Hansjörg, du wirst doch nicht tanzen? lispelte diesem der Gams ins Ohr.

Warum nicht?

Weil die Bursche es nicht leiden, wenn ein Fremder ihnen den Platz verengt.

Ob sie es leiden oder nicht —

Du hast es also auf eine Rauferei abgesehen?

Wenn es sein muß ....

Hansjörg, ich bitte dich zu bedenken, ob sich's der Mühe lohnt? Ich an deiner Stelle ließ es bleiben.

Der Andere blickte stumm vor sich hin, man sah, daß er mit der Einwendung unzufrieden war, doch hielt er an sich — es schien, er warte nur den Beginn der Musik ab, um dann nach der Eingebung des Momentes zu handeln.

Jener sollte jedoch, trotz der Verheißung des Herrn Höhriegel nicht so pünktlich erfolgen.

Ein Diener vom Amt, eine Art Wächter und Konstabler in Einer Person trat in das Tanzlokal.

Ah, der Egidi ist da!

Was gibts Neues Herr Egidi?

Ist was los auf dem Amt, Herr Egidi?

Man umringte den Angekommenen.

Dieser klein, dick, mit einem zinnoberfarbigen Gesichte, wehrte die Burschen wie Wespen von sich ab und kreischte?

Was es Neues gibt? Habt Ihr noch nicht gehört, was es gibt? Viertausend Gulden gibt es zu verdienen...

Oho, viertausend Gulden!

Und was muß man thun, um diese viertausend Gulden zu bekommen?

Warum fragst denn, Michel? Man muß dem Amt-

mann ein neues Gebiß verschaffen, damit er wieder frischweg beißen kann.

Warum nicht gar! Eh' der Amtmann so viel Geld hergibt, schluckt er sein Lebelang lauter Grütze, die er nicht zu kauen braucht.

Ah, ich weiß schon wofür man das Geld erhält, man wird die Verwalterstochter heiraten müssen.

Nicht um eine Million!

Eine Kuh mit sammt einem Kalb.

Die schlechten Spässe wurden belacht und Amtmann und Verwalter ahnten nicht, daß man sich in diesem Momente beim Höhriegel auf ihre Kosten belustige.

Scherzt nicht, Leut'l, rief der Egidi amtseifrig, ich sag' es Euch in vollem Ernste, es gibt viertausend Gulden zu verdienen, heute ist die Kundmachung von Wien angekommen.

Von Wien?

Der Ort flößte den Burschen Respekt ein.

Ja, gafft mich nur an, von Wien geht die Zusicherung aus, daß Derjenige viertausend Gulden erhält, welcher den Grasel einliefert.

Diesen Worten folgte ein allgemeines, minutenlanges Staunen.

Der Gams wurde betroffen, sammelte sich und stieß seinen Nachbar mit dem Ellenbogen.

Dieser lächelte und hielt den Amtsdiener unverwandt im Auge.

Na, fuhr Herr Egidi in seinem Eifer fort, jetzt wird man diese Landplage bald in Sicherem haben, es ist einmal an der Zeit, daß man dem Spitzbuben ernstlich nachstellt —

Glaubt Ihr, fragte ein Bursche, daß sich in unserer Gegend Leute finden werden, die den Grasel für Geld verrathen möchten?

Herr Egidi wurde bei dieser Frage verblüfft und getraute sich nicht sie zu beantworten.

Der Bursche fuhr fort:

Ich sage Euch, daß sich hier Keiner meldet, um das Geld zu verdienen. Wollen sie den Grasel haben, so mögen sie ihn selbst fangen, für Geld ihnen beizustehen, wird sich hier Niemand herbeilassen.

Herr Egidi fuhr bei dieser Rede empor.

Was hör' ich, Michel, rief er, sind das deine Ansichten? wenn dein Vater nicht ein ganz rechtschaffener Mann wäre, wenn du nicht unter meinen Augen aufgewachsen wärest, so würde ich glauben, du gehörst mit zu der Bande des Räubers. Es handelt sich hier nicht allein um das Geld, sondern auch um den Dienst, den man der allgemeinen Sicherheit erweist.

Für uns ist der Grasel nicht gefährlich, und die Reichen, deren Sicherheit er stört, mögen zuschauen, wie sie mit ihm fertig werden.

Pfui Teufel, Michel, sind das Reden für ein Kind ehrlicher Eltern? Wenn man dich anhört, möchte man glauben, der Grasel habe nie einem armen Menschen ein Haar gekrümmt und sei nur immer über die Pfarrhöfe, Schlösser und Amtsstuben hergefallen. Dem ist aber nicht so, der Raubvogel ist nicht so wählerisch in seinen Opfern, er raubt, stiehlt und verstümmelt wo er nur kann. Da will ich Euch gleich — wendete er sich zu den Umstehenden — einen Fall erzählen, der sich vor einigen Tagen mit ihm ereignet hat.

Todtenstille trat plötzlich ein, Alles lauschte gespannt, um den neuen Fall mit dem Grasel zu hören.

Der Amtsdiener erzählte:

In der Latein*) ging vor mehreren Tagen eine alte Kleinhäuslerin, die auf einem Auge blind war, Holz klauben. Wie sie sich so in der besten Arbeit befand, kam ein Mann auf sie zu und redete sie an:

---

*) So heißt der Wald zwischen Eggenburg und Meißau.

Na, du einäugiges Donnerwetter, was machst du da im Wald?

Ich sammle Holz, wie Ihr seht.

Woher bist du?

Aus Mazelsdorf.

Fürchtest du dich nicht allein in den Wald zu gehen?

Mein Gott, antwortete die Alte, vor wem sollt ich mich füchten?

Vor dem Grasel!

O, der Grasel thut mir nichts, ich bin ein armes altes Weib und habe keinen Knopf Geld bei mir.

Was spricht man denn bei Euch von dem Grasel?

Allerhand; die Einen haben Mitleid mit ihm als mit einem verirrten Menschen, die Andern schimpfen ihn als einen schlechten Menschen.

Was ist deine Meinung?

Ich denke mir, es wär' doch besser, wenn er kein Räuber wär.

Kennst du den Grasel?

Ich hab ihn noch nie gesehen.

Komm mit mir, ich werde dir unweit von hier eine Stelle zeigen, wo du recht viel Holz finden wirst.

Die Alte ging mit dem Manne tiefer in den Wald.

Nach kaum zehn Minuten kamen sie zu einem Platze, wo ein Feuer brannte, um welches herum mehrere Burschen saßen.

Ihr könnt Euch leicht vorstellen, daß es der Alten ein wenig eng um's Herz wurde.

Sie sah ihren Begleiter mit dem einen Auge, welches sie noch hatte, verdächtig an, dieser wendete sich zu ihr und sprach:

Alte, du sagtest vorhin, du hättest den Grasel noch nie gesehen, jetzt wirst du ihn sehen! Schau dir diese Burschen, welche um das Feuer herum versammelt sind, genau an, und sag' mir dann, welcher von ihnen nach deiner Meinung der Grasel ist?

Die Alte prüfte die Anwesenden mit ihrem Einen Auge und erwiderte dann:

Wenn unter den Anwesenden Einer der Grasel ist, so kann es kein anderer sein, als Ihr.

Sie wies dabei auf den Mann, der sie hierher geführt hatte.

Du glaubst also, ich bin der Grasel?

Ja!

Würdest du mich wieder erkennen, wenn ich dir einmal begegnete?

Ganz gewiß!

Die unglückliche Alte ahnte gar nicht, daß sie sich mit diesem Worte ihr Urtheil sprach.

Damit du mich ja nicht mehr wieder erkennst, schrie jetzt ihr Begleiter, der wirklich der Grasel war, so nimm dieses mit auf den Weg.

Er hatte die Alte umfaßt — sie schrie auf — und in der nächsten Sekunde war sie ganz blind, der Grasel hatte ihr das gesunde Auge aus der Höhle gestochen.

Die Versammlung schauderte.

Herr Egidi schwieg und freute sich der hervorgebrachten Wirkung — aber schon stand ihm jener Mann gegenüber, der sich Hansjörg nannte, schon hatte er ihn an der Brust gefaßt und donnerte ihm zu:

Schurk', du lügst, was du erzählst, hat der Grasel nicht gethan!

Der Gerichtsdiener suchte sich loszuwinden und rief betroffen:

Wer bist du, daß du es wagst, mich Lügen zu strafen, woher weißt du, daß ich Unwahrheit rede?

Ich habe die Geschichte auch gehört, antwortete Hansjörg, und weiß, daß sie verfälscht ist. Der Grasel hat jenes alte Weib mit Geld beschenkt, hat sie mit Wein bewirthet, die Alte hatte bei ihm einen Trunk über den Durst gethan, fiel auf dem Heimweg im Wald auf einen spitzen Ast und stieß sich das Aug' aus. So hat der Fall sich ereignet und so hat die Alte

ihn auf dem Amte erzählt, Ihr aber, Ihr Faullenzer und Blutsauger habt die Aussage verfälscht, um den Grasel mit einer Grausamkeit zu brandmarken, und um ihn bei den armen Leuten zu verdächtigen. Und Ihr vor Allem, Egidi, der Ihr jetzt so eifrig hinter dem Grasel her seid, der Ihr nach seinem Blute lechzt, wie der Fisch nach frischem Wasser, erinnert Euch wie es noch nicht drei Jahre her sind, daß Ihr, als Euer Weib und Eure Kinder todtkrank darnieder gelegen sind, mit Noth und Elend gerungen habt. Ihr ward damals freilich noch nicht beim Amt und Euer Gesicht war noch nicht so kupfrig von Abschnitzeln und Sporteln, da trat eines Abends ein Mann in Eure Stube, Ihr konntet ihn ob der Dunkelheit nicht sehen und hattet keinen Spahn im Hause um Licht zu machen. Jener Mann schenkte Euch Geld, Ihr habt ihn mit Dank überschüttet, er aber wies Alles zurück und sagte blos zu Euch:

Ich helfe Euch, weil Ihr arm seid, wäret Ihr reich, so würde ich es Euch wegnehmen, um Anderen zu helfen. Denkt an den Grasel.

Damit ging Jener aus Eurer Stube, er mochte damals freilich nicht denken, daß Ihr nach kaum drei Jahren, wie ein hungriger Wolf hinter ihm her sein werdet, um ihn zu verderben, ihn, der Euch vom Verderben gerettet hat.

Als der Hansjörg diese Worte gesprochen hatte, schleuderte er den Amtsdiener verächtlich bei Seite und ging langsamen Schrittes aus der Schenkstube.

Keiner unter den Anwesenden regte sich.

Alle standen wie erstarrt, den in jedem der Anwesenden rief eine innere Stimme:

„Das war der — Grasel!“

Zweites Kapitel.

Der Versucher.

Am Ende des Ortes angelangt, hielt der Grasel still.

Sein Gefährte, der Gams, war zurückgeblieben, um einen Auftrag, der ihm schon früher ertheilt war, zu vollziehen.

Grasel ließ seinen spähenden Blick die Runde durchstreifen, doch gewahrte er nichts was ihn irgendwie hätte beunruhigen können.

Er harrte nun des Zurückgebliebenen, den er an dieser Stelle zu erwarten versprochen hatte.

Nach ungefähr fünf Minuten vernahm er das Geräusch von Schritten; bevor die Dunkelheit ihn noch die Kommenden erblicken ließ, erkannte er bereits an dem Doppelschritt das Heranahen von zwei Personen.

Sie sind's, murmelte Grasel, der Gams hat ihn also doch beredet, ihm zu folgen, das ist ein gutes Zeichen.

Bald darauf kam der Gams mit einem jungen Burschen daher, dessen schlanker biegsamer Leib selbst in der Dunkelheit der Nacht das schmucke Aeußere erkennen ließ.

Robert, redete der Grasel den jungen Menschen an, du mußt nicht böse sein, daß ich dich von dem Tanze wegrufen ließ. Ich habe mit dir nothwendig zu sprechen, es wäre mir daher lieb, wenn du jetzt schon den Heimweg antreten möchtest, in welchem Falle ich dich zur Teichmühle begleiten würde.

Was willst du von mir? antwortete der junge Mensch unwirsch, wir Zwei haben mit einander nichts zu sprechen, jeder von uns geht seinen eigenen Weg, den deinen werd' ich nie betreten.

Schon gut, schon gut, entgegnete Grasel mit schonender Nachgiebigkeit, thu' wie du willst, damit ist aber die Angelegenheit, in welcher ich mit dir zu verkehren habe, noch lange

nicht erledigt. Sei nicht eigensinnig, Robert, es wird dein Schade nicht sein.

Ich bin mit dem Richter-Franz von Widendorf nach Ravelsbach zum Tanz gefahren und gedenke den Weg mit ihm zu Wagen wieder zurück zu machen; du aber begehrst, ich soll mit dir zu Fuß bis zur Teichmühle gehen, das ist zu viel verlangt, die Entfernung von hier bis dahin ist für einen Spaziergang zu groß.

Komm nur mit mir, Robert, komm; ich gebe dir mein Wort, die Zeit wird dir nicht lange werden.

Gams — wendete sich Grasel zu seinem Gefährten — du gehst zweihundert Schritte vor uns her und hältst aufmerksam Wache, ich habe, wenn ich mit Robert spreche, keine Zeit dazu.

Der Angeredete schritt rasch aus, um den angegebenen Vorsprung zu gewinnen, Robert, dessen Neugierde geweckt war, gab nach und folgte dem Grasel.

Hör' mich an, Robert, begann der Räuber, ich wünsche, bevor ich etwas Anderes sage, von dir eine Antwort zu bekommen.

Frag' und ich werde dir antworten.

Hast du schon bemerkt, daß ich einen besonderen Antheil an dir nehme.

O ja; so was kann Einem nicht verborgen bleiben.

Was meinst du wohl, was ist die Ursache dieser Theilnahme?

Wie kann ich dies wissen? Vielleicht drängst du dich an mich, weil ich des braven Teichmüllers Sohn bin, vielleicht ist es dir blos darum zu thun, mich auf deine verderbliche Bahn zu verlocken, damit du einst vor dem Richter sagen kannst: Seht des Teichmüllers Robert, sein Vater ist so brav, hat ihn was lernen lassen, und er wurde doch, was ich bin, ein — Räuber.

Und wenn ich dies sagen möchte, nahm der Grasel bitter lächelnd das Wort, meinst du, es würde mir nützen? Geh, Robert, du bist schon neunzehn Jahre alt und denkst und

sprichst wie ein Knabe von zwölf Jahren. Ich will dir's gestehen, woher der große Antheil rührt, den ich an dir nehme. Doch früher sag' mir noch, wie lange ist es her, daß du mich schon kennst?

Es sind, wenn ich nicht irre, vier Jahre.

Und ich, versetzte der Grasel, kenne dich fast so lange, als du auf der Welt bist. Ich habe dich, seitdem du lebst, nicht aus den Augen gelassen; als ich dem Soldatenstand den Rücken kehrte, und wieder in diese Gegend kam, war meine erste Frage: Was macht des Teichmüllers Robert? Lebt er noch? Wie geht es ihm?

Deine Theilnahme, entgegnete der junge Mensch, würde mich freuen, wenn ich andererseits nicht befürchten müßte, daß sie mir gefährlich werden könnte.

Du erinnerst mich fleißig an meinen Stand!

Ich wollte, ich könnte es so oft thun, bis du ihn verlassest und dich einem ehrlichen Erwerbe zuwendest. Hans, mir thut es wirklich leid um dich, du bist im Grunde deines Herzens kein böser Mensch, und doch lebst du nur von Verbrechen.

Du hast recht, ich lebe nur von Verbrechen; aber vergiß nicht, daß ich auf der andern Seite wieder gut mache, was ich auf der einen verschulde.

Das ist nicht möglich, rief Robert, einen Raub kann man nicht wieder gut machen.

Ich denke anders. Sieh' dir mal den Schmuck meines Hutes an — Grasel nahm seinen Hut vom Kopf und hielt ihn dem jungen Menschen entgegen, — womit ist mein Hut verziert?

So viel mich die Dunkelheit erkennen läßt, lautete die Antwort, sind es Pfauenfedern.

Richtig, Pfauenfedern sind's. Ein Zufall führte mich an einem Lustgarten vorüber wo Pfauen umhergingen, ich stieg ein und riß jedem Pfau eine Feder aus; das Thier blieb so schön wie früher, es empfand wohl einen augenblicklichen Schmerz, fühlte aber den Verlust nicht im Geringsten, und ich

bekam einen Schmuck für meinen Hut. Hat Jemand einen empfindlichen Schaden erlitten? Nein! Wo viel Blut ist, sagt der Bader, muß man zur Ader lassen, ich thu's und helfe dann den Armen aus.

Robert ließ sich durch diese falsche Klügelei nicht bethören und erwiderte:

Nicht in dem Gewinn oder in dem Verlust liegt das Verwerfliche deiner Handlung, sondern in der Hinterlist oder in der Gewaltthätigkeit, mit der du sie verübst. Diebstahl bleibt Diebstahl, Raub bleibt Raub, und wenn der, dem du einen Gulden nimmst, Millionen besäße, und wenn du auch deinen Raub mit Armen theilst, deine That bleibt dieselbe, du stiehlst und raubst, folglich übertrittst du das Gesetz, und du wirst es sehen, Hans, du wirst, ob früher oder später, der Strafe des Gesetzes verfallen.

Grasel schuppte die Schultern und antwortete mitleidig:

Mir liegt an dem Gesetze nichts, ich fürchte die Strafe nicht; ich lebe wie ich will, und nicht wie Andere wollen. Das Gesetz ist nur für die Armen da, die Reichen haben Mittel in der Hand, es auf tausenderlei Arten zu umgehen, und sie thun es auch, trotzdem hab' ich aber noch nie gehört, daß man auf den Kopf eines Verwalters oder Oberamtmannes einen Preis von viertausend Gulden gesetzt hätte. Ich sag' dir's also, Robert, wenn du mich eines Unrechtes überweisen willst, so mußt du mit einem Menschen wie ich bin nicht reden. Für mich existirt kein Gesetz.

Du anerkennst also keine Obrigkeit, sagte jetzt Robert, der die Idee, den Räuber zu bekehren, noch nicht aufgab, denn für wen es kein Gesetz gibt, für den gibt es auch keine Herrschaft, keine Amtsstube, kein Amt. Gut denn, ich will mit dir weder von Gesetz noch von einer Obrigkeit sprechen, du sagst, für dich gebe es dergleichen nicht, gut, nehmen wir an, es existirt wirklich kein Gesetz und keine Obrigkeit, sondern es gibt nur Menschen, die mit- und untereinander leben müssen, ohne Gesetz und ohne Herrn; was glaubst du nun, Hans, würden diese Menschen ruhig und zufrieden untereinander leben, wenn es Leute unter

ihnen gäbe, die über das Eigenthum so denken wie du denkst? Gewiß nicht! Um nun das Glück seiner Mitmenschen nicht zu stören, muß man gewisse Rücksichten nehmen; wenn es auch kein Gesetz gäbe, welches zu stehlen verbietet, so müßte man es doch unterlassen, weil es sonst einen ewigen Krieg unter den Menschen gebe, wo Derjenige das Recht behaupten würde, welcher der Stärkere ist.

Und so, fiel der Grasel ihm rasch in die Rede, so soll es auch sein, das Recht der Faust, das ist das wahre Recht, welches Gott verleiht; wer's mitbringt auf die Welt, der hat's, man kann's nicht kaufen und nicht erben. Du hast vorhin behauptet, der Mensch müsse auf seinen Nebenmenschen Rücksicht nehmen, das thu' ich ja auch, ich denke an die Armuth, und helfe der Armuth —

Indem du die Reichen beraubst!

Wer freiwillig keine Einsicht hat, dem muß man's mit Gewalt nehmen.

Wer hat dich dazu bestellt?

Wer? Ich selbst! Ich bin ein Feind der Reichen und ich weiß, warum ich es bin, du bist ihr Freund, denn du vertheidigest sie, du weißt aber nicht, warum du es bist, denn du hättest noch mehr Ursache ihnen Feind zu sein als ich.

Robert blickte den Räuber forschend an, dieser fuhr fort:

Ja, ja, schau mich nur an, Robert, ich werde dir ein Geheimniß enthüllen, welches dir andere Begriffe von Denen beibringen wird, die man in der Welt die Vornehmen nennt. Hör' mich an. Es sind jetzt neunzehn Jahre, als in der Nacht zum Teichmüller eine Kalesche kam. In dieser Kalesche befand sich ein neugebornes Kind, welches von einem Herrn, der die Kalesche fuhr, dem Teichmüller übergeben wurde; es ist außer Zweifel, daß dieses Kind vornehmen Eltern angehört, die es aber — wer weiß warum — verstoßen haben. Der Teichmüller hat das Kind auferzogen.

Und wohin ist das Kind gekommen? fragte Robert neugierig, mein Vater hat mir nie was davon gesagt.

Es geht mir eben jetzt zur Seite! antwortete Grasel langsam.

Hans! rief Robert erschreckt.

Ja, Robert, du bist jenes Kind, du bist vornehmer Leute, und nicht des armen Teichmüllers Sohn. Wären deine Eltern gegen deine Armuth so gerecht als du willst, daß ich gegen Anderer Reichthum sein soll, du brauchtest nicht beim Teichmüller die Dienste eines Knechtes zu thun, du könntest leben, vornehm und bequem.

Hans, was du behauptest, ist nicht wahr, ist nicht möglich!

Frag' deine angeblichen Eltern und du wirst hören, ob ich lüge. Ich könnte dir noch mehr sagen, aber ich will jetzt nicht, mir war es blos darum zu thun, dir zu zeigen, daß du verstoßen von deiner Familie, verstoßen aus dem Kreise der Vornehmen, ohne daß du es verschuldet hast, verurtheilt bist, als ein armer geplagter Mensch zu leben, während du — wenn die Deinen gewissenhafter wären — reich und glücklich leben könntest. Wenn reiche Verwandte auf Verwandte keine Rücksicht nehmen, wenn reiche Eltern ihr eigenes Kind der Armuth in den Rachen werfen, dann begreif ich nicht, wie du es mir verübeln kannst, daß ich diesen Reichen entgegentrete und zu ihnen spreche: Ihr steckt im Ueberfluß, dieser Ueberfluß macht Euch hochfahrig, hartherzig und übermüthig, darum zwinge ich Euch, mir einen Theil davon abzulassen.

Die entsetzlichen Folgerungen des Räubers machten dem jungen Menschen das Blut noch mehr wirblig.

Die Enthüllung des Geheimnisses seiner Geburt hatte ihn ohnedem schon aufgeregt und nun erst die Bilder, welche Grasel vor ihm darauf beschwor, um ihn in seinem guten Vorsatze wankend zu machen.

Um Gotteswillen, Hans, rief er schmerzlich bewegt aus, was hab' ich dir zu Leide gethan, daß du mich so unglücklich machen willst?

Wer sagt dir, daß ich dich unglücklich machen will. Haltest du mich für einen Teufel, der ausgeht, eine arme Seele

zu verführen? Ich habe dir mehrmals den Antrag gemacht, mit mir zu stehen, du hast mich zurückgewiesen, was liegt daran? Ich zähle dreihundert Burschen, die auf mein Kommando sich in Bewegung setzen, und jeder dieser Leute hat mindestens drei befreundete Familien, auf die er in allen Nöthen rechnen kann. Meine Macht ist groß genug, es kann mir also wenig daran liegen, einen Kopf mehr oder weniger zu den meinen zu zählen. Die Theilnahme, die ich für dich empfand, galt blos dem armen Robert, dem ich gern verholfen hätte, seine wirklichen Eltern aufzufinden, oder, wenn diese schon todt sind, daß er mindestens den Namen seines wahren Vaters und nicht den des armen Teichmüllers führe.

Und dazu wolltest du mir verhelfen?

Ja, ich und kein Anderer als ich. Ich hab' dir schon gesagt, daß ich noch mehr weiß, daß ich aber jetzt nicht reden will. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo du mich aufsuchen, mir nachlaufen und mich mit aufgehobenen Händen bitten wirst, dir beizustehen, und dir zu deinem wirklichen Namen zu verhelfen, ob ich dann geneigt sein werde, es zu thun, weiß ich jetzt nicht.

Robert schritt, dem Räuber zur Seite, schweigend durch die Nacht. Nach einer kurzen Pause ergriff er das Wort und sagte unter einem tiefen Seufzer:

Ich habe bis jetzt arm, aber glücklich gelebt, du hast mich aus diesem Glück herausgerissen.

Wenn du es ein Glück nennst mit verbundenen Augen durch's Leben zu gehen, dann hast du recht.

Robert achtete auf diese Einwendung nicht, sondern fuhr fort:

Dein Streben geht offenbar dahin, mich mit dem Gesetze zu verfeinden; indem du mir das Geheimniß meiner Geburt entdecktest, hofftest du die bösen Geister in mir zu wecken und mich deinen Planen gefügig zu machen. Wenn Gott mir beisteht, werde ich standhaft bleiben und deine Absicht wird dir nicht gelingen. Du hast mir ein Giftkraut hingehalten, in der Meinung, ich würde aus demselben das Gift saugen, so wie

es die Schlange thut, ich will aber nicht ihrem Beispiele, sondern lieber jenem der Biene folgen, die selbst in solchen schädlichen Pflanzen den Honig zu entdecken weiß. Vielleicht finde ich in dem Geheimnisse meiner Geburt einen Honigtropfen, der mir mein Leben versüßt.

Grasel lächelte und entgegnete:

Nur zu, such' Honig so lang du willst, du wirst nichts als Gift finden. Merk' dir die heutige Nacht, Robert, damit du dich an meine Profezeiung erinnerst.

Ein Pfiff des Räubers rief den vorangehenden Gams zurück.

Was thust du, Hans? fragte des Teichmüllers Sohn.

Grasel antwortete:

Ich gehe meinen Weg, du den deinen. Vielleicht treffen wir noch einmal auf einander!

Man war bei Hohenwart angekommen, Robert schritt über Rontal gegen die Teichmühle zu, die beiden Räuber verloren sich rechts hinauf in der Richtung gegen Mühlbach.

Drittes Kapitel.

Wolken in der Teichmühle.

Die Enthüllung, welche Grasel dem jungen Robert gemacht hatte, obwohl sie die von dem Räuber beabsichtigte augenblickliche Wirkung nicht bezweckte, blieb doch nicht ohne nachtheilige Folgen.

Man denke sich die Lage und Gemüthsstimmung des jungen, neunzehnjährigen Menschen.

Herr Martin Zeiner, die Leser werden sich wohl noch erinnern, daß dies der Name des Teichmüllers ist, hatte an dem Kinde redlich und ehrlich die Pflichten eines Vaters er-

füllt, nur Frau Lari, seine Gattin, hielt ihre Zusage nicht ganz getreu, die sie in jener Nacht, als „Herr Anton" ihr das Kind in's Haus brachte, dem kleinen Wesen geleistet hatte.

„Armer Wurm," hatte sie damals gesagt, „sei fein still, sollst gleich in die warme Stube kommen, mußt so zeitlich schon in harte Nüsse beißen, die Hühnlein im Korbe wollen gerne heraus und die draußen sind, wollen gerne hinein. Fürcht' dich nicht, so lange das Kind lebt, hat die Gevatterschaft kein Ende, und daß du am Leben bleibst, soll meine Sorge sein?"

Aus dem kleinen Wurm ist der große schmucke Robert geworden, das Kind blieb demnach am Leben, aber die Gevatterschaft hatte doch ein Ende.

Mit diesem Sprüchlein wollte damals die wackere Frau Lari nichts Anderes sagen, als daß die Bande zwischen dem Kinde und seinen wirklichen Eltern nicht ganz gelöst werden sollen, was aber nicht der Fall war, denn Robert wuchs in dem Glauben heran, er sei des Teichmüllers einziger Sohn; kein Faden knüpfte ihn an seine wirkliche Eltern, und dem braven Ehepaare fiel es gar niemals ein, ihn aus seinem Wahn zu reißen. Er wurde wie ein leiblicher Sohn gehalten und ahnte die Wahrheit nicht, bis der Grasel sie ihm enthüllt hatte.

Die nächste Folge davon war, daß Robert sich mit Einem Male den Verhältnissen, in welchen er bisher gelebt hatte, einigermaßen entfremdet fühlte.

Ich bin nicht der Sohn des Teichmüllers, dachte er, Frau Lari ist nicht meine Mutter, Diejenigen, die ich Vater und Mutter nenne, sind mir fremd, sind mir nicht verwandt durch Bande des Blutes, wem gehöre ich also an? Wer waren meine Eltern? Leben sie noch und wo leben sie? Der Grasel behauptet, meine Eltern wären vornehm und reich, warum unterstützen sie jetzt den Teichmüller nicht, wo er durch den Krieg so viel gelitten hat und seine Mühle ganz verschuldet

ist? In welchen Beziehungen stand der Teichmüller zu meinen Eltern?

Diese und noch unzählige Fragen drängten sich dem jungen Manne auf und beschäftigten seine Gedanken in solchem Maße, daß ihn bei seiner Nachhausekunft, trotz der Ermüdung und trotzdem, daß die Mitternacht schon längst vorüber war, dennoch der Schlaf floh und er sich auf dem Lager unruhig hin und her wälzte.

Endlich, es war bereits gegen vier Uhr Morgens, forderte die Natur ihr Recht; Robert sank in einen festen Schlaf, der bis tief in den Tag hinein dauerte.

Das ungewöhnliche Ausbleiben des Sohnes von der Arbeit beunruhigte Frau Lari, sie fürchtete es könne ihm unwohl sein und begab sich in seine Schlafkammer.

Das Geräusch der Eintretenden weckte ihn, er erhob sich und sah den vollen Tag durch's Fenster schauen.

Ei, ei Robert, begann Mutter Lari, was gibt's denn heute, daß du noch schläfst? Bist du ernstlich krank? oder liegst du blos im Faulfieber, auf der Bärenhaut? Acht Uhr ist bereits vorüber und du liegst noch im Bett? Merk dir's, ein schlafender Fuchs fängt keine Henne, ein fauler Besen scheuert nicht die Tenne, wer stets die Hände legt in den Schooß, dem wächst auf den Fingern Gras und Moos. Drum steh auf mein Kind, geh an die Arbeit, feistes Land macht faule Leute; unsere Mühle kann dich aber unmöglich faul gemacht haben, denn die ist, Gott sei's geklagt, gar entsetzlich mager, da heißt's arbeiten, wenn man was zum Beißen und Brocken bekommen will, ein — gut Gewissen und ein armer Herd sind Gott und aller Ehren werth, das ist wahr, allein ein gut Gewissen und ein reicher Herd, wären dreimal so viel werth.

Robert seufzte und machte keine Anstalt das Bett zu verlassen.

Die Müllerin schüttelte besorgt den grauen Kopf und fragte mit mütterlicher Theilnahme:

Was fehlt dir mein Sohn, bist du wirklich krank?

Ich bin nicht krank, Mutter — er brachte dies Wort nur mit Mühe über die Lippen — ich bin spät nach Hause gekommen.

Weiß es, mein Kind, weiß es, unterbrach ihn Frau Lari, du warst beim Tanze, hast ein wenig über die Schnur gehauen und dir einen guten Tag angethan; aber einmal ist keinmal, es ist kein Dörflein so klein, es ist des Jahres einmal Kirchweih drein, ein bischen Lust in Tugend, gönnt man der Jugend, nur zu arg darf man's nicht treiben, denn zu viel Freude wird zum Leide, zu wenig und zu viel, verdirbt alles Spiel, zu frei bringt Reu, zu schwer zerreißt den Sack und man verliert Geld und Pack, Jetzt aber mach', daß du aus dem Nest kommst, der Vater wird dich missen und dann gäb es ein Schelten, du weißt, der Alte ist manchmal ein Grisgram. —

Laß mich Mutter, ich kann heute nicht zur Arbeit, ich kann nicht.

Du kannst nicht? Hoho, Robert, was ist das für ein Wort? Du mußt mich nicht böse machen, Kind, Mutterherz ist nicht von Stein, wenn's aber sein muß, schenkt's auch Wermuth ein.

Robert faßte die runzlige Hand der Alten und führte sie mit Heftigkeit an seine Lippen.

Mutter, rief er mit einem Tone, der die Bewegung seines Innern kund gab, ich muß mit Euch sprechen, ich kann, was ich weiß, nicht auf dem Herzen tragen.

Frau Lari erschrak.

Mein Gott, rief sie, die Hände zusammenschlagend, was ist dir? was hast du mir anzuvertrauen?

In demselben Augenblicke durchkreuzte eine Idee ihren Kopf.

Ah, rief sie, sich fassend, aus, ich weiß schon, was es ist. Dein Stündchen hat geschlagen, du hast gewiß einer schmucken Dirne zu tief in's Auge geguckt; junge Herzen fliegen aufeinander los, bei Alten braucht man Strick und Roß. Wer ist das Mädel, sie steht doch nicht hoch über dir? Das wäre ein Unglück, Robert, der Esel singt nur darum so übel, weil er zu

hoch anhebt, in der Apotheke kauft man keine billige Waare, arme Leute müssen mit Wasser kochen, Sperlinge müssen ihre Eier nicht in's Storchnest tragen, und wenn der Hund den Igel beißt, wird ihm das Maul blutig.

Von Lieb', unterbrach Robert die Alte traurig, ist keine Rede.

Also nicht verliebt? Dann ist's was Anderes, mir auch recht, laß hören. Ich bin auf Alles gefaßt, wer alle Stauden flieht, kommt nie in den Wald, ich kann nicht wissen, wo dich der Schuh drückt, darum rede mein Sohn, sprich, sei offenherzig, Mutterherz verträgt viel.

Mutterherz? murmelte Robert.

Was hast du? stammelte Frau Lari zu Tode erschreckt.

Ich weiß, erwiderte Robert schluchzend, daß ihr nicht meine Mutter seid!

Jesus, Maria! schrie jetzt die Alte auf, taumelte zurück und bedeckte ihr Antlitz mit den flachen Händen.

Eine stumme Pause folgte.

Frau Lari ließ endlich die Hände sinken, näherte sich matt dem Lager des Sohnes und ließ sich auf demselben erschöpft nieder.

Robert, begann sie unter Thränen, wie war es möglich, daß du jetzt erfuhrst, was ich und mein Mann durch eine lange Reihe von Jahren wie ein heiliges Geheimniß vor dir verschlossen hielten? Wer war der Unselige, der dir verrieth, was du zu deinem eigenen Glücke nie hättest erfahren sollen? O, es wird nichts so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen.

Was liegt Euch daran zu wissen, wie oder durch wen ich das Geheimniß erfuhr, es genüge Euch, daß ich es weiß.

Frau Lari betrachtete den jungen Menschen unter Thränen und jammerte:

Robert, du willst also nicht mehr mein Sohn, du willst nicht mehr unser Kind sein?

Der junge Mensch ergriff ihre Hand, zog die alte Frau gerührt an sich und umarmte sie zärtlich.

Ich wäre ein schlechter Mensch, versetzte er, wenn ich je vergäße, was ich Euch schulde, wenn ich Euch fürder nicht mehr liebte, und Euch die Liebe und Sorgfalt, die Ihr mir, dem fremden Kinde, zu Theil werden ließet, mit Undank vergelten würde. Wenn ich aber jetzt, wo ich weiß, daß ich Euer Kind nicht bin, Verlangen trage, zu wissen, wer meine Eltern sind, könnt Ihr mir dies verargen?

Frau Lari vermochte nicht zu antworten, sondern schüttelte blos den Kopf, um anzuzeigen, daß sie seinen Wunsch nicht mißbillige.

Begreift Ihr nun, fragte Robert, warum ich heute nicht arbeiten kann?

Ja, ich begreife es, schluchzte die Müllerin, wenn die Gedanken auf der Reise sind, wissen die Hände daheim nichts zu thun, zweien Herren kann man nicht dienen, es kann Keiner zugleich gegen den Himmel und auf die Erde schauen.

Darum bitte ich Euch, Mutter, weint nicht, scheltet mich nicht, sondern laßt mich für heute allein mit meinen Gedanken, ich muß mich erst hineinfinden in das Außergewöhnliche meiner Lage, die Ruhe meiner Seele ist dahin, ich bin unschuldig daran, ich schwör's Euch bei dem Heil meines Lebens!

Frau Lari willfahrte dem Begehren Robert's und entfernte sich.

Nach ungefähr einer Stunde trat der Teichmüller in die Kammer.

Aus dem Ernste, der auf seinem Antlitze lagerte, erkannte man, daß er von der stattgehabten Scene bereits unterrichtet sei.

Er traf den jungen Menschen am Tische sitzend, die Stirne in die hohle Hand gestützt.

Robert, begann er, nachdem er ihn eine Weile starr anblickte, du siehst mich mit tiefbekümmerten Herzen vor dir stehen. Ein Wetterschlag aus heiterem Himmel hätte mich nicht mehr erschreckt wie die böse Nachricht, die mir mein Weib hinterbracht hat. Du weißt jetzt, was dir für immer hätte verborgen bleiben sollen, und das ist ein Unglück. Ich begreife

nicht, wie du das Geheimniß erfahren konntest? Wir haben einst Alles gethan, um die Leute glauben zu machen, du wärst unser Kind; bis auf den heutigen Tag hat noch kein Mensch daran gezweifelt und jetzt auf einmal diesen Verrath! Von guter Seite konnte er nicht kommen. Doch das Unglück ist geschehen und läßt sich nicht mehr ändern, was wir thun können ist, daß wir seine bösen Folgen verhindern. Sag mir, was sinnst du? was gedenkst du jetzt zu beginnen?

Weiß ich es? War ich denn auf eine solche Enthüllung gefaßt? Ach sagt mir wenigstens, wie kam ich in Euer Haus? wer sind meine Eltern?

Die erste Frage will ich dir gerne beantworten, die zweite kann ich nicht.

Wie, Ihr könnt nicht?

Weil ich es selbst nicht weiß. Höre mich an, Robert: Im Jahre 1796 kam ein Mann zu mir, mit dem ich sehr weitläufig verwandt bin. Er hielt sich damals in Wien auf, und hatte die Reise eigens zu mir gemacht, um mir ein Geschäft, wie er es nannte, vorzuschlagen. Er bot mir nämlich eine Summe Geldes an, wenn ich einwillige, ein Kind, welches erst geboren werden sollte, in meinem Hause aufzunehmen und für mein eigenes auszugeben. Ich und mein Weib entschlossen uns nach einiger Ueberlegung dazu, denn wir waren kinderlos und erfreuten uns damals noch einer beneidenswerthen Wohlhabenheit. Auf die Frage, wer die Eltern des Kindes seien, antwortete uns A n t o n P e r i n e l l, so war der Name jenes Mannes, er habe sich verpflichtet, dies nie zu verrathen, denn die Eltern würden das Kind niemals zurückverlangen und das Kind dürfte auch niemals seine Abstammung erfahren. Uns lag am Ende wenig daran, diese zu wissen, wir hatten ja ohnedem beschlossen, das Kind wie das unsere zu erziehen und für unser eigenes auszugeben, es konnte uns also ganz gleichgiltig sein, wer seine Eltern waren. Einige Wochen später kam Anton des Nachts in einer Kalesche gefahren und brachte ein kaum drei Tage altes Knäblein mit, das warst du. Du wur-

deſt mit dem Namen Robert getauft, wie es Perinell verlangte. Mehr weiß ich nicht.

Lebt jener Anton Perinell noch?

Ja, er lebt noch.

Wißt Ihr ſeinen Aufenthalt?

Ich weiß ihn, doch habe ich ſeitdem mit ihm nicht geſprochen. Ich will dir ſagen, wie das kam. Ich hörte, du warſt damals kaum einige Jahre alt, jener Anton habe ſich in unſerer Gegend niedergelaſſen und ſei der Beſitzer eines kleinen baufälligen Schloſſes geworden. Ich ſchüttelte den Kopf, wie ſo kam dieſer Menſch, der nie wohlhabend war, plötzlich zu dem Beſitze eines, wenn auch halb verfallenen Schloſſes? Es ſchien mir nicht mit rechten Dingen zuzugehen, ich bekam eine gewiſſe Scheu vor ihm und that, als wäre mir ſeine Nähe ganz unbekannt. Ihm mochte dies erwünſcht ſein, denn auch er ließ ſich nicht bei uns ſehen. Mit den Jahren änderte ſich meine Lage, die Kriegszeit laſtete ſchwer auf unſerem Lande, das Geſchäft ging ſchlecht. Die Sorge brach ſich Bahn in unſer Haus, ich mußte jetzt kämpfen mit dem Leben, während ich früher blos arbeiten durfte. In jenen Tagen der Noth erinnerte ich mich des Herrn Anton und machte mich einmal auf den Weg, um ihn aufzuſuchen und ihn um ein Darlehen anzugehen.

Ich ſtieg durch Dick und Dünn, bis ich vor das alte Eulenneſt kam, deſſen Thore ich geſperrt fand.

Nach langem Klopfen, denn von einer Glocke iſt dort keine Rede, erſchien Jemand innerhalb der Thüre und fragte um mein Begehren?

Ich will mit Herrn Anton Perinell ſprechen, gab ich zur Antwort.

Wer ſeid Ihr?

Sagt ihm nur, der Teichmüller, Martin Zeiner, wäre da.

Man öffnete mir nicht, ſondern ließ mich vor der Thüre ſtehen.

Nach einer Weile ließ ſich die frühere Stimme wieder innerhalb der Thüre hören und ich bekam zur Antwort: Herr Anton Perinell habe befohlen, Niemanden einzulaſſen, er kenne

keinen Menschen Namens Martin Zeiner und habe nie mit dem Teichmüller etwas zu thun gehabt.

Diese Antwort empörte mich derart, daß ich einen derben Fluch ausstieß, fortging und mich nie wieder um ihn kümmerte.

Der Schuft, er läugnete, mich zu kennen, nachdem er doch wissen mußte, welchen Dienst ich ihm einst erwies.

Wie heißt dieses Schloß des Herrn Perinell? fragte der junge Mensch nach einer Pause.

Warum fragst du, Robert?

Wozu es Euch verhehlen, Vater? Ich werde diesem Herrn einen Besuch abstatten.

Du, Robert?

Warum erschreckt Ihr? Ist es nicht natürlich, daß ich mich an d e n wende, der mich verkauft hat? Er wird wohl wissen, woher er mich nahm? Er wird wohl so gut sein, mir zu sagen, wer meine Eltern waren? Ob sie noch leben und wo sie jetzt sind?

Ich finde deinen Entschluß natürlich, antwortete der Teichmüller, kann ihn aber dennoch nicht gut heißen. Hoffst du von Perinell eine genügende Antwort zu bekommen? Ich fürchte, er wird sie dir verweigern, oder dich mit einer Lüge abspeisen. Was er dir auch immer anvertrauen mag, Wahrheit wird es sicherlich nicht sein, du wirst dich damit beschränken müssen; wir besitzen keine Mittel, ihn zur Wahrheit zu zwingen oder ihm ein Geständniß zu erpressen. Du bist jung, Robert, bist erregt von dem, was du erfahren hast, du wirst deine jugendliche Hitze nicht bezähmen und den Alten nur noch böser machen; darum folge meinem Rathe, laß mich an deiner statt zu Herrn Perinell gehen, ich werde mich diesmal nicht zurückweisen lassen und mit ihm gelassen, aber ernst und eindringlich sprechen. Widersteht er meiner Ueberredung, weigert er sich mir eine genügende Auskunft zu geben, dann in Gottes Namen, dann begib du dich zu ihm und thu' was dir dünkt. Ich werde dich gewähren lassen und mich mit dir freuen, wenn du ein glückliches Ziel erreichst. Als ich dich an Kindes-

statt annahm, war ich wohlhabend und glaubte dir ein glückliches Loos zu bereiten; seitdem bin ich ohne mein Verschulden arm geworden und mir bleibt nichts als das Bedauern, dir nicht bieten zu können, was ich gehofft.

Robert schloß den Teichmüller in seine Arme und sagte:

Glaubt mir, Vater, nicht unsere Armuth ist es, die mich veranlaßt, nach meinen wirklichen Eltern zu forschen, ich war mit meiner Lage nie unzufrieden, und erfuhr das Geheimniß ohne mein Wollen, ohne mein Hinzuthun, nun aber, da ich es einmal weiß, will ich auch klar sehen und wissen, wer meine Eltern sind.

Wer war der Unselige, der dir den traurigen Dienst erwies, dich deiner Ruhe zu berauben?

Erlaßt mir's, ihn zu nennen, ich habe beschlossen, seinen Namen einstweilen als Geheimniß zu bewahren. Ihr zürnt mir doch deßhalb nicht, Vater?

Wie könnt ich dir zürnen, Robert, so lange du mich mit so kindlichem Tone deinen „Vater" nennst.

Der Teichmüller umarmte seinen Sohn und Beide begaben sich dann zu Frau L a r i, um sie zu trösten und ihre Besorgnisse wegen der Zukunft durch liebreiche Worte zu zerstreuen.

O, rief die würdige Alte unter Thränen, ich weiß es von jeher, auf Regen folgt Sonnenschein, auf Leid folgt Freud. Wohl dem, der vergißt, was nicht mehr zu ändern ist; man darf dem Unglücke keinen Boten schicken, es kommt von selbst; aber besser einäugig als blind; das Kreuz gefaßt ist halbe Last. Aus Unglück wächst Tugend; Gottes Will' sei unser Ziel, eh' man noch ein Wörtlein spricht, weiß Gott schon, was uns gebricht, wer auf Gott vertraut, hat stets auf Felsen gebaut.

Robert schloß die Fluth ihrer Sprüchlein mit einem herzlichen Kuße.

Viertes Kapitel.

Schloß Hohenstein.

Schloß Hohenstein!

Ein imposanter Name.

Unter der Bezeichnung „Schloß“ stellt man sich gewöhnlich einen gewaltigen Bau vor, gewaltige Räume und großartige Formen; liest man nun gar „Schloß Hohenstein,“ so gedenkt man unwillkürlich all' der abenteuerlichen Ritter und Mannen, der Knappen und Reisigen, mit welchen die mittelalterlichen Geschichten der Herren Spieß und Dellarosa unsere jugendliche Fantasie befruchteten, man entsinnt sich der Burggärten, in welchen die Gertruds im silbernen Mondenschein lustgewandelt, der Schloßkapellen, wo die Burggeister in mitternächtiger Stunde das irdische Jammerthal mit ihrer hohen Gegenwart beehrten, der Kampf- und Waffenspiele, bei denen die Adelheid's und Irmentraut's die Preise vertheilten, welche natürlich gar Niemand sonst als Hochdero minnigliche Hochzeiter und Freier bekommen durften.

Wir bedauern diese Erinnerungen, welche durch die Bezeichnung „Schloß Hohenstein“ geweckt werden, nicht weiter nähren und mit unserer Geschichte verweben zu können; jenes Hohenstein, welches wir betreten, ist kein imposanter Bau, wo die stammbaumbeflissenen Nachkommen irgend eines mittelalterlichen Raubritters hausen; es datirt seine Gründung nicht zurück bis in die Zeiten der Kreuzzüge, sondern ist vielmehr ein Kind der Reformation, jener Zeit, wo die protestantischen Stände in Horn ihren Mittelpunkt hatten, und 180 Edle jene berühmte Protestation an Kaiser Mathias unterzeichneten.

Damals wurde Hohenstein gebaut, um irgend einem dieser Ketzer zum Zufluchtsorte und zum Versteck zu dienen, wozu auch die Gelegenheit des Ortes nicht passender gewählt werden konnte.

Nachdem es diesen seinen Zweck erfüllt hatte, begann man ihm seinen früheren Vorzug, nämlich die höchst vereinsamte Lage zwischen Wald und Berg, zum Nachtheil anzurechnen, es sank im Werthe, wurde verwahrlost, ging oder flog vielmehr aus einem Besitz in den andern und wurde endlich Eigenthum des Herrn Anton Perinell; da dieser auch nicht daran dachte, dem wankenden Bau des schlichten Herrenhauses zu Hilfe zu kommen, so zerfiel er im Laufe weniger Jahre ganz und gar, und nicht einmal eine Ruine zeigt mehr von seiner Existenz.

Darin eben besteht der gewaltige Unterschied zwischen den uralten und neueren Bauten, daß diese mit ihrem Tode spurlos verschwinden, während jene, wenn auch nur als Ruinen, durch Jahrhunderte fortleben und an ihre einstige Macht und Stärke erinnern.

Hohenstein stand an der Grenze des Hornerwaldes, oberhalb Wilhalms.

Das Gebäude, nur ein Stockwerk hoch, war mit Schindeln eingedeckt. Es saß auf einer sanften Anhöhe und stemmte sich rückwärts an einen Felsen. Der Form nach präsentirte es sich als gleichschenkeliges Dreieck, dessen längste Seite als Vorderfronte in die Niederung schaute, während rückwärts eine Art runden Baues die Dreiecksspitze bildete, welche, wie bereits erwähnt, an einen Fels lehnte, der sich hoch über den Bau aufgipfelte.

Die beiden andern kürzeren Dreiecksseiten bildeten krenelirte, das heißt mit Schießlöchern versehene Mauern, welche so hoch in die Luft ragten, daß keine Leiter gewöhnlicher Länge hinreichte, sie zu übersteigen.

Um den ganzen Bau herum befand sich ein tiefer Graben, dessen Sohle sumpfig mit Schilfrohr und anderen Moorgewächsen, mit Nattern und Eidechsen gesegnet war.

Diesen Graben überwölbte eine einzige Brücke und verband das Außenterrain mit dem Schloßthor, welches, in der Mitte der Vorderfronte angebracht, zu allen Tages- und Nachtzeiten geschlossen blieb.

Die durch die gedachte Brücke hergestellte Verbindung war absichtlich eine sehr mangelhafte.

Sämmtliche Bohlen waren abgetragen, demnach die Passage mittelst eines Wagens völlig unmöglich; für einzelne Fußgeher wurden am Tage der Länge nach Pfosten gelegt, die man jedoch mit Sonnenuntergang hinwegräumte, wodurch jede Kommunikation unterbrochen wurde.

Die ebenerdigen Fenster der Vorderfronte, durch starkes Gitterwerk verwahrt, so wie das dicke Eichenthor verliehen dem unteren Theile des Herrenhauses eine äußerliche Festigkeit, welcher weder der innere, noch der obere Theil entsprach. Ein todtkranker Soldat mit einem Blechvisier vor dem Antlitze war ein entsprechendes Bild dieses Herrenhauses in seinem jetzigen Zustande.

Im Inneren treffen wir einen Hof, im Sommer von Unkraut überwuchert und das ganze Jahr hindurch von zwei Hunden bewacht.

Den Raum des auswärtigen runden Thurmes nahm eine Kapelle ein, in welcher einst Protestanten ihre Betstunden abgehalten, die aber von den späteren katholischen Besitzern zum römischen Gottesdienste verwendet wurde, mehrere Grabsteine an den Wänden der Kapelle verkündeten, daß unter dem Marmorboden mehrere Besitzer dieses Schlosses ihre Ruhestätte gefunden.

Die Kapelle erfreute sich keines besseren Zustandes wie das Herrenhaus selbst.

Dies war das Aeußere von Hohenstein, welches die Bewohner der Umgegend noch immer mit der Bezeichnung „Schloß“ beehrten, während es in Wahrheit nur ein altes baufälliges, stockhohes Haus war, dessen Graben und von Hunden bewachte Schutzmauer ängstliche Furcht und vielleicht auch ein böses Gewissen verriethen, ohne bisher ihre Nothwendigkeit bethätigt zu haben.

Der Wintermonat war bis zu seinem letzten Drittel vorgeschritten, als an einem heiteren Nachmittage der Teichmüller an der Brücke, welche in's Schloß führte, erschien.

Herr Martin Zeiner war sehr müde, denn der Weg von seiner Mühle durch einen Theil des Kampthales bis hierher war weit, im Winter sehr beschwerlich, und mußte von Gars aus zu Fuße zurückgelegt werden.

Der Teichmüller, in der Angst, daß man ihm den Einlaß wie vor Jahren wieder verwehren würde, schritt beklommenen Herzens über den schmalen Pfad, den zwei neben einander gelegte Dielen bildeten, und stand, wie einmal schon vor dem geschlossenen Thore.

Es fällt mir schwer, murmelte er, hier wieder anzupochen, allein die Lage zwingt mich dazu; ich bin es meinem Ziehsohn schuldig, ihm zu der nöthigen Aufklärung zu verhelfen, und werde nicht von hinnen gehen, ohne mit Herrn Anton gesprochen zu haben.

Nach dieser Selbstaufmunterung begann er mit seinem Knotenstocke an das Thor zu schlagen.

In Folge dieser Ruhestörung — denn hier herrschte am helllichten Tage Todesstille — begannen drinnen sämmtliche Hunde zu bellen.

Nach einer Weile ließ sich am Thore eine Stimme hören, welche fragte, wer Außen sei?

Ich bin es, Martin Zeiner, der Teichmüller bei Widendorf, ich will mit Herrn Anton Perinell sprechen.

Man hörte Außen die Schritte des sich Entfernenden und das fortdauernde Gebell der Hunde.

Nach ungefähr fünf Minuten öffnete sich ein Laden am Fenster nächst dem Thore, der Kopf eines Mannes erschien am Gitter.

Der gnädige Herr, sagte dieser, hat mir verboten, Euch einzulassen, er kennt Euch nicht, er weiß nichts von Euch, er hat mit Euch nichts zu verkehren.

Hierauf erwiderte Herr Zeiner:

Sagt Eurem gnädigen Herrn, daß ich mit ihm sprechen muß, daß ich mich heute nicht wegweisen lasse, so wie einmal vor Jahren, kurz, daß ich nicht vom Platze weiche, bevor ich mit ihm gesprochen.

Der Mann verließ das Fenster, brachte jedoch, als er zurückkehrte, keinen günstigeren Bescheid; der Teichmüller blieb standhaft, ohne sich vom Platze zu rühren.

Sagt dem gnädigen Herrn, rief er dem Manne zu, ich bin nicht gekommen, um von ihm etwas zu erbetteln, sondern ich müsse ihm ein großes Unglück verkünden, was mein Haus heimsuchte, und welches besonders meinen Sohn Robert betrifft, das sagt ihm und setzt hinzu, daß ich entschlossen bin, wenn er mir den Einlaß ferner verweigert, zu dem Amte in Idölsberg meine Zuflucht zu nehmen.

Trotz dieser entschiedenen Rede nahm das Parlamentiren noch kein Ende.

Herr Perinell ließ sich mit einem Unwohlsein entschuldigen und Herrn Zeiner sagen, er möge ein andermal kommen; diese Zumuthung wies jedoch der Teichmüller mit Entrüstung zurück.

Der Weg von der Teichmühle bis hieher, rief er, ist kein Spaziergang, und ich kann meine Mühle Euerem gnädigen Herrn zu Liebe nicht ohne Meister lassen. Wenn man mich nicht einläßt, so komm' ich nimmer wieder, dagegen wird sich ein Anderer einfinden, dem man die Thüre sicherlich öffnen wird.

Die Entschiedenheit und Beharrlichkeit des Teichmüllers erreichte endlich ihr Ziel, nach einer Weile ging nicht das Thor, sondern ein kleines Pförtchen im Thore auf, und Herr Zeiner trat in die Flur.

Ich habe den Auftrag, Euch zu dem gnädigen Herrn zu führen, sagte jetzt der Mann, der offenbar ein Diener war, und schritt voran.

Der Teichmüller überflog den Hof mit einem Blicke, er sah die Kettenhunde, die ihre Hütten bellend umsprangen; vom Thurm schaute ihm eine gewölbte Thüre entgegen, welche in die Kapelle führte, deren Dach ebenfalls mit morschen Schindeln gedeckt war.

Man kam in einen Gang, schritt von hier eine hölzerne Treppe hinan, trat am Ende derselben durch die nächste

Thüre in ein kleines Gemach, wo Herr Anton Perinell, in einem Großvaterstuhl sitzend, den Teichmüller empfing.

Herr Zeiner hatte keine Mühe, seinen alten Bekannten wieder zu erkennen, obwohl er in einen Wolfspelz gehüllt war und die Füße in mächtigen Pelzstiefeln stecken hatte, obschon fast zwanzig Jahre verflossen waren, seitdem er Herrn Anton zum letzten Male gesehen hatte.

Im Alter von vierzig nach aufwärts ändert sich das Aeußere eines Menschen gar wenig, und wenn die Gestalt sich auch krümmt, das Haar sich bleicht, das Antlitz sich mit Furchen durchzieht, so erhalten sich doch die Formen die Konturen und die Züge.

Herr Perinell schaute den Teichmüller grämig an und kreischte ihm zu:

Ihr habt es Euch also in den Kopf gesetzt, einen alten kranken Mann in seiner Einsamkeit zu stören; was führt Euch zu mir, was wollt Ihr?

Herr Anton, erwiderte der Teichmüller, seid mir ob meiner Zudringlichkeit nicht böse, der Drang der Verhältnisse zwingt mich, Euch lästig zu fallen.

Schon gut, schon gut, unterbrach ihn der Andere, macht's kurz, ich kann nicht lange außer Bett zubringen.

Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mich vor Jahren tief gekränkt haben.

Ach mein Gott, laßt die alten Geschichten.

Thut mir leid, ich werde noch auf ältere zurückkommen müssen.

Meinethalben, thut dies, aber nur schnell und ohne Umschweife.

Herr Perinell, ich will unserer freilich sehr weitschichtigen Verwandtschaft nicht gedenken, muß Sie jedoch erinnern, daß diese vor neunzehn Jahren nicht wenig dazu beitrug, mich Ihnen gefällig zu zeigen und jenen unseligen Handel abzuschließen.

Unselig? Warum unselig?

Das Warum werden Sie gleich erfahren. Ich habe damals von Ihnen ein Kind übernommen, ich habe dieses Kind für das meinige ausgegeben, habe es auferzogen und bin allen Verpflichtungen, die ich übernahm, auf das Gewissenhafteste nachgekommen.

Weiter — weiter.

Wie wir es damals verabredeten, erfuhr Robert weder von mir noch von meinem Weibe das Geheimniß seiner Geburt, und Gott weiß es, wir selbst vergaßen im Laufe der Jahre darauf, und dachten gar nicht mehr daran, auf welche Weise er in unser Haus und in unsere Familie kam. Sie können sich nun unsere Ueberraschung vorstellen, als Robert vor einigen Tagen uns plötzlich mittheilte, daß ihm, von welcher Seite weiß ich noch nicht, das Geheimniß enthüllt worden sei. —

Herr Perinell fuhr erschreckt auf.

Was sagt Ihr, rief er, Robert weiß — woher? — wie ist das nach so vielen Jahren möglich?

Ich schwöre Ihnen, Herr Anton, daß ich darüber ganz im Dunkeln bin. Er weigert sich mir die Quelle, woraus er geschöpft, mitzutheilen, besteht jedoch darauf, die Namen und den Aufenthalt seiner wirklichen Eltern zu erfahren. Daß ich nicht in der Lage bin, ihm dies zu entdecken, wissen Sie recht gut. —

Sie müssen trachten, ihn von seinen Wünschen abzubringen.

Ich vermag es nicht, denn er sagte mir, was ich bisher selbst nicht gewußt, es sei ihm bekannt, daß seine Eltern vornehm und reich gewesen.

Allmächtiger, woher hat der Bursche das erfahren? Welch' ein Dämon mischte sich in dieses veraltete Spiel, um neues Unheil herauf zu beschwören?

Ich fürchte, Herr Anton, das Unheil ist bereits entstanden; Sie werden leicht begreifen, daß die Armuth, welche sich drückend auf uns gelagert hat, ihn nur noch anspornen wird, seine vornehmen und reichen Eltern aufzufinden, und daß deßhalb von seiner Seite keine Nachgiebigkeit zu erwarten steht.

Herr Anton fixirte den Teichmüller mit seinem stechenden Blicke und sagte nach einer Pause:

Hört mich an, Zeiner, ich weiß, daß Eure Mühle verschuldet ist, daß Ihr mit Armuth zu ringen habt. Glaubt Ihr die Sache mit einigen Gulden abgethan?

Der Teichmüller ließ ihn nicht ausreden.

Um Gotteswillen, Herr Perinell, was denken Sie von mir? meinen Sie, ich hätte das Ganze angezettelt, um von Ihnen einige Gulden herauszupressen? Ich schwöre Ihnen, daß mir das nicht im Traume eingefallen. Ich habe unsern Robert zu lieb, um ihn durch die Enthüllung des Geheimnisses unglücklich zu machen.

Wie aber, erklärt mir nur, wie ist es möglich, daß er jetzt erst erfuhr, was seit neunzehn Jahren so tief verborgen lag?

Ich wiederhole Ihnen, daß ich es nicht weiß, daß ich das „Wie" eben so wenig wie Sie begreife, und daß ich von seiner plötzlichen Mittheilung eben so überrascht wurde wie Sie.

Herr Perinell schüttelte den Kopf.

Kaum glaublich, kaum denkbar, rief er, und dennoch muß ich Euch glauben, denn ich halte Euch einer Lüge unfähig; aber sagt mir nur, was läßt sich in dieser Angelegenheit thun?

Ich denke es ist am besten Sie nennen ihm seine Eltern.

Nein — nein — rief Herr Perinell mit einer Entschiedenheit, die den Teichmüller erschrecken machte.

Ist dies Ihr letzter, Ihr fester Entschluß, so wird Unheil über uns Alle hereinbrechen, ich kenne Robert und weiß, was er zu thun fähig ist.

Sagt mir, Teichmüller, weiß Robert wie er in Euer Haus kam?

Ich habe es ihm auf sein Verlangen mitgetheilt.

Weiß er, daß ich dabei mit im Werke war?

Ja, ich nannte ihm Ihren Namen.

Wie, Ihr waret so thöricht? —

Ich weiß keinen Grund, warum ich Sie aus dem Spiele lassen sollte, da Sie sich gegen mich so abscheulich benommen haben.

Zeiner, Ihr seid ein alter, tückischer — doch ich will mich nicht ärgern.

Es ist auch besser, Sie unterdrücken Ihren Zorn und denken an Abhilfe. Es kostete mich Ueberredung genug, Robert zurückzuhalten, daß er Sie nicht schon jetzt aufsuchte.

Wie er wollte hieher kommen?

So ist es, er stand jedoch von seinem Wunsche ab, als ich es übernahm, vorerst mit Ihnen zu sprechen, und erst wenn mein Besuch ohne Ergebniß bleiben sollte, das heißt, wenn Sie sich weigern würden, mir über seine Eltern eine erwünschte Auskunft zu geben, erst dann drohte er, selbst hieher zu kommen, und was dann geschehen wird, vermag ich im voraus nicht zu bestimmen.

Herr Perinell versank in Nachdenken, die Düsterkeit seiner Miene verrieth, daß es keine freundlichen Entschlüsse waren, worüber er brütete.

Immerhin, rief er nach einiger Ueberlegung, es sei, es bleibt mir nichts übrig, als mit ihm selbst zu sprechen. Kehrt heim, Zeiner, und sendet mir den Burschen her, seinen Wünschen kann ich in keinem Falle willfahren, aber ich will versuchen, mich mit ihm auf eine andere Weise abzufinden. Genügt ihm dies, gut — wo nicht, auch gut. Sagt ihm, daß ich mir nichts abtrotzen und nichts herauspressen lasse. Auch Ihr könnt Euch das hinter die Ohren schreiben; Eure Drohung mit dem Idölsberger Amt hätt' wenig gefruchtet, wär' nicht die Besorgniß um Robert's Schicksal hinzugekommen. So, jetzt haben wir ausgeredet, gehabt Euch wohl.

Der Teichmüller besann sich, ob er sich entfernen solle.

Der Abend, und mit ihm die Dunkelheit waren bereits hereingebrochen, das Wetter hatte sich getrübt, dazu die Glieder noch müd und matt vom Herwege, es war ihm unmöglich, heute noch den Rückweg anzutreten; das fühlte Herr Zeiner,

gleichwohl trug er Bedenken, Herrn Perinell um ein Nachtlager anzusprechen, was aber sollte er beginnen?

Das war's, weßhalb er sich besann.

Der Schloßherr kam ihm zu Hilfe, freilich nur mit einem guten Rathe.

Ich kann Euch leider für die Nacht keine Unterkunft bieten, sagte er, denn ich pflege niemals Gäste zu empfangen und bin für dergleichen nicht vorbereitet, aber kaum ein halbes Stündchen von hier, gegen die Lampelhöhe zu, werdet Ihr eine Herberge finden, wo Ihr die Nacht hindurch gut aufgehoben seid. Da nehmt und thut Euch ein Gutes.

Herr Perinell suchte mühselig aus einem Beutelchen einige Geldstücke hervor und hielt sie dem Teichmüller entgegen.

Dieser blickte den Schloßherrn verächtlich an und sagte:

Behalten Sie nur Ihre Pfennige, ich bedarf ihrer nicht. Ich hätte mir von Ihnen allenfalls ein gastlich' Dach anbieten lassen, ein Almosen nehme ich nicht. So weit ist es, Gott sei Dank, mit dem Teichmüller noch nicht gekommen, daß er nicht im Stande wäre, für sich ein Abendmahl und eine Lagerstätte zu bezahlen. Ich wollte, meine heutige Erfahrung wäre mir vor neunzehn Jahren zu Gebote gestanden, ich würde mich sicher gehütet haben, jenes Sündengeld, an dem weder Glück noch Segen haftete, von Ihnen anzunehmen und den Menschenhandel mit Ihnen einzugehen. Aber noch ist nicht aller Tage Abend gekommen. Merken Sie sich's!

Damit ging der Teichmüller fort.

Böse Ahnungen stiegen wie ferne Wetterwolken in dem Innern des Herrn Perinell auf, er schüttelte sich wie im Fieberfrost und murmelte:

Ich wittere Sturm — jetzt heißt es auf der Huth sein und sich auf die Hinterbeine stellen; unvorbereitet soll mich das Wetter nicht finden.

Ich wittere Sturm! hatte Herr Anton Perinell nach der Entfernung des Teichmüllers zu sich selbst gesagt, — gut gewittert! unwackerer Schloßherr.

Johann Grasel.

Nach einer Originalzeichnung in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Der Sturm war richtig hereingebrochen, er kam auf mächtigen Schwingen aus dem Norden hergezogen, und rauschte über Berg und Wald, durch Thal und Schlucht.

Graues Gewölk umhüllte den abendlichen Himmel und verbarg dessen sanfte Bläue, die sich eben mit Millionen Sternlein zu schmücken begonnen hatte.

Nun hing doppelte Nacht über der Gegend, kein freundlicher Schimmer erhellte die undurchdringliche Finsterniß. Schließt die Augen zu, ihr lebenden Wesen, denn in solcher Schwärze sind sie entbehrlich, diese Rabennacht stellt die Gleichheit zwischen Blinden und Sehenden her.

Welch' ein entsetzliches Wetter, doppelt unheimlich in dieser waldigen, zerklüfteten Gegend, wo kein Tritt sicher, kein Schritt geborgen ist.

Der Sturm tobt wie trunken von Uebermuth durch den Wald, er saust in den dürren Wipfeln, knackt und bricht wie zum Spielwerk Aeste und Zweige, plötzlich aber, als ergrimme er über seine eigene Ohnmacht, erfaßt er Stamm und Gezweig. Ein Riß, und der Baum sammt der Wurzel ist der mütterlichen Erde beraubt, die ihn mit ihren Säften groß gesogen und erstarken gemacht.

Welch' ein seltsames Orchester!

Es rauscht und saust, dröhnt und kracht, heult und knirscht, orgelt und pfeift.

Jetzt legt sich nach und nach die Wuth, es wird stiller und ruhiger; man sieht nicht, aber man fühlt im Antlitze herangeweht die ersten Flocken des ersten Schnee's.

Das also war der Sturm! Die Natur lag im Kreisen, und nun, da das Winter = Kindlein geboren, nun hatten die Wehen nachgelassen, nun trat an die Stelle des thätigen Schmerzes die duldende Ruhe.

In diesem Wetter kämpfte sich der Teichmüller zur Waldschenke.

Hatte er noch den Pfad unter der Sohle oder nicht? Wie konnte er dies in solcher Finsterniß unterscheiden, er schritt

auf's Gerathewohl vorwärts und schimpfte dabei laut und zornig über den Schloßherrn.

Dieser Schuft stößt mich bei solchem Wetter in die wilde Nacht hinaus, ich würde nicht einmal einen Hund aus der Stube weisen und der Judas thut es mir an! Na, wart nur, Satan, es soll dir nicht unvergolten bleiben; nach dem Prahltag kommt der Zahltag, sagt meine Lari, und ich bin noch Niemanden etwas schuldig geblieben.

Wenn Herr Martin Zeiner von dem Wege nicht abirrte, so war dies nicht sein Verdienst, sondern das eines günstigen Zufalls — ein Lichtlein, welches ihm entgegenschimmerte, verrieth ihm zuerst die Nähe einer menschlichen Wohnung.

Gott sei Dank! rief er aus frohem Herzen aus und verdoppelte, den letzten Rest seiner erschöpften Kräfte sammelnd, die Schritte, um schneller bei der Zufluchtsstätte anzulangen.

Die Waldschenke, so wenig Einladendes ihr Aeußeres auch zeigte — und diesmal log das Aeußere nicht — dünkte unserem Reisenden doch ein Paradies, ein gelobtes Land zu sein. — Schützen ihn doch das Strohdach vor Schnee, die Wände vor Sturm, ein trockenes Plätzchen zum Ausruhen der müden Glieder konnte auch nicht fehlen und sonst verlangte er in diesen Nöthen nichts.

Mit diesen bescheidenen Ansprüchen betrat er die Hütte, wo er, den alten Schenken und sein junges Weib ausgenommen, keine lebende Seele vorfand.

Gelobt sei Jesus Christus! grüßte der Teichmüller und harrte vergeblich auf das „In Ewigkeit Amen!“

Ihr erwidert meinen frommen Gruß nicht, Herr Wirth? wendete er sich zu dem Alten, was hat das Schweigen zu bedeuten? Das Gefäß mit Weihwasser an der Thüre kündet mir doch, daß ich mich bei katholischen Christen befinde, warum bleibt Ihr also stumm? Ich bin der Teichmüller bei Widendorf, Martin Zeiner ist mein Name, ich hab' drüben in Hohenstein Geschäfte gehabt und werde — ob Ihr wollt oder nicht — bei Euch übernachten, das Wetter ist zu schlecht, ich bin

unbekannt in der Gegend und würde umkommen im Walde, weil ich vor Müdigkeit nicht von der Stelle kann. Ob Ihr mit mir freundlich thut oder nicht, ich sag's Euch rund heraus, freiwillig verlaß ich diese Stube nicht.

Der Schenke und sein Weib sahen sich bedeutungsvoll an, endlich öffnete der Erstere den Mund, es war das erste Wort, welches er mit dem Gaste sprach:

Ihr wart drüben auf dem Hohenstein?

Ja!

Warum seid Ihr nicht drüben über Nacht geblieben?

Weil der Perinell ein Schuft ist, brach der Teichmüller los, er bedauerte, freilich nur mit dem Munde, mich nicht beherbergen zu können und wies mich hieher. Was konnt ich anders thun, als mich aufmachen und zusehen, daß ich für Geld und gute Worte bei Euch eine Herberge finde — fruchten aber die guten Worte nicht, so steh'n mir auch schlimme zu Gebote, denn wie gesagt, ob Ihr wollt oder nicht, ich bleibe und bin fest entschlossen, nur der Gewalt zu weichen.

Die Wirthsleute sahen sich abermals an, und man konnte es von ihren Gesichtern herablesen, daß sie gerne sprechen würden, daß sie sich aber nicht getrauten.

Endlich raffte sich die Wirthin auf und sagte zu dem Teichmüller:

Herr Zeiner, Ihr müßt unsere Zurückhaltung und unser Schweigen nicht mißdeuten, wir sind keine unchristlichen Leute, wir üben auch gerne Gastfreundschaft, selbst wenn wir sie nicht bezahlt erhalten . . .

Davon ist keine Rede, unterbrach sie der Teichmüller, was ich verzehre, werde ich pünktlich entrichten.

O, wir zweifeln nicht daran, trotzdem aber möchten wir Euch bitten, unsere Hütte in Frieden zu verlassen.

Warum denn das? Habt Ihr kein Strohlager für mich vorräthig?

Das wohl . . .

Brot und Wein . . .

Auch daran fehlt's nicht, sogar Käse und Schinken liegen in der Kammer, und wir sind gerne bereit, Euch davon mit auf den Weg zu geben, nur verlaßt unsere Hütte und übernachtet anderswo.

Aber beste Frau Wirthin, rief der Teichmüller, wohin soll ich mich in dieser entsetzlichen Wetternacht in einer mir ganz unbekannten Gegend wenden?

Eure Lage ist schlimm, wohl wahr, aber wir rathen, ja, wir bitten Euch, geht in Gottes Namen von hinnen, Ihr werdet im Walde draußen sicherer sein, denn hier.

Der Teichmüller riß jetzt die Augen auf, die Wirthin fuhr fort:

Wir sind ehrliche Leute und bei uns ist noch Niemanden ein Leid widerfahren, darum warnen wir Euch, wie wir schon viele Andere gewarnt haben.

Euere Herberge ist demnach der Zufluchtsort von schlechten Menschen?

Macht uns keinen Vorwurf daraus, unsere Hütte liegt einsam im Walde, mein Mann ist alt und ich bin ein schwaches Weib, wollen wir in Frieden leben, so müssen wir uns mit Leuten, die gefährlich sind, vertragen, sie kommen zu uns, zehren bei uns und zahlen wie andere ehrliche Leute. Wir kümmern uns um ihr Handwerk nicht, sie sind unsere Gäste, kommen und gehen, und was sie anderwärts treiben, mögen sie mit ihrem Gewissen abmachen.

Erwartet Ihr heute derartigen Besuch?

Wir erwarten diesen Besuch nie, denn wir leben mit diesen Leuten nicht im Einverständniß; sie kommen unerwartet, wenn es ihnen beliebt, und entfernen sich, wenn es ihnen gut dünkt.

Warum fordert Ihr mich zum Gehen auf?

Aus Vorsicht, damit es nicht hieße, wir locken Reisende in unsere Herberg, um sie hier ausplündern zu lassen.

Herr Zeiner lächelte.

Was das Ausplündern betrifft, so bin ich ohne Sorge. Leute, die mich kennen, wissen, daß ich arm bin; ich trage nur ein paar Gulden bei mir, nach solchem Bettel werden die Spitzbuben wohl nicht lüstern sein; ich danke Euch daher für die Warnung und bleibe.

Wir haben unsere Schuldigkeit gethan, wenn Ihr's trotzdem wagt ...

Ich wiederhole Euch, ich wage nichts; wo nichts ist, hat selbst der Grasel keine Macht.

In diesem Momente ging die Thüre auf und zwei Männer traten in die Stube.

Der Eine von ihnen war von robuster Gestalt, bejahrt, aber dennoch kräftig und knochig.

Er trug nach Art der Landleute jener Gegend hohe Stiefel, einen Pelz, darüber einen Mantel, und auf dem Kopfe einen breitgeränderten Hut.

Der Andere hatte das Aeußere eines Handwerksburschen, war jung, bärtig ... doch wozu eine neuerliche Beschreibung, die Leser trafen denselben Handwerksburschen bereits im Gasthause zu Stein, sie fanden ihn später auf dem hohen Markte in Wien als Freund eines Prätendenten; der Handwerksbursche war der Marquis Gabriel von L'Espine.

. . . .

. . . .

Verdammtes Wetter! fluchte der Begleiter des Marquis, und schüttelte sich wie eine Ente, wenn sie aus dem Bade kommt, werde daran denken, so lang ich lebe! He, Herr Wirth, bringt für zwei Personen zu essen und zu trinken, ich hab' mir einen lieben Gast mitgebracht, den ich heute zechfrei halten muß, meiner Treu, es ist das Wenigste, was ich für ihn thun kann.

Der Teichmüller hatte sich in einem Winkel niedergelassen, die Wirthin sorgte für ihn, und der Wirth bediente die beiden Anderen, die am zweiten Tische Platz genommen.

Herr Zeiner musterte die neuen Gäste und konnte sich nicht verhehlen, daß sie sehr verdächtig aussahen.

Wenn das nicht Spitzbuben sind, dachte er, dann hab' ich in meinem Leben keinen ehrlichen Menschen gesehen.

Ihr denkt also für Euren jungen Begleiter die Zeche zu zahlen? fragte der Wirth den Gefährten des verkappten Marquis.

So ist's, und wißt Ihr, warum ich's thu? Weil er mir vor kaum einer Stunde das Leben gerettet hat.

Oho, was Ihr da sagt!

Die Wahrheit. Schaut ihn Euch an, den Mordjungen, ist zwar nur ein Handwerksgeselle, aber er hat das Herz auf dem rechten Flecke, er hat mit Gefahr seines Lebens das meinige gerettet. Es liegt zwar wenig an einem Hundeleben, wie unsereins es führt, wenn man aber auf dem Punkte steht es zu verlieren, dann gewinnt man's erst ein wenig lieb, und dann freut es Einen, wenn man Rettung findet.

Wie so kamt Ihr in die Gefahr?

Das Hundewetter ließ mich den Weg verfehlen, trotzdem daß ich die Gegend kenne, als ob ich sie eigenhändig gefertigt hätte. Ihr wißt, wie es ist, wenn man einmal irre geht, dann findet man sich auch nicht mehr so leicht zurecht. Ich kletterte über Berg und Fels und verstieg mich immer mehr. Auf's Gerathewohl, denn man konnte nicht einen Schritt weit vor sich hinsehen, tappte ich herum, auf einmal glitt ich aus und hinab ging's im jähen Lauf. Der Knotenstock, meine einzige Stütze, entfiel meiner Hand, ich fühlte, daß es einem Abgrunde zuging, und streckte meine Hände von mir, wie die Flügel einer Windmühle, plötzlich erwischt ich einen Zweig, er war gerade dick genug, mich im Laufe aufzuhalten, unten hört ich's rauschen, hollah, dachte ich, das ist der Kamp, wenn ich da hinunter komme, so bin ich rettungslos verloren. Ich rief um Hilfe — es that Noth, denn hinauf konnt' ich nicht mehr, und hinunter, nun, das ließ ich bleiben, dabei fühlte ich, daß der Zweig, den

ich in Händen hielt, zu knistern anfing, ich durfte mich gar nicht regen, sonst drohte das schwache Holz zu brechen und ich wäre wie ein Ball hinabgeflogen. In dieser Todesangst hört' ich ober mir eine Stimme rufen, mich däucht' es eine Stimme vom Himmel zu sein.

Wer ruft da unten?

Um aller Heiligen Willen, rettet einen alten Mann — aber schnell, sonst findet Ihr mich nimmer.

Ich hörte Geräusch — der Retter näherte sich mir, es war der wackere Geselle da.

Wie er zu mir herabkam, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß in dem Momente, wo er mir seinen Knotenstock entgegenhielt und ich diesen faßte, der Zweig brach, und ich ohne die neue Stütze verloren war. Ich schwankte matt und kraftlos, zitterte an allen Gliedern und wäre selbst jetzt noch nicht gerettet gewesen, hätte mich der Bursche mit seinem kräftigen Arm nicht umfaßt und mich von Klippe zu Klippe, von Abhang zu Abhang getragen. Es war ein Weg von nur vier Minuten, aber es sollte mich wundern, wenn mein Haar vor Angst nicht ganz grau geworden ist.

Der Wirth bezeugte dem jungen Manne ob der muthigen Handlung seinen Beifall, und auch der Teichmüller schenkte dem Abenteuer seine Aufmerksamkeit.

Man aß und trank, der gerettete Alte ließ sich's besonders schmecken, warf aber manchmal einen Scheelblick nach Herrn Zeiner, was die aufmerksame Wirthin bemerkte und sehr beunruhigte. Sie benützte daher einen Moment, wo der Alte mit seinem Retter beschäftigt war und winkte dem Teichmüller, ihr zu folgen.

Dieser fügte sich der Einladung und verließ, ohne daß es den beiden andern Gästen auffiel, die Stube.

Kaum hatte er jedoch die Thüre im Rücken, so wendete sich Gabriel's Gefährte zu dem Wirthe und sagte:

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber Euer Gast, der eben hinausging, scheint mir bekannt zu sein; es ist mir,

als hätt' ich ihn vor Jahren schon irgendwo gesehen. Kennt Ihr ihn?

Der Wirth verneinte diese Frage, worauf der Alte sich wieder seinem Begleiter zuwendete.

Während dies in der Stube vorging, traf der Teichmüller draußen die Wirthin.

Herr Zeiner, lispelte sie ihm zu, wenn Euch der Alte fragen sollte, wer Ihr seid, so sagt ihm nicht die Wahrheit. Ihr wißt, die Müller gelten in unserer Gegend für wohlhabend und reich, ich will nicht, daß Euch bei uns ein Leid widerfahre, und dem Spitzbuben drinnen ist nicht zu trauen.

Kennt Ihr diese Leute?

Den Jungen hab' ich noch nie gesehen, aber den Alten kenn' ich recht wohl.

Wer ist er?

Der Grasel.

Der Räuber..?

Ei, nicht der junge Grasel ist's, sondern der alte, der Vater des jungen. Habt Ihr mich verstanden?

Nach dieser keineswegs beruhigenden Aufklärung kehrte der Teichmüller in die Schankstube zurück.

Sechstes Kapitel.

Gabriel L'Espine und der alte Grasel.

Der alte Grasel unterhielt sich mit seinem Retter, ohne daß es einem der Beiden bisher eingefallen wäre, nach dem Namen und nach dem Stande des Andern zu forschen.

Der Grasel wähnte einen Handwerksburschen, der Marquis glaubte einen Landmann vor sich zu haben, die

Wirthsleute, denen der Alte bekannt war, hielten auch den Handwerksburschen für einen verkappten Räuber, dasselbe war auch bei dem Teichmüller der Fall.

Als dieser in die Stube zurückkehrte, begann Vater Grasel ihm abermals spähende Blicke zuzuwerfen, bis er darob von seinem Retter zurechtgewiesen wurde.

Wie es scheint, lispelte ihm der Marquis zu, traut Ihr jenem Manne nicht recht?

Je länger ich den Mann ansehe, lautete die eben so leise gegebene Antwort, desto bekannter erscheint er mir; ich kann mich jedoch nicht entsinnen, wann und wo ich ihn sah.

Heh, guter Freund, wendete er sich plötzlich dem Teichmüller zu, wollt Ihr mir nicht sagen, wie Ihr heißt?

Warum so neugierig, guter Freund?

Weil ich Euch zu kennen glaube.

Bei mir ist dasselbe der Fall, wie ist Euer Name?

Ich heiße Hans Schönauer, log der alte Grasel.

Und ich, versetzte der Teichmüller, nenne mich Hans Fleischmann.

Ich bin im Tullner Feld geboren.

Und ich im Horner Wald.

Ich gehe nach Gföhl, um Ochsen zu kaufen.

Und ich war in Hohenstein.

Kaum hatte der Teichmüller den Namen dieses Schlosses genannt, so unterbrach ihn der Handwerksbursche in der Rede und fragte:

Ihr war't in Hohenstein?

Heute Nachmittags!

Wie heißt der Herr des Schlosses?

Anton Perinell.

Frage folgte auf Frage und der Teichmüller blieb keine Antwort schuldig.

Während dieses Examens, welches die ganze Aufmerksamkeit der drei Gäste fesselte, zupfte die Wirthin ihren Mann am Aermel und flüsterte ihm in's Ohr:

Jesus, Maria, der alte Grasel hat es auf den Hohenstein abgesehen. Soll nicht Eines von uns hinüber, um den Schloßherrn zu warnen?

Was fällt dir ein? Es thäte mir leid um jeden Schritt, ich vergönn' es dem alten Hartherz, wenn sie ihm einmal seine Füchse lüften und den Balg ausklopfen.

Während der Nachforschungen des Handwerksburschen begann der alte Grasel auf seinen Lebensretter erst recht aufmerksam zu werden.

Wozu die genauen Erkundigungen, welche der junge Mann über das Innere des Schlosses, über seine Bewohner, über die Beschaffenheit der Räumlichkeit u. s. w. einzog?

Vater Grasel war kein heuriger Hase und wußte, wo der Bartl den Most holte, wenn er keinen zu kaufen oder geschenkt bekam.

Hollah, dachte er, mein Lebensretter ist nicht nur ein starker, ein gewandter, ein muthiger Bursche, sondern es scheint auch Einer vom „G'schäft" zu sein; welch' ein glücklicher Zufall! Jetzt gefällt mir der Bursche doppelt so gut, ich will des Teufels sein, wenn sich mit ihm nicht wird ein Stück Geld verdienen lassen.

Sowohl der Grasel wie sein Begleiter trafen in diesem Momente in Einen Wunsch zusammen und dieser bestand in dem Bedürfnisse, allein mit einander zu sein.

Der Marquis hatte so viel über Hohenstein erfahren, daß er nun seinem Ziele rasch entgegen zu schreiten gedachte, und hoffte dabei auf die Mitwirkung seines Gefährten. Der Grasel seinerseits glaubte an dem jungen Manne eine neue, für ihn höchst interessante Eigenschaft aufgefunden zu haben, und konnte kaum den Moment des Alleinseins erwarten, um sich dessen zu vergewissern.

Als daher der Marquis seine Nachforschungen erschöpft hatte, wendete er sich zu seinem Gefährten und sagte:

Nun aber ist's genug geplaudert, ich bin sehr müde.

Meiner Treu, es geht mir auch nicht besser, erwiderte der Grasel, darum begeben wir uns zur Ruhe. Heh, Frau Wirthin, Ihr war't wohl so gut, die Hinterkammer für uns in Stand zu setzen?

Ei freilich, das Stroh ist bereits frisch aufgeschichtet und an Decken ist ebenfalls kein Mangel.

Schön Dank für Eure Aufmerksamkeit, wie viel beträgt unsere Zeche?

Der Wirth nannte den Betrag, der Grasel zahlte und entfernte sich mit seinem Lebensretter.

Kaum war er fort, so eilte die Wirthin zum Teichmüller und sagte zu ihm:

Ihr schlaft in unserer Kammer bei meinem Manne, da seid Ihr ganz sicher.

Ist dem Alten wirklich nicht zu trauen?

Noch weniger wie seinem Sohne, er ist viel bösartiger, folglich auch gefährlicher, ein Fuchs ist er, ein Schlaukopf sondergleichen, dessen Schliche so fein ersonnen sind, daß es schwer hält, ihm etwas zu beweisen. Ich möchte aber nur den Jungen kennen, der mit ihm ist, den sah ich noch nie, der Teufel mag wissen, von welchem Regimente der ausriß, um hier die Räuberbande zu vergrößern, ein verwegener Bursche ist's, das muß man ihm lassen, es geschieht Einem ordentlich weh, wenn man denkt, daß der einst hängen wird. Jetzt aber wollen auch wir zu Bette gehen.

Der Teichmüller willigte recht gerne ein, denn bei ihm war das Bedürfniß nach Ruhe kein erheucheltes, sondern ein wirkliches.

Eine halbe Stunde später ruhten das Wirthspaar und Herr Zeiner in den Armen des Schlafes, während die beiden Gäste in der Hinterkammer noch sehr eifrig mit einander verkehrten.

Hören wir, was sie verhandeln.

. . . .

. . . .

Als der Marquis und der Grasel ihre Schlafkammer betraten, begannen sie sich's bequem zu machen.

Der Grasel riegelte die Thür von Innen zu, überzeugte sich, ob die Fensterläden gut geschlossen seien und sagte dann:

Kamerad, Ihr habt Euch bei dem Fremden drüben sehr umstädlich nach dem Hohenstein erkundigt?

Das Schloß und sein Besitzer flößen mir Interesse ein.

Ihr seid ein Blitzbursche, ich bin stolz darauf, Euch mein Leben zu verdanken.

Und ich freue mich, Euch einen Dienst erwiesen zu haben.

Wirklich? Freut es Euch?

Gewiß, doch ist diese Frage nicht ohne eine Beimischung von Egoismus. Ich erwarte nämlich von Euch einen Gegendienst.

Tausend für Einen, der alte Hans ist nicht undankbar, reicht mir die Hand und laßt uns recht nahe zusammen stehen. Ich hoffe, wir Beide werden noch sehr oft Geschäfte mit einander machen.

Es kommt nicht auf die Zahl an, sondern auf das Erträgniß.

Wie klug gesprochen! Ich muß Euch immer mehr bewundern. Ihr seid ganz im Rechte, Ein fetter Fang ist mehr werth wie zehn magere. Nun aber rund heraus mit der Farbe, Ihr habt was vor?

Getroffen, ich habe etwas vor?

Ihr habt es auf den Hohenstein abgesehen?

Richtig, es gilt dem Hohenstein.

Ihr denkt bei dem Unternehmen an mich?

Ich rechne auf Eure Dankbarkeit und auf Eurem Beistand.

Ihr könnt darauf bauen, antwortete Grasel, doch . . . doch . . .

Warum stottert Ihr? heraus mit der Farbe!

Ich wollte nur gesagt haben, daß man von der Dankbarkeit allein nicht leben könne. Das heißt, daß ich für meine Mühe auch einen Lohn erwarte.

Das versteht sich von selbst, umsonst ist der Tod.

Ihr versprecht mir also einen Antheil?

Ihr redet schon von einem Antheil und wißt noch nicht, um was es sich handelt?

Wenn ich es auch noch nicht weiß, so kann ich mir's doch denken.

Ihr seid ein kluger Kopf — doch bevor wir weiter sprechen, gesteht doch, findet Ihr es nicht auffallend, daß wir Beide wie dicke Freunde mit einander verhandeln und uns noch gar nicht kennen?

Meiner Treu, Ihr habt nicht ganz Unrecht. Was mich betrifft, so habt Ihr bereits drüben gehört, wie ich heiße und wer ich bin.

Ihr habt doch drüben nicht gelogen?

Hoho Bursche, du fängst an klug zu werden, du wachserst mir über den Kopf.

Ich denke, wenn man einem Menschen das Leben rettet hat man ein Recht auf seine Offenheit.

Gut denn, ich bin der alte Grasel!

Der Marquis hütete sich bei diesem Namen das geringste Staunen zu verrathen.

Ihr seid also der alte Grasel? wahrscheinlich der Vater des jungen?

Richtig, der Hansjörg ist mein Sohn. Der Spitzbub ist ein berühmter Mann geworden, aber er versteht's, das muß man ihm lassen, er kennt das Geschäft aus'm Fundament.

Er scheint eine gute Schule durchgemacht zu haben?

Das will ich meinen.

Wie es scheint, ist der Apfel nicht weit vom Stamm gefallen?

Der Alte schlug eine Lache auf.

Teufelsbursche, was der für 'ne gute Nase hat. Ich möchte, Ihr wärt mein Sohn.

Habt Ihr an dem Einen noch nicht genug?

Nein! Und ich will Euch sagen warum. Mein Hansjörg versteht zu nehmen, das ist wahr, aber er versteht nicht zu behalten und das ist ein großer Fehler. Wie gewonnen so zerronnen, leben und leben lassen ist sein Wahlspruch, wenn ich das besäße, was er an die armen Leute verschenkt, ich könnte wie ein ehrlicher Mensch leben.

Euer Sohn wird Euch doch nicht darben lassen?

Das eben nicht, allein er ist mir gegenüber nichts weniger als freigebig. Warum bedenkst du deinen Vater nicht besser? fragte ihn einmal einer seiner Kameraden, darauf antwortete der Hallunke: Und wenn ich meinem Alten noch so viel gäbe, er würde das Mausen doch nicht lassen.

Jetzt lachte der Handwerksbursche.

Der Hansjörg hält Euch für eine Katze?

Eine Katze auf zwei Beinen ohne Schnauze, aber mit tüchtigen Krallen.

Nun lachte auch der Grasel.

Ihr kennt mich jetzt? sagte er hierauf zu seinem Lebensretter.

Ich glaube Euch zu kennen.

Nun fangt auch Ihr zu beichten an. Wie heißt Ihr?

Gabriel Spinne.

Welch' ein Name!

Gefällt Euch der Gabriel nicht oder die Spinne?

Gabriel war ein Erzengel und die Spinne ist . . .

Die Spinne ist dasjenige Thier, welchem die Menschen die Erfindung des Webens verdanken.

Seid Ihr von Profession ein Weber?

O nein, ich bin ein Schatzgräber.

Der alte Grasel starrte seinen Lebensretter eine Weile sprachlos an, plötzlich glaubte er die Gedanken des Andern zu errathen und fing neuerdings zu lachen an.

Ein Schatzgräber, rief er, eine herrliche Profession! Ihr geht also im Lande umher und gräbt nach Schätzen? Ha, ha, ha, Ihr seid ein lustiger Kauz. Sagt mir doch, habt Ihr schon viele Schätze gehoben?

Ich gedenke in Hohenstein den ersten zu heben.

Haltet Ihr den Schloßherrn wirklich für so reich?

Wer spricht vom Schloßherrn? Ich rede von einem Schatze.

Den der Schloßherr besitzt.

Warum nicht gar! Mein Schatz ist im Schlosse vergraben, ohne daß es der Besitzer weiß.

Alle Wetter!

Wir schleichen uns heimlich ein und heben den Schatz.

Also ein wirklicher Schatz? So was man sagt vergrabenes Silber und Gold?

Hört mich an, Vater Grasel. Wir werden nach einem Schatz graben, ich kann Euch jedoch weder für Gold noch Silber einstehen.

Euer Geschäft ist sehr gewagt. Man setzt Mühe und Gefahr ein und muß am Ende mit langer Nase und leerem Beutel abziehen.

So arg soll's nicht sein. Für den Fall, daß wir keinen Schatz finden, sollt Ihr eine angemessene Entschädigung erhalten.

In Barem?

Natürlich. Genügt Euch ein Sümmchen von hundert Gulden?

Das läßt sich hören. Habt Ihr das Geld bei Euch?

Warum diese Frage, Vater Grasel? Gedenkt Ihr mir das Geld zu rauben, bevor wir noch den Schatz gehoben haben? Ich trage kein Geld bei mir, gebe Euch jedoch Wort und Handschlag, daß Ihr es schon eine Stunde nach vollbrachter Arbeit erhaltet.

Wann gedenkt Ihr an's Werk zu gehen?

In der nächsten Nacht.

Ich bekomme also in der nächsten Nacht?

Entweder die Hälfte des gefundenen Schatzes oder hundert Gulden.

Topp, ich bin dabei. Eingeschlagen!

Eingeschlagen!

Der Marquis und der alte Grasel schüttelten sich die Hände.

Nun noch etwas, Vater Grasel.

Ich höre.

Wir sind unser Zwei, ich denke, es wird gut sein, wenn wir noch Einen mitnehmen. Wißt Ihr einen starken, verläßlichen Burschen in der Nähe, dem wir vertrauen können?

Der Alte besann sich, dann sagte er:

Hab schon Einen, der Mottinger Micherl geht mit uns.

Wer ist dieser Mottinger Micherl?

Ein sakrischer Bub', auf dem auch mein Hansjörg große Stücke hält.

Er ist auch in allen Fällen brauchbar und verläßlich?

Wir können auf ihn wie auf keinen Zweiten bauen.

Wie für Euch hundert, so bestimme ich für den Mottinger Micherl fünfzig Gulden, finden wir einen Schatz, so erhält Jeder von uns den dritten Theil, seid Ihr zufrieden?

Ja!

Nun weiter. Jetzt wollen wir an die Werkzeuge denken, die wir benöthigen werden, und die Ihr im Laufe des morgigen Tages besorgen müßt.

Was werden wir brauchen?

Erstens einen Schlüssel für alle Schlösser.

Ihr wollt sagen einen Dietrich, ich besitze deren zwei.

Nebschnüre von beiläufig fünfzig Klafter Länge, aus welchen ich zum Theil eine Strickleiter verfertigen werde, und die

so stark sein müssen, daß sie eine Last von mindestens drei Zentnern mit Sicherheit tragen.

Der Seiler von Idolsberg hat vortreffliche Netzschnüre.

Ferner ein Brecheisen, Meißel, Feile, eine kleine Säge.

Und so fort, ich kenne bereits die kleinen Werkzeuge, deren man bei nächtlichen Besuchen gewöhnlich bedarf.

Zwei tüchtige Keulen, die man im Nothfalle statt Hebebäume gebrauchen kann.

Vorräthig, ist Alles bei mir vorräthig.

Ferner benöthigen wir zwei feine Stahlklingen.

Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wozu wir die mitschleppen sollen.

Ihr werdet schon sehen, daß wir sie wirklich brauchen. Weiters besorgt ihr einige Pfunde Kitt von einem Glaser —

Wozu diesen?

Ihr werdet es schon erfahren. Dann eine Blendlaterne, Wachskerzen, Zündzeug und einen kleinen Besen —

Zum Teufel, werdet Ihr nicht auch ein Nudelbrett mitnehmen?

Das nicht, wohl aber einen kleinen Steinkrug mit Weinessig.

Weinessig?! He, Freundchen, fürchtet Ihr, daß einem von uns unwohl wird?

Ich befürchte nichts, als daß Ihr Eines oder das Andere vergessen werdet.

Ihr traut meinem Gedächtnisse wenig zu. Wenn ich Geld zum Einkaufen habe, vergesse ich gewiß nichts.

Ihr sollt morgen Früh meine ganze Baarschaft erhalten nur versprecht mir bis vier Uhr Nachmittags mit dem Mottinger Micherl hieher zu kommen und das Bestellte mitzubringen. Ich werde Euch hier erwarten.

Wir sind in der Ordnung, erwiderte der Grasel, nun

wollen aber auch wir zu Bette, oder besser gesagt, zu Stroh gehen.

Wenige Minuten später wurden auch sie von den Armen des Schlummers umfangen.

Der Traumgott umgaukelte das Strohlager in der Hinterkammer der Waldschenke eben so trügerisch wie den seidenweichen Pfuhl in dem palastähnlichen Hause auf dem hohen Markte zu Wien — dem alten Grasel träumte von Schätzen, dem jungen Marquis von Blanchefleure, von seiner armen Mutter!

Siebentes Kapitel.

Die Schatzgräber.

Am andern Nachmittage, die träge Wintersonne ging eben zeitlich genug zur Neige, setzte sich die Schatzgräber-Expedition in Bewegung.

Der Handwerksbursche lud einen Theil der Werkzeuge in sein Ränzchen, mit welchem er den Mottinger Micherl belastete, in den anderen theilten er sich und der alte Grasel.

Das Kleeblatt schritt nicht gerade auf den Hohenstein los, sondern wählte den Weg auf Gabriel's Verlangen derart, daß man auf jene Felsen gelangte, an welche der rückwärtige Theil des Schlosses stieß, den, wie wir bereits erwähnten, der Kapellenthurm bildete.

Der Marquis hatte am Tage die Gegend vorsichtig rekognoszirt und der eigenen Anschauung nach seinen Angriffsplan entworfen.

Da die Leser zwei Personen dieser gefährlichen Unternehmung, wie wir hoffen, hinlänglich kennen, so bleibt uns die

Skizzirung der dritten übrig, die hier vor ihnen zum ersten Male auf dem Schauplatze erscheint.

Der Mottinger Micherl war ein kleiner, dicker Stöpsel, bartlos, blatternarbig mit blühender Gesichtsfarbe, blonden Haaren und noch blonderen Augenbrauen.

Würde der vierundzwanzigjährige Bursche sich keines so gesunden Aussehens erfreut haben, man hätte ihn für einen Albinos oder Kackerlacken halten können.

Der Mottinger Micherl war überall dabei, wo es was zum Rauben oder Einbrechen gab — Gefahr kannte er nicht, eben so wenig Furcht, wenn er es mit Wesen von Fleisch und Blut zu thun hatte.

Was diesen Menschen besonders auszeichnete, war seine unglaubliche Körperstärke und seine Gefräßigkeit, wenn man im Waldviertel vom Mottinger Micherl sprach, so charakterisirte man ihn mit den Worten: „Der hebt einen Stier in die Luft, erwürgt ihn, und frißt ihn dann mit Haut und Hörnern auf."

Der Micherl kannte seine schwache Seite und hatte sich auch vorgesehen. Er trug daher einen Bündel mit Eßwaaren auf dem Ränzel, um nicht die lange Winternacht hindurch Noth leiden zu müssen.

Auf dem Wege, den man zurückzulegen hatte, ging der Marquis in der Mitte seiner Gefährten und theilte ihnen seinen Plan mit.

Ich habe heute die Oertlichkeit genau in Augenschein genommen. Ich stand auf einer Anhöhe seitwärts vom Schlosse und sah bis in das Innere des Hofes. Wir haben es nicht mit dem bewohnten Theile des Schlosses zu thun, sondern mit dem rückwärtigen Thurm, in welchem sich die Kapelle befindet.

Der Schatz liegt also in der Kapelle? fragte der Grasel.

Dort hoffe ich ihn zu finden. Der Thurm hat ein kegelförmiges, stark abschüssiges Schindeldach, dessen rückwärtiger Theil in der Höhe von vier Klaftern von einem Felsenhang

überwölbt wird. Der Felsen ist vorne wohl kahl, allein weiter rückwärts, ungefähr fünfzehn Schritte vom Rande stehen mehrere Tannen, an eine oder die andere kann man bequem einen Strick befestigen, an dem man sich dann mittelst einer Art Strickleiter auf das Dach hinabzulassen im Stande ist.

Alle Teufel, das ist ein schönes Stück Arbeit! rief der Grasel.

Passirt, meinte der Mottinger, hab' aber schon halsbrecherische Partien mitgemacht. Zum Beispiel in Rötz, wo wir wohl bei der Kirchenthüre hineinkamen, aber beinahe erwischt, durch den Thurm entfliehen mußten, jene Höllennacht im Rötzer Kirchthurm vergeß' ich in meinem Leben nicht.

Nun hört mich weiter an. Der Erste, der hinabsteigt, wird in das morsche Schindeldach ohne Mühe eine Oeffnung machen und zwar so nahe als möglich dem Gesimse, damit man nicht erst vom Dach auf den Boden zu klettern nöthig hat. Hat er den Boden erreicht, so zündet er das Licht in der Laterne an, und überzeugt sich, ob von da eine Treppe hinab oder eine Thüre zu einer Treppe führt. Findet er einen dieser Fälle, so schüttelt er die Leiter, an welcher er hinabstieg und dies wird das Zeichen sein, daß die Andern ihm folgen. Trifft er aber auf unerwartete Hindernisse, auf eine ungewöhnliche Bauart des Thurmes, welche ein Hinabgelangen in die untern Räume nicht erlauben würde, so schüttelt er eine zweite Schnur, welche wir neben der Leiter herlaufen lassen und dies wird als Zeichen gelten, daß er unverrichteter Dinge zurückkehrt. Habt ihr mich verstanden?

Das wohl, aber —

Macht mir nur keine Einwendungen, Vater Grasel, und vergeßt nicht, daß mir keine Strickleiter zu Gebote stand, als ich zu Euch hinabstieg, um Euch dem sicheren Tode zu entreißen.

Von Furcht ist bei mir keine Rede, aber Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth; glaubt Ihr dies Alles ließe sich

ohne Geräusch bewerkstelligen und ohne daß die Hunde im Hofe uns wittern —

Ich denke, wenn wir behutsam jedes Geräusch vermeiden —

Nützt nichts, die Hunde wittern uns —

Während der Marquis und der Grasel hin- und hersprachen, lächelte der Mottinger verschmitzt vor sich hin, bis er endlich für gut fand, sich in das Gespräch zu mischen.

Zerbrecht Euch nicht die Köpfe umsonst, sagte er, wegen der paar Hunde lohnt es sich nicht der Mühe ein Wort zu verlieren, für diesen Fall habe ich mich schon vorgesehen, ich übernehme es, der erste hinabzusteigen und werde dafür sorgen, daß sie uns nicht belästigen.

Nachdem man dieses Bedenken beseitiget hatte, fuhr der Marquis fort:

Haben wir Alle den Boden des Kapellenthurmes erreicht, dann wird es hoffentlich, um in die Kapelle zu gelangen, keiner besonderen Schwierigkeit unterliegen.

Der Schatz ist also in der Kapelle vergraben? fragte der Grasel, dem der Schatz nicht aus dem Kopfe wollte.

Nicht in der Kapelle, sondern in der Gruft unter derselben.

Wißt Ihr die Stelle, wo er liegt?

Die Stelle soll durch einen Grabstein bezeichnet sein, dessen Inschrift die Ruhestätte der Frau Marquise von L'Espine, gebornen Herzogin von Lointier, anzeigt.

Sagt mir doch, fragte jetzt der Mottinger Micherl, woher wißt Ihr dies Alles so genau?

Gabriel antwortete: darin besteht ja die größte Kunst der Schatzgräber von Profession, dergleichen auszukundschaften; manchmal gelingt's und sie erfahren die Wahrheit, manchmal aber werden sie getäuscht und dann war ihre Mühe vergeblich.

Der Micherl schüttelte ungläubig den Kopf.

Ich muß Euch sagen, Herr Gabriel, ich habe keinen Glauben an den Schatz.

Warum nicht?

Weil man in den Grüften keine Schätze begräbt.

Geh, geh, Micherl, ermahnte ihn der Grasel, sei nicht so mißtrauisch.

Ich bin nicht mißtrauisch, versetzte der Weißkopf, aber ich bin kein Freund von Luftschlössern. Außerdem hab' ich vor Friedhöfen und Grüften Respekt. Ich könnt' Euch da eine Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe und an die ich zeitlebens denken werde.

Schon gut, wir schenken Euch Euere Geschichte, deren Ergebniß kein anderes sein wird, als daß Ihr Euch fürchtet.

Micherl zuckte über die Rede Gabriel's verächtlich die Achsel und erwiderte:

Ein Spitzbub, der sich vor Menschen fürchtet, er verdient, daß er hänge — daß der Mottinger Micherl keinen scheut, der Fleisch und Blut hat, hat er hundertmal bewiesen.

Ihr glaubt also an Gespenster?

Soll ich etwa nicht glauben, was ich mit eigenen Augen gesehen habe?

Ihr wart damals wahrscheinlich nicht recht bei Sinnen?

Oho! der Mottinger Micherl hat seine fünf Sinne immer beisammen.

Oder Ihr wart benebelt?

Ich trinke nie, wenn ich auf Verdienst ausgeh. Durst kann ich ertragen, Hunger nicht. Ich war damals meiner Sinne so vollkommen mächtig wie jetzt, und ich kann's beschwören mit hundert Eiden, daß ich den Geist gesehen, daß ich ihn gefühlt habe. Es war in Geras.

Still, lispelte der Grasel plötzlich und hielt an, ich höre Geräusch, es sind Tritte, die sich uns nähern.

Ziehen wir uns bei Seite, rieth der Marquis.

Damit wir uns um so sicherer verrathen? Zusammengekauert, nicht gemuckst und nicht gerührt!

Im Nu waren die drei Männer zu Boden.

Das Schneelicht ist uns gefährlich, lispelte der alte Grasel.

Was meint Ihr, wer mag der Herannahende sein?

Es sind deren Zwei.

Sie kommen schon, murmelte jetzt der Micherl, ah, ah, der Gams ist's und der schöne Nazl, ich erkenne sie am Schritt.

Das Kleeblatt verstummte; in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten gingen zwei Jäger an ihnen vorüber.

Als sie dem Gesichtskreise entschwanden, erhoben sich die drei Schatzgräber und setzten sich wieder in Bewegung.

Es war wirklich der Gams und der Nazl, sagte jetzt der alte Grasel, wenn die da sind, so ist mein Hans auch nicht weit.

Was mögen sie da suchen? fragte Gabriel besorgt.

Der Mottinger erwiderte: Ich wette, daß sie weder nach Rosenkränzen, noch nach Gebetbüchern spähen.

Sollten sie es auf den Hohenstein abgesehen haben? meinte der Grasel.

Mein Gott, sie werden doch nicht heute Nacht . . . ?

Saubere Wirthschaft, rief der Micherl, wenn wir mit den Anderen zusammenträfen, vielleicht greifen sie vorne das Schloß an, während wir rückwärts in der Kapelle nach dem Schatz graben? Meiner Treu, da möcht ich lieber beim Schloß wie in der Kapelle sein.

Ich denke, nahm jetzt der Alte das Wort, daß die Beiden nur als Kundschafter umherstreifen, denn gelte es heute noch einen Einbruch, sie würden ganz gewiß nicht mit langen Gewehren bewaffnet sein.

Dieser triftige Grund leuchtete den beiden Andern ein und sie beruhigten sich.

Nach einer abermaligen Wanderung von zehn Minuten machte Gabriel Halt und sagte:

Wir sind an der Stelle.

Die beiden Räuber blieben ebenfalls stehen und blickten um sich, um das Terrain zu überschauen.

Der mit Bäumen bepflanzte Boden war eben.

Hier, sagte Gabriel, ist die Tanne, an welcher wir die Strickleiter und die Schnur befestigen werden. Nähern wir uns dem Rande des Abhanges, doch behutsam, damit Keiner hinabgleite.

Die drei Schatzgräber schlichen nun vorsichtig bis an den Rand — dann hielten sie an — der Felsen zu ihren Füßen war wie abgestutzt und unter ihnen in ziemlicher Tiefe spitzte sich das Dach der Kapelle.

Meiner Treu, es wird ein tüchtig' Stück Arbeit werden — und für nur fünfzig Gulden —

Ich denke, der Schatz . . .

Hört mir mit Eurem Schatz auf, Vater Grasel, ich denke nicht daran.

Schreiten wir an's Werk, unterbrach Gabriel die Unterhaltung, wenn Alles gut abläuft, soll's mir auf einige Gulden mehr nicht ankommen.

Gut, schreiten wir an's Werk.

Du gehst voran, Micherl.

Ich nehme mein Wort nie zurück.

Die Strickleiter und eine gleichlaufende Schnur wurde am Fuße um den Stamm des bestimmten Baumes geschlungen und befestigt, dann ordnete man die Werkzeuge und Requisiten, welche der Mottinger als Avantgarde und Pionnier benöthigte, die beiden Anderen theilten sich in den Rest.

Wir sind also marschfertig?

Bis auf Eines, versetzte Micherl, ich bedarf der Stärkung, und muß einige Bissen zu mir nehmen.

Welch' ein Aufenthalt?

Wollt Ihr, daß ich mitten in der Arbeit umsinke?

Ohne sich um die Gefährten zu kümmern, ließ er sich auf dem Schneeteppich nieder und begann seinen Mundvorrath zu verringern.

Der Marquis mußte seiner Ungeduld gebieten, denn der Grasel rieth ihm dazu, indem er sagte:

Laßt ihn gewähren, denn Ihr würdet Euch vergeblich bemühen, ihn davon abzuhalten.

Was der Weißkopf in der Eile verschlang, ließ die Dunkelheit nicht erkennen, erst als die Hälfte seines Vorrathes verschwunden war, fuhr er sich mit dem Aermel über den Mund, erhob sich und sagte:

So, meine Freunde, jetzt gehen wir an die Arbeit!

. . . .

Der Mottinger Micherl entfaltete die Strickleiter, prüfte die Stärke einiger Querschnüre, und als er sich von deren Festigkeit überzeugt hatte, ließ er die Leiter in die Tiefe sinken.

Sie ist lang genug, murmelte er, denn ich hörte sie auf das Dach fallen!

Hierauf nahm er die Nebenschnur in die Rechte, legte sich am Felsenrand auf den Vorderleib und schob sich so lange vorwärts, bis er mit den Füßen die erste Leitersproße fühlte, wobei ihm die Schnur zum Halt diente. Nun begann er hinab zu klettern und ließ die Nebenschnur in dem Maße, als er sich von Oben entfernte, durch die hohle Hand gleiten.

Die beiden Andern hatten sich während dieses waghalsigen Spazierganges unweit vom Rande des Abhanges auf den Boden gekauert; der Grasel hielt die Schnur, an welcher die Strickleiter befestigt war, der Marquis die andere, das Gefühl mußte in der Dunkelheit dem Auge zu Hilfe kommen und sie erkennen lassen, ob der Mottinger das verabredete Zeichen mit dieser oder jener Schnur geben würde.

Meine Schnur, murmelte der Alte, erhält sich in der stärksten Spannung, ein Beweis, daß er noch nicht auf dem Dache angelangt ist.

Todesstille — kein Geräusch störte das Schweigen der Nacht.

Eine bange Minute verstrich.

Die Spannung der Schnur läßt bei mir nach.

Bei mir, antwortete der Marquis, nimmt sie zu.

Er hat demnach auf dem Dache bereits festen Fuß gefaßt und bedient sich der Nebenschnur als Handhabe.

Neues, fast ängstliches Lauschen von Seite der beiden Männer — das Schweigen währt fort.

Der Micherl muß mit Sammtpfoten arbeiten, lispelte der Alte, unten ist Alles wie ausgestorben, nicht einmal die Hunde wittern ihn.

Die Dachdecke ist morsch, das wird ihm wohl zu Statten kommen.

Mehrere Minuten verflossen.

Halt, sagte jetzt Gabriel, meine Schnur fängt auch an, schlaff zu werden.

Bravo, er entbehrt bereits der Handhabe, ein Zeichen, daß er eingestiegen und schon unter dem Dache auf dem Boden angelangt ist.

Aufgepaßt, nun wird das Zeichen bald erfolgen!

Nach einer abermaligen Pause begann die Schnur, an welcher die Leiter hing, in Schlangenwindungen sich zu bewegen.

Er ruft uns schon

Richtig, ruft er uns.

Nun, Vater Grasel, macht Euch auf den Weg.

Vater Grasel machte sich aber nicht auf den Weg, sondern blieb am Boden kauern.

Was habt Ihr, warum geht Ihr nicht?

Ich lasse Euch den Vortritt.

Macht keine schlechten Witze, sondern schaut, daß Ihr hinabkommt.

Ich hab's schon gesagt, Ihr müßt voran.

Und ich sage Euch, daß Ihr vor mir unten sein müßt.

Warum besteht Ihr darauf?

Ich will Euch die Wahrheit bekennen: ich trau Euch nicht. Der Mottinger Micherl ist ein Spitzbube, der seines Gleichen sucht, doch ist er ein aufrichtiger Spitzbub — Ihr aber seid schlecht und falsch. Ihr wollt der Letzte sein, damit

Ihr uns in der Gewalt habt, dem muß ich vorbeugen, darum marsch voraus, macht nicht, daß ich gezwungen bin, Euch das zu nehmen, was ich Euch gestern gerettet habe, das Leben nämlich.

Die entschiedene Sprache Gabriel's imponirte dem Räuber.

Ihr nehmt die Sache sehr ernst, murmelte dieser.

So ernst als man es bei Leuten Euresgleichen, in Lagen, wie die gegenwärtige, nehmen muß.

Der Mottinger ist ein leichtfertiger Bursche, der für ein paar Gulden sein Leben in die Schanze schlägt, ich bin bedächtiger und klüger; ich denke, bei einer Gefahr wie die unsere ist, könntet Ihr wohl, wenn's mit dem Schatze fehl schlägt, die versprochene Summe verdoppeln.

Ich lasse nicht mit mir feilschen, auch ist jetzt keine Zeit dazu, seht, die Strickleiter bewegt sich wieder, der Mottinger ruft uns zum zweiten Male, daher vorwärts ohne Zögern.

Der Grasel glaubte in der Hand seines Lebensretters jenes spitze verhängnißvolle Werkzeug zu bemerken, dessen man sich in der Regel bedient, wenn man Jemandem geräuschlos den Garaus machen will und fügte sich nun dem gebieterischen Willen seines Lebensretters.

Dem Beispiele des Mottinger folgend, legte auch er sich am Abhange auf den Vorderleib und schob sich dem Rande zu, um die Strickleiter zu erreichen.

Gabriel harrte einige Minuten und folgte dann, ohne erst ein Zeichen abzuwarten, dem Andern.

Zum Teufel hinein, wo bleibt Ihr so lange? Mit diesen Worten empfing der Mottinger den Alten.

Meinst du, man könne die Leiter herabfliegen? Es ist ein Höllenweg! Nun, wie sieht es da aus?

Ich bin mit dem Ergebniß zufrieden, eine Treppe führt von diesem Boden hinab, wohin? habe ich noch nicht untersucht. Ah, da kommt schon der Dritte!

Gabriel kroch eben durch die Lucke herein.

Da Vater Grasel, haltet ein wenig die Laterne.

Was gedenkst du zu thun, Micherl?

Ich werde zur Vorsorge das Ende der Leiter und der Schnur an dem Sparren da befestigen, damit wir doch im Besitze der Strickleiter bleiben, wenn im Walde was Unerwartetes vorginge.

Während Mottinger dies ausführte, suchte Gabriel zu Athem zu kommen und der Alte horchte hinaus, ob er nicht die Hunde bellen höre?

Er vernahm nichts.

Nun in Gottes Namen vorwärts, sagte Gabriel, dessen Brust immer beengter wurde, je näher er dem Ziele kam.

Die Schatzgräber schlichen nun, den Grasel mit der Blend-Laterne an der Spitze, die schmale Treppe hinab.

Man langte vor einer geschlossenen Thüre an.

Nimm die Laterne, Micherl, auf das Oeffnen der Schlösser versteh ich mich am besten, ehe eine Minute verfließt, muß die Thüre auf sein.

Der Alte hielt Wort, die Treppe mündet in eine Gallerie.

Tretet sachte auf, hauchte Mottinger den Andern zu, wir befinden uns bereits in der Kapelle, dieses hier ist das Chor, meiner Treu, da steht noch die Orgel.

Die Schatzgräber hielten an.

Mottinger spähte jetzt nach der Treppe, welche gewöhnlich Chor und Schiff verbindet und öffnete zu diesem Behufe in etwas die Blende der Laterne.

Der Lichtschein erhellte das Dunkel und Gabriel sah hinab in die Kapelle, die gegenwärtig mehr einem Speicher wie einem Gotteshause glich.

Jetzt hatte der Micherl in der einen Ecke eine Oeffnung erblickt, ging darauf los und winkte dann die Andern zu sich.

Hier ist die Schneckenstiege, die hinabführt, lispelte er, folgt mir.

In demselben Momente erhellte von Unten herauf ein Lichtschein die Kapelle.

Die Schatzgräber fuhren zusammen — der Alte entriß dem Mottinger die Laterne und verbarg sie unter seinem Kleide.

Der Lichtkreis verbreitete sich immer mehr.

Jetzt trat wie aus einer Nische eine weiße Frauengestalt heraus, deren Haupt ein Schleier umwallte.

Die Erscheinung trug in der Linken eine Ampel, welche jenes Licht verbreitete.

Der Grasel bebte, der Micherl sank bleich, wie ein Gespenst auf die Knie und zitterte wie Espenlaub.

Es war merkwürdig zu sehen, wie dieser Räuber, der sich furchtlos über Felsen schwang, der Menschen gegenüber kein Atom von Furcht kannte, wie er dieser nächtlichen Erscheinung gegenüber in Angst zerfloß und sich wie ein Kind an Gabriel's Kleid klammerte, gleichsam bei ihm Schutz suchend.

Es war noch merkwürdiger zu hören, wie dieser Mensch, der niemals betete, nie an seinen Schöpfer dachte, der der Todesgefahr entgegen ging wie einem Tanze, als ob es keinen Himmel und keine ewige Verdammniß gebe, wie er in diesem Momente Gebete murmelte und alle Heiligen anflehte, deren er sich in seiner Herzensangst zu entsinnen vermochte.

Gabriel hielt sich an die Wand gedrückt und verfolgte mit seinem Blicke die weiße Frau, welche langsam und geisterhaft einher schwebte.

Was war es, was die Brust des jungen Mannes in diesem Augenblicke so hoch hob, seine Adern anschwellen machte und ungekannte Gefühle sein Herz durchströmen ließ?

Er wußte es nicht, er vermochte sich keine Rechenschaft darüber zu geben; er behielt nur die Erscheinung im Auge, damit ihm keine ihrer Bewegungen entgehe.

Jetzt blieb die Gestalt stehen — wendete das Antlitz da-

hin, woher sie gekommen war, knieete wie vor einem Altar nieder und schlug ein Kreuz; hierauf erhob sie sich, schwankte einer Thür zu, die erst durch den Lichtschein ihrer Lampe aus der Dunkelheit hervortrat — Gabriel hörte, wie die Thüre in den rostigen Angeln knarrte — dann war die Erscheinung verschwunden.

Jetzt fingen die Hunde draußen zu bellen an; dieses Geräusch weckte die beiden Räuber aus ihrem Entsetzen vor dem Ueberirdischen und mahnte sie an die irdische Gefahr, die ihnen vielleicht drohte.

Laßt uns zurückeilen, stammelte Mottinger, um Gotteswillen, laßt uns zurück in den Wald, hier ist's schauerlich und unheimlich.

Seid kein Hasenfuß, mahnte Gabriel, die Hunde bellen die Frau an, ich denke, dieser Lärm dient uns zum Vortheil, diese Frau gehört offenbar zum Schlosse . . .

Eine Frau, ja, es war eine Frau, aber was für eine Frau! Ohne Blut und ohne Leben, ein Gespenst war's, ein Unglück verheißendes Gespenst! O, warum war ich so thöricht, mich in diesen Handel einzulassen; ich hab' nicht umsonst vor Kirchhöfen und Grüften Respekt, so oft ich noch an diese Orte kam, hat's noch immer Unglück gegeben.

Klagt nicht und schämt Euch, um diese Zeit wandeln noch keine Gespenster und selbst wenn es eines war, so ist es jetzt fort und Ihr habt keinen Grund, Euch fürder zu fürchten. Nun, Vater Grasel, warum bleibt Ihr stumm?

Ich bin kein Hasenfuß, versetzte der Alte mürrisch, ich hab' in meinem Leben schon Manches mitgemacht, aber eine Nacht wie die heutige, habe ich noch nicht erlebt.

Gabriel nahm die Leuchte, welche der Alte noch immer unter seinem Kleide verborgen hielt, und sagte:

„Folgt mir, wir sind dem Ziele näher als ihr glaubt!“

Die Räuber, von dem gehofften Gewinnste angelockt, widerstanden nicht länger und schritten stumm und in Erwar-

tung der Dinge, die sie an diesem Orte noch erleben sollten, hinter dem Marquis einher.

Man langte unten in der Kapelle an; die beiden Räuber hielten sich hart hinter dem Marquis.

Dieser entfaltete vorsichtig die Blende der Leuchte.

Was thut Ihr, grollte der Mottinger, man wird von Außen den Lichtschein bemerken.

Seht Ihr an den Wänden Leichensteine?

Wenn Ihr nach Gräbern sucht, so geht dahin, woher das Gespenst kam, und Ihr werdet Sie finden, denn daß dies Gespenst einem Sarge entstieg, darauf könnt Ihr hundert Eide ablegen.

Der Marquis folgte dem Rathe, ohne die Ansicht des Rathgebers zu theilen.

Jene Stelle, vor welcher die Erscheinung niedergekniet war, zeigte die Ueberreste eines Altars, der nur noch durch die hinanführenden Stufen kenntlich war. Links und rechts von demselben befanden sich zwei niedere gewölbte Eingänge; als die Schatzgräber einen davon überschritten, bemerkten sie eine morsche schadhafte Fallthüre, die geöffnet eine abwärts führende Treppe sehen ließ.

Gabriel wurde freudig bewegt, faltete dankend die Hände und murmelte:

Gott sei gelobt und gepriesen, ich bin am Ziele, diese Stufen führen hinab in die Gruft.

Achtes Kapitel.

Der Schatz.

Die drei Schatzgräber langten in einem feuchten dumpfen Raume an, der so wie Alles, was sie bisher in diesem Thurme angetroffen hatten, die Spuren der äußersten Verwahrlosung an sich trug.

Ehedem mochte dieser Raum wohl den Namen einer Gruft verdient haben, jetzt war's ein Keller oder vielmehr eine Höhle, deren Fußboden hie und da mit Steinplatten belegt, deren Wände mit Mauerwerk gefüttert und hie und da mit Marmortafeln versehen waren.

Gabriel ließ die Leuchte ihr volles Licht entfalten, doch reichte dessen Kreis noch immer nicht hin, die Dunkelheit ganz zu verscheuchen, diese flüchtete sich in die ferneren Theile des unterirdischen Gewölbes und gähnte von dorther die Schatzgräber schwarz und unheimlich an.

Der Marquis wendete sich zu seinen Gefährten und sprach:

Ich werde nun die Stelle suchen, wo der Schatz begraben liegt, bleibt hier auf dem Platze und betet indessen zu dem Schöpfer, daß er unser Werk gelingen lasse.

Der arme Mottinger Micherl, mit dem Eintritte in die Gruft wuchs seine Furcht zu einem noch höheren Grade heran, seine sonst lebhaft gerötheten Wangen färbten sich weiß wie Kreide, die Verwegenheit, die ihm stets aus dem Auge blitzte, war verschwunden, seine Stirne zeigte Furchen, die Düsterkeit und Sorge verriethen.

Seit dem Eintritte in die Gruft war dieser Räuber ein Anderer geworden, moralisch entkräftet, entmannt stand er da, Gabriel hatte ihm zu beten befohlen und der Mottinger Micherl betete.

Die Furcht ist epidemisch — auch der alte Grasel fühlte sich unheimlich, wenn auch nicht in so hohem Maße wie sein Genosse. Der Leichenduft roch auch ihm in die Nase und betäubte ihn.

Hätte es einer Kirche gegolten, die Räuber würden vor dem Allerheiligsten nicht zurückgebetb haben, hier aber war's der Tod, der sie angähnte; das Gespensterthum mit seinen Schrecken und Unheimlichkeiten durchzitterte ihre Herzen, Gottesfurcht kannten sie nicht, dagegen waren sie Sklaven der

Geisterfurcht — Religion war ihren Herzen fremd, der Aberglaube knechtete sie.

Während Micherl betete, Grasel düster vor sich hinstarrte, leuchtete Gabriel die Wand an, um der Reihe nach die Inschriften der Marmortafeln zu entziffern.

Seine Brust wogte, seine Hand zitterte; wenn der Bruder seiner Mutter die Wahrheit sprach, so mußte er hier das Grab Derjenigen finden, die ihn unter ihrem Herzen trug, die er noch heute, zwanzig Jahre nach ihrem Tode, so innig liebte, wie nur ein Kind seine Mutter lieben kann.

Bedächtig von Stein zu Stein schreitend, las er eine Inschrift um die andere, hier ruhte eine „gräfliche Gnaden," daneben eine „in dem Herrn entschlummerte Freiin," dann kam eine „tugendsame Jungfrau, die der grausame Tod entführte," und so die Reihe fort, eine getreue Inhaltsanzeige modernder Geschlechter, vergangener Größe, verschwundenen Lebens.

Eine der Längenwände war ohne Erfolg durchforscht und der Marquis gelangte an die kurze Wand, die dem Eingange gegenüber lag.

Je mehr er las, je weiter er schritt, desto näher rückte die Jahreszahl jener Zeit, wo seine Mutter starb — die Gräber reihten sich in ihrer chronologischen Ordnung aneinander und die Reihe war bereits bis zum Jahre des Herrn 1760 vorgerückt.

Sollte vielleicht schon der nächste Marmor das Grab seiner Mutter bezeichnen?

Gabriel getraute sich kaum mit der Leuchte an den Stein zu rücken, das Bangen der Ungewißheit, die Furcht vor Enttäuschung lähmten seinen Arm — endlich strengte er sich zur Bewegung an, der Lichtschein fiel auf die Marmortafel, er las und seine Zuversicht sank wieder — die Inschrift kündigte nicht, was er suchte.

Noch ein Stein, es war der letzte an dieser Wand, er zeigte die Jahreszahl 1790 und im Grabe zu seinen Füßen

ruhte derjenige Besitzer von Hohenstein, von dessen Erben der Herzog von Lointier das Schloß gekauft hatte.

Gabriel schritt rasch auf die zweite Längenwand zu — er fand keine Tafel mehr.

Heiliger Gott, murmelte er, sollten all' meine Mühe, all' meine bange Angst und Herzenspein umsonst gewesen sein? Sollte mein Onkel mich mit einer Lüge bedient, um meiner nur los zu werden? Wenn ich hier das Grab meiner armen Mutter nicht finde, wo ist es dann? Warum verheimlichen die grausamen Verwandten es heute noch vor mir? Oder sollte meine Mutter noch leben? Sollte sie verkümmern in irgend einem Kloster oder gefangen sein in einem Versteck? Statt sich zu enthüllen, wird das Räthsel immer unlösbarer, statt zum Ziele zu gelangen, entfernte ich mich von demselben immer mehr.

Während dieser trostlosen Betrachtungen schritt der Marquis längs dieser Wand dahin, plötzlich machte er Halt, sein Blick fiel auf eine Marmorplatte, die besser erhalten war wie die andern, deren Inschrift aus erhabenen, metallenen Lettern bestand.

Gabriel überflog die Zeilen, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, er zitterte an allen Gliedern, sein Herz drohte das Gehäuse der Lebensfeder zu sprengen, seine Sinne verwirrten sich, er sank in die Knie und küßte mit Inbrunst den Stein, der die sterblichen Ueberreste seiner armen Mutter bedeckte.

Die beiden Räuber hatten ihren Platz in der Mitte der Gruft nicht verlassen.

Anfangs zaghaft, später verwundert, betrachteten sie das Gebahren Gabriel's.

Er sucht den Schatz, flüsterte der Alte.

Ich fürchte, er wird ihn nicht finden, antwortete Micherl.

Je mehr ich ihn kenne lerne, desto mehr gewinne ich die Ueberzeugung, daß er nicht ist, wofür er sich ausgibt.

Die Erkenntniß bei Euch kommt jedenfalls sehr spät.

Er hat uns zu einem Unternehmen verleitet, das uns übel bekommen kann.

Vergeßt nicht, daß Ihr ihm Euer Leben schuldet, gleichviel, ob er unsers Gleichen ist, oder ein ehrlicher Mensch.

'S ist wahr, er hat so was gethan, allein wer weiß, ob ich nicht auch ohne ihn gerettet worden wäre.

Vater Grasel, Ihr müßt kein Schuft sein, wenn ich mich Eurer Freundschaft nicht schämen soll.

Da, seht 'mal hin, jetzt sinkt er auf's Knie und küßt die Erde...

Gott sei Dank, er hat die gewünschte Stelle gefunden, nun werden wir bald wissen, woran wir sind.

Einige Minuten vergingen, Gabriel erhob sich und winkte die Anderen zu sich.

Ihr seht, redete er sie an, ich war gut unterrichtet, die Tafel an der Wand kündet, daß hier die Ruhestätte der Frau Marquise von L'Espine, gebornen Herzogin von Lointier ist. Unter der Steinplatte, auf der jetzt mein Fuß steht, ruht der Schatz, den wir heben müssen.

Warum schüttelt Ihr den Kopf, wandte er sich barsch zum Grasel.

Ich will Euch's sagen, ich hab' ein Bedenken, ein gerechtes Bedenken, und der Micherl wird, wenn er es hört, derselben Meinung mit mir sein. Wir suchen einen Schatz, nicht wahr? Hier aber ist ein Grab, wo man, ich weiß nicht wann, eine Frau eingesargt hat. Ich frag' Euch nun, wie könnt Ihr hoffen, da einen Schatz zu finden, wo man nur eine Leiche hineingelegt hat?

Ich will Euch das Räthsel lösen, und wie ich hoffe, zu Eurer beiderseitigen Zufriedenheit. Die Marquise L'Espine besaß im Leben einen Schmuck von sehr hohem Werthe, mit diesem Schmucke geziert, wurde ihre Leiche beigesetzt.

Sapperment, rief der Grasel, das ist ja Raub und Grabesschändung —

Schreckt Ihr davor zurück?

Ihr sagtet ja, wir würden nur einen Schatz heben?

Nun, ist dies nicht etwa auch ein Schatz? Verschont mich mit Eueren Einwendungen im letzten Momente, sie entspringen ohnedem nur Eurer Habsucht. Vergeßt nicht, daß Ihr mir zu Dank verpflichtet seid, und erinnert Euch, daß Ihr es mit keinem Knaben zu thun habt. Frisch an's Werk, diese Steinplatte muß weggehoben, das Grab muß geöffnet werden.

Mottinger war gleich gehorchend bei der Hand und der Alte, dem es nicht gelang, seinen Genossen gegen Gabriel einzunehmen, mußte sich abermals fügen.

Wie Ihr seht, nahm der Marquis das Wort, ist die zu beseitigende Platte in ein viereckiges Lager von Stein eingefügt und die Klinse verkittet. Eine lange Reihe von Jahren hat die weiche Masse zu Stein verhärtet. Um die Platte zu lockern, nehmt den mitgebrachten Weinessig, gießt ihn ringsum vorsichtig auf den Kitt und zerschneidet ihn dann mit den biegsamen Stahlklingen, indem Ihr Euch derselben wie einer Säge bedient. Habt Ihr mich verstanden?

Ja!

Mottinger nahm den Steinkrug mit Weinessig, Grasel zündete neben der Laterne noch eine Kerze an und stellte sie in die Mitte der zu beseitigenden Platte. Hierauf begann die Anfeuchtung des Kittes, wie Gabriel es angab und dann die Zersägung desselben.

Diese Arbeit, bei welcher auch der Marquis mithalf, währte fast eine Stunde.

Nach deren Beendigung begann man, indem man sich der mitgebrachten Instrumente, wie Keile und Hebel bediente, den Stein zu lüften und in seinem Lager zu erschüttern.

Um ihn zu entfernen, entschloß man sich, ihn bei Seite zu schieben, was nach einer ungeheuren Anstrengung von Seite der drei Schatzgräber gelang.

Wer diese Männer in der kaum bis zum Dämmerschein erleuchteten Gruft arbeiten sah, ohne daß einer oder der andere

von ihnen auch nur ein Wort sprach, mit einer Hast und Eile, daß der Schweiß ihnen aus allen Poren drang, wer sie unter der Wucht des Steines athmen, keuchen und ächzen hörte, der hätte meinen mögen, den unglücklichen Sohn des Aeolus verdreifacht zu sehen, der für seine vielen Verbrechen in der Unterwelt verurtheilt wurde, einen schweren Stein einen steilen Berg hinaufzuwälzen, von dem aber derselbe immer wieder herabrollte, so daß der arme Sisifus nie zum Ziele kam, was aber bei den Schatzgräbern nicht der Fall war, denn sie erreichten ihren Zweck, die Beseitigung der Platte.

Nun rasch die Erde beseitigt, befahl Gabriel.

Der Mottinger Micherl ließ sich erschöpft auf dem Steine nieder, die angestrengte Arbeit zerstreute seine Gespensterfurcht und er gewann seine frühere Unbefangenheit wieder.

Der Teufel soll mich holen, murmelte er, wenn ich nur einen Finger rühre, bevor ich mich durch einige Bissen wieder gestärkt habe.

Er suchte seinen Mundvorrath hervor und begann mit derselben Sorglosigkeit, mit noch größerem Appetite zu speisen wie am Abend im Walde.

Der alte Grasel hatte sich ebenfalls auf einen Stein gesetzt, schaute nachdenkend vor sich hin und schüttelte zeitweilig den Kopf, als begreife er jetzt noch nicht, wie er dazu kam, an dieser Expedition Theil zu nehmen.

Gabriel benützte die in der Arbeit eingetretene Pause, zum Eingang der Gruft zu eilen und hinauszuhorchen, — er hörte nichts; draußen herrschte Leichenstille.

Nun was ist's, fragte ihn Mottinger, als er zurückkehrte, bellen die Hunde?

Nein, antwortete der Marquis.

Es ist ihr Glück, ich hätte sie sonst verstummen gemacht auf ewige Zeiten.

Ihr habt wacker gearbeitet, sagte Gabriel zu den beiden Räubern, es ist meine Pflicht, daß ich Euren erschöpften Kräften zu Hilfe komme. Nehmt diese Summe und theilt Euch

in dieselbe; was ich Euch zusagte, wenn wir keinen Schatz finden sollten, erhaltet Ihr überdies, jedoch erst nach vollendeter Arbeit, denn das Grab muß, nachdem wir es untersucht haben, wieder geschlossen werden wie früher, damit kein Auge erkenne, daß es geöffnet war. Ihr versprecht mir dies zu thun, gleichviel, ob wir einen Schatz finden oder nicht.

Die Räuber leisteten die Zusage und man machte sich an die Fortsetzung der Arbeit.

Sechs Hände wühlten mit Werkzeugen bewaffnet in der Erde, um diese zu beseitigen; die Gräber in den Grüften werden nicht tief gegraben und man erreichte bald den Sarg, der, was sich schon bei der ersten vorgenommenen Sondirung errathen ließ, von Blei war.

Sapperment, murmelte Grasel, am Ende finden wir doch einen Schatz!

Der äußere Sarg sollte wahrscheinlich dazu dienen, die Leiche vor einer schnelleren Verwesung zu schützen, bemerkte Micherl.

Sputet Euch, steigt hinab und öffnet den Sarg!

Gabriel sprach dies, kniete dann am offenen Grabe seiner Mutter nieder und betete.

Das Bild seiner Mutter stand lebhaft vor seiner Seele.

Vergib mir, theure Mutter, flehte er, ohne seinen Gedanken Worte zu verleihen, vergib, daß ich deine Ruhestätte entweihe, es gilt jetzt nach zwanzig Jahren das Räthsel deines Todes zu lösen, und die Ueberzeugung zu gewinnen, ob du eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben? Wehe den Mördern, wenn ich eine Spur des letzteren entdecke.

Der Deckel des bleiernen Sarges ist geöffnet! meldete Grasel aus dem Grabe.

Gabriel erhob sich rasch und sagte:

Kommt herauf, nun ist's an mir den hölzernen Sarg zu erschließen.

Der Alte schwang sich aus der Grube, um seinem Lebensretter Platz zu machen.

Während nun dieser unten beschäftigt war den hölzernen Deckel zu lüften — lagen die Räuber zu beiden Seiten des Grabes der Länge nach auf den Vorderseiten ihres Körpers auf der Erde, beleuchteten, der eine mit der Laterne, der andere mit der bloßen Kerze, das Innere des Grabes und schauten mit großer Gierde hinab, damit ihnen ja keine Bewegung ihres Gefährten entgehe.

Die Situation war unheimlich und spannend.

Der Deckel ward ohne Mühe vom Sarge gelöst — der Marquis zitterte vor banger Erwartung — die Furcht, nichts zu entdecken, peinigte ihn — er besaß kaum die Kraft, den Deckel zu heben, und oben über den Rand des Grabes hinwegzuschieben.

Im Sarge lag eine Gestalt, das Haupt dicht verschleiert, den übrigen Theil des Körpers mit weißem Linnen bedeckt.

Wunderbar, die Formen prägten sich noch aus, als ob die Leiche erst jüngst beigesetzt worden wäre.

Gabriel streckte die bebende Hand aus, um den Schleier vom Antlitze der Leiche zu ziehen — der Stoff zerfiel unter seiner Berührung wie Staub.

Da erfaßte ihn die Ungeduld, er streifte den Schleier mit flacher Hand hinweg und — ein neues Wunder — er sieht ein Frauenantlitz, das Gesicht einer Todten, aber so frisch, so unversehrt, als ob der Sterbeengel mit ihrem Leben eben jetzt entwichen wäre.

Der Marquis vermag sich nicht zu halten und berührt die Leiche.

Jesus Maria, was ist das?

Die Räuber erschraken vor seinem Rufe.

Er betastete das Antlitz noch einmal — er hat sich nicht getäuscht es ist von — W a ch s.

Er reißt die Hülle weg — keine Spur von einer Leiche — ein Kopf von Wachs, das ist Alles, was er findet.

Der Marquis taumelt auf, er ist unfähig sich auf den Beinen zu erhalten und muß sich an die Grabeswand lehnen.

Die beiden Andern heben ihn aus dem Grabe, er sinkt ohne Besinnung auf den Boden nieder.

. . . .

. . . .

Der Marquis erwachte wie aus einem Traume, Mottinger war mit ihm beschäftigt und der alte Grasel suchte im Sarge nach dem Schatze, ohne ihn zu finden.

Gebt Euch keine Mühe, flüsterte Gabriel mit matter Stimme, Ihr werdet nichts finden; ich wurde betrogen und Ihr mit mir; Euch werde ich für Eure gehabte Mühe entschädigen, wer aber entschädigt mich? Wo soll ich jetzt suchen, was ich hier nicht fand?

Schließt die Särge, bat er seine Gefährten nach einer Weile, gebt die Erde wieder in das Grab und gönnt mir, daß ich mich von dem Schlage, der mich traf, erhole.

Die beiden Räuber machten sich schweigend an die Arbeit; sie fühlten, daß es sich hier nicht um einen Schatz, sondern um ein Geheimniß gehandelt habe, welches sie freilich nicht begreifen konnten.

Statt einer Leiche fanden sie einen Kopf von Wachs und diesen hatte man in einem Doppelsarg beerdigt!

Warum geschah das? In welcher Beziehung stand der schlichte Handwerksbursche, der sich für einen Schatzgräber ausgab, den sie für ihresgleichen hielten, in welcher Beziehung stand er zu jener Todten, deren Leiche in diesem Grabe hätte ruhen sollen?

Es fehlte den Räubern nicht an Stoff zum Nachdenken bei ihrer Arbeit, darum ging sie auch rascher von Statten, sie verrichteten sie mechanisch, ohne daß ihnen ihre Ermüdung oder eine Gefahr einfiel.

Die Särge waren geschlossen und die Erde wieder in die Grube geworfen und so viel als möglich festgetreten.

Ein kleiner Rest, der wegen der Auflockerung übrig geblieben, wurde in eine entgegengesetzte Ecke getragen und dort ausgestreut.

Als es galt, die Steinplatte wieder in ihre vorige Lage zu bringen, half Gabriel mit und ließ dann mit dem mitgebrachten Kitt die Verbindung zwischen der Platte und ihrem Steinlager wieder herstellen.

Um die etwas glänzendere Farbe des Kittes zu beseitigen, wurde er mit feiner Erde bestreut und zum Schlusse die Platte und deren ganze Umgebung mit dem mitgebrachten Besen rein gefegt.

Diese Arbeit dauerte abermals nahe an zwei Stunden.

Bevor man die Gruft verließ, sagte Gabriel zu seinen Gehilfen:

Ich bin heute einem Betruge auf die Spur gekommen, der vor zwanzig Jahren verübt wurde. Statt eines Schatzes habe ich ein Verbrechen entdeckt, man hat ein Phantom begraben und Gott im Himmel mag es wissen, was mit jener armen Frau geschah, deren Namen dieser Marmorstein fälschlich trägt. Erhebt stolz Eure Häupter, der Inhalt dieses Grabes mag Euch das Selbstbewußtsein einflößen, daß es Menschen gibt, denen gegenüber ihr ehrlich und tugendhaft seid. Kommt, laßt uns den Rückweg antreten.

Das Kleeblatt verließ die Gruft, durchschritt die Kapelle, das Chor und langte unter Beobachtung derselben Vorsicht wie früher auf dem Boden des Kapellenthurmes an.

Die kalte, aber frische Luft, welche sie hier einschlürften, bot einen angenehmen, wohlthätigen Wechsel mit der feuchten dumpfigen Atmosphäre der Gruft, welche sie durch mehrere Stunden einzuathmen gezwungen waren.

Man langte bei der Oeffnung an, durch welche man auf den Boden geschlüpft war.

Der Mottinger Micherl entblendete die Laterne, um nach den Schnüren zu spähen, welche er seitwärts befestigt hatte.

Dem Himmel sei es gedankt, murmelte er, da sind sie — ein solcher Querstrich hätte uns noch gefehlt; ohne die Strickleiter wären wir in dem Höllennest gefangen wie die Maus in einer Falle.

Ich sag' es Euch, wendete er sich hierauf zu Gabriel, ich habe das Schatzgraben einmal versucht und nicht wieder; ich groll Euch nicht, Gott bewahre, Ihr seid ein muthiger, aber wie es scheint ein unglücklicher Mensch. Ihr seid auch ein braver Kamerad; wenn Ihr mich einladet, eine Amtskasse zu heben, oder den Klingelbeutel eines Pfarrers zu leeren, so schlag ich ein, aber Schatzgraben thu ich nie wieder.

Während er dies sprach, zerrte er mit ganzer Kraft an den Schnüren, um sich zu überzeugen, ob ihre Befestigung an dem Baumstamm nicht gelockert sei, und gelangte zu einem beruhigenden Resultate.

Es ist Alles in Ordnung, sagte der alte Grasel, tritt bei Seite, Micherl, und laß mich voraus.

Hoho, Vater Grasel, nicht so hitzig, entgegnete der Blondkopf, ich habe den Weg herein zuerst gemacht, ich will ihn auch zuerst hinausmachen, wer den Kopf zuerst in die Schlinge steckt, hat ein Recht, ihn früher aus derselben zu ziehen.

Sich an der Nebenschnur haltend, schlüpfte Micherl durch die Dachöffnung und kletterte dann die Strickleiter gewandt hinan.

Auf sein Zeichen, daß er oben glücklich angekommen, trat Gabriel den gefährlichen Weg an.

Beim Mottinger angelangt, sagte dieser zu ihm:

Ihr habt klug gethan, daß Ihr vor dem Alten heraufkamt, Ihr müßt ihm nicht zu sehr trauen, er ist schlecht genug, zu vergessen, was er Euch schuldet.

Während dem stieg der Grasel herauf.

Als er den Fuß auf fester Erde hatte und die gewohnte Waldluft wieder einathmete, sagte er mürrisch zu Gabriel:

Ich danke Euch für die Bescheerung; Ihr habt mir das Leben gerettet, das ist wahr, ich aber habe das meinige für Euch gewagt, das ist auch wahr, folglich sind wir quitt.

Schlecht gerechnet, Vater Grasel, versetzte Gabriel, Eure Mühe dieser Nacht wird Euch baar bezahlt, was aber ich für Euch gethan, werdet Ihr mir nie bezahlen, denn Ihr habt kein Herz dazu. Da nehmt dies Geld, Ihr seht, ich gebe mehr als ich versprach.

Ihr seid ein braver Mann, entgegnete Micherl, das erhaltene Geld einsteckend, mag Vater Grasel denken was ihm beliebt, auf mich könnt Ihr zählen.

Halt, unterbrach Gabriel plötzlich das Gespräch, indem er mit der Hand nach dem Felsenabhange deutete, was ist das?

Meiner Treu, sagte Mottinger, da unten fängt es an hell zu werden.

Es steigt Rauch auf, rief Gabriel.

Es hat nicht viel auf sich, nahm jetzt der alte Grasel phlegmatisch das Wort, ich habe dem Schuft von Perinell nur ein kleines Andenken hinterlassen.

Jesus, Maria, schrie Micherl erschreckt, er hat Feuer gelegt.

Fort — fort —

Man raffte in aller Schnelle die Schnüre und die Leiter zusammen und floh waldeinwärts, die auflodernde Brunst im Rücken lassend.

Im fernen Osten begann der Morgen zu grauen.

Neuntes Kapitel.

Herr Perinell als zärtlicher Vater.

Welch' ein Netz von Widerwärtigkeiten und Gefahren begann auf einmal das Haupt des Herrn Anton Perinell zu umschließen?

Seit vielen, vielen Jahren lebte er zurückgezogen und unangefochten in seinem Schlangenneste, und nun auf einmal hatte es den Anschein, als solle die Ruhe verscheucht, der Friede begraben werden.

Der Besuch des Teichmüllers, der sich diesmal nicht abfertigen ließ, sondern Herrn Perinell durch Drohungen einschüchterte und zu wissen verlangte, was dieser nicht verrathen durfte, wenn er sich nicht selbst namenlos unglücklich machen wollte, dieser Besuch war das erste Grollen des Gewitters, welches den Schloßherrn in seiner Einsamkeit störte, das zweite hatte er täglich zu gewärtigen, denn daß Robert sich nur zu bald einfinden werde, um zu erfahren, was der Teichmüller nicht erfuhr, erwartete er mit untrüglicher Sicherheit; diesem eben so unangenehm als gefährlichen Besuche ging der nächtliche Brand voraus, der das Dach des Kapellenthurmes verzehrte, diese Brunst war gelegt und niemand anders konnte nach der innigsten Ueberzeugung Perinell's der Brandstifter oder mindestens der Anzettler desselben sein, als der Teichmüller.

Der Elende, so dachte der erschreckte Schloßherr, er hat sich dafür gerächt, daß ich ihn bei mir nicht übernachten ließ, und gab mir einen Vorgeschmack der Folgen seiner Feindschaft, wenn ich sie noch herausfordern würde; aber kann ich anders? Nein, nein, ich werde mich dem Bettelvolk zu Liebe nicht zu Grunde richten und wenn ich noch viel Aergeres wagen müßte. Aber woher mag Robert nur erfahren haben, daß Zeiner nicht sein Vater, daß er vornehmer Leute Kind ist? Welch' ein

Satan war's, der dem Burschen das Räthsel enthüllte? Seit zwanzig Jahren war Alles verstummt und verschollen und plötzlich fängt es zu spucken an wie ein Gespenst, das nach Erlösung sucht? Welch' ein unabsehbarer Abgrund thäte sich vor mir auf, wenn Robert erführe, daß ....

Perinell wagte den Gedanken nicht auszudrücken, machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung, schloß die Augen und zwang sich, seinen Ideen eine andere Richtung zu geben.

Armer Perinell!

Wenn er erst die Gefahr in ihrer ganzen Größe gekannt hätte!

Wenn er erst gewußt hätte, daß diese Fäden, die sich über seinem Haupte zusammengezogen, von anderen gekreuzt wurden, wodurch jenes verhängnißvolle Netz entstand, welches, wenn es über ihm zusammenschlug, ihn völlig vernichtete.

Wenn er erst gewußt hätte, daß Gabriel der legitime Sohn des Marquis L'Espine, der Enkel des Herzogs von Lointier, sich als Feind in seiner Nähe befand? Daß dieser Gabriel das angebliche Grab seiner Mutter untersucht und statt deren Leiche eine Puppe gefunden hatte? Und daß der junge Marquis nun fest entschlossen war, diese peinliche Entdeckung nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern dem Geheimnisse mit aller Energie so lange nachzuforschen, bis es vollkommen enträthselt und der Schleier, welcher ihm das Schicksal seiner Mutter verhüllte, gelüftet sein werde.

Wie gesagt, es war ein Netz von Widerwärtigkeiten, welches plötzlich das Haupt des Herrn Perinell zu umschließen drohte, wenn er nicht die Gewandtheit besaß, den Kopf dem Netze und den Hals der Schlinge zu entziehen.

Des Teichmüllers Robert ließ nicht lange auf sich warten.

Herr Perinell hatte sich von dem Schrecken des Brandes noch nicht ganz erholt, er war in Bezug auf das gegenüber dem jungen Menschen zu beobachtende Benehmen mit sich noch nicht ganz einig, als der ungestüme Mahner schon an der Pforte stand.

Herr Perinell wußte, daß Robert kommen würde, und doch überraschte ihn die Meldung seiner Anwesenheit.

Diesmal ließ er den Einlaßfordernden augenblicklich vor und Robert fand ihn im Lehnstuhle sitzend ganz in derselben Weise, wie der Teichmüller ihn vor vier Tagen verlassen hatte.

Der junge Mensch kannte bereits den Schloßherrn aus den Mittheilungen des Teichmüllers, er wußte, wen er vor sich habe und betrat demgemäß ein nicht unbekanntes Terrain; bei Herrn Perinell war es anders, ihm war der Charakter Robert's fremd, ihm stand der Angriff eines Feindes bevor, den er nicht kannte, den er erst während der Aktion kennen lernen mußte, daher auch der lauernde Blick, die Zurückhaltung, das vorsichtige Pariren und Beiseitetreten im Beginn der Unterhaltung.

Herr Perinell, begann Robert mit einer Würde und Gelassenheit, die der Schloßherr nicht vermuthete, ich setze voraus, daß Sie meinen Besuch erwartet haben, ich kann mir daher jede Einleitung ersparen und gleich zu dem Zwecke meines Hierseins übergehen.

Sie werden mich damit sehr verbinden, antwortete Herr Perinell mit dem Organe eines Kranken, Sie treffen mich sehr leidend, das Unglück, welches mich traf, hat meine ohnehin zerrüttete Gesundheit noch mehr untergraben, ach, mit mir geht es wohl schon dem Ende zu —.

Wenn sich's dem wirklich so verhält, wie Sie sagen, Herr Perinell, dann bedaure ich Sie; doch kann mich Ihr Zustand nicht abhalten, Sie mit meinem Anliegen zu belästigen —

Ach, ich bin davon schon unterrichtet, Ihr Vater. . .

Robert unterbrach ihn:

Mein Vater, sagen Sie? Ist der Teichmüller mein Vater? Ich denke Sie, mein Herr, wissen am besten, daß er es nicht ist.

Hören Sie mich an, junger Mann, versetzte Herr Perinell mit dem Tone der Belehrung, wenn Jemand an einem Kinde so handelt, wie Herr Zeiner an Ihnen, dann hat er

wohl ein Recht, sich dessen Vater zu nennen und dieses Kind hat die Pflicht, ihm dankbar zu sein.

Sie haben Recht, mein Herr, doch wie groß auch die Dankbarkeit des Kindes und die Liebe des Pflegevaters zu dem Kinde sein mag, so hört ihre alleinige Berechtigung in dem Momente auf, wo es sich um die wirklichen Eltern handelt, denen man sein Leben schuldet. Ich werde nie aufhören, die Familie Zeiner zu lieben, zu ehren und ihr dankbar zu sein — ich kann mich jedoch unmöglich entschließen, diesen Gefühlen zu Liebe, auf den Wunsch, meine wahren Eltern kennen zu lernen, Verzicht zu leisten. Sie, mein Herr, wissen, wer meine Eltern sind, ich ersuche Sie demnach, sie mir zu nennen.

Der Schloßherr seufzte, faltete die Hände, indem er die Finger in einander schlang, und fragte:

Haben Sie auch bedacht, was Sie wünschen?

Ja, mein Herr, mein Wunsch ist wohl überdacht und erwogen.

Dann müssen Sie auch Ihre Gründe dafür haben.

Gewiß hab' ich auch meine Gründe dazu.

Was hoffen Sie von Ihren Eltern?

Robert sah den Schloßherrn mit einem Blick an, der ihm das Blut im Leibe erstarren machte.

Wie es scheint, fragte er im gereizten Tone, hegen Sie den Glauben, daß der Eigennutz meine Handlungen bestimme —

Da Sie der Meinung sind, daß Ihre Eltern reich und vornehm *sind* oder *waren*, so können Sie mir meine Meinung nicht verübeln, übrigens will ich damit nicht gesagt haben, daß der Eigennutz allein —

Genug, mein Herr, unterbrach der junge Mann den Schloßherrn, denken Sie, was Ihnen beliebt, doch hüten Sie sich diese Gedanken auszusprechen, sobald Sie meiner Rechtlichkeit nahe treten. Ich bitte Sie mich mit Fragen von Ihrer Seite zu verschonen, denn an Ihnen ist es, zu antworten.

Mein Herr, Sie sind sehr ungestüm —

Sie zwingen mich dazu, indem Sie sich bemühen, mich von diesem Ziele abzulenken.

Sie thun mir Unrecht —

Ich bin bereit, es Ihnen abzubitten, sobald Sie meinem Wunsche nachkommen. Sie haben mich in die Teichmühle gebracht, Sie müssen wissen wer Ihnen das Kind anvertraute.

Herr Perinell glaubte einen Ausweg zum Ablenken gefunden zu haben und antwortete rasch:

Ich leugne es nicht, ich weiß wer Sie mir anvertraute; allein damit ist noch nicht gesagt, daß Derjenige auch wirklich Ihr Vater war —

Keine neue Ausflucht; zwischen Ihnen und meinen Eltern gab es keine Mittelperson, was Sie sagen glaub' ich nicht, Sie waren das Werkzeug meiner Eltern, von Ihnen fordere ich daher Aufklärung.

Wenn ich sie Ihnen aber zu geben nicht vermag?

Dann werde ich die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen —

Der Schloßherr wurde betroffen.

Sie sind also gesonnen gegen Ihre Eltern, vorausgesetzt, daß sie noch am Leben sind, feindlich aufzutreten?

Robert sah den Schloßherrn fragend an.

In Wirklichkeit ist es so, fuhr Herr Anton fort, und ich will es Ihnen gleich erklären.

Als Ihre Eltern Sie nach der Geburt fremden Händen überlieferten, fuhr Perinell fort, mußten sie sicher von wichtigen Umständen dazu veranlaßt worden sein. Seitdem sind fast zwanzig Jahre verflossen und Ihre Eltern haben kein Verlangen getragen Sie zu reklamiren, und haben Ihrer auch nicht in deren Testament, vorausgesetzt, daß sie während dieser Zeit mit Tod abgegangen, gedacht. Daraus glaube ich nun mit Recht folgern zu dürfen, daß Ihre Eltern nie geneigt waren, Sie anzuerkennen; wenn nun Sie das Geheimniß Ihrer Abstammuug gegen den Willen Ihrer Eltern zu erfahren wünschen, so treten Sie gegen dieselben feindlich auf und kein Mensch wird darin einen Beweis von Kindesliebe finden.

Diese Auseinandersetzung machte den jungen Mann verlegen.

Was der Schloßherr sprach war so spitzfindig ausgeklügelt, daß Robert im ersten Momente dagegen nichts einzuwenden vermochte, erst als er eine Weile darüber nachsann, fand er das Unhaltbare des Arguments, und erwiderte:

Wenn man die Pflichten eines Kindes gegen seine Eltern einseitig in's Auge faßt, dann, mein Herr, haben Sie recht — sobald man jedoch auch die Pflichten der Eltern gegen die Kinder erwägt, dann ist mein Verlangen kein feindliches, sondern ein moralisch rechtlicher Akt, den Niemand mißbilligen kann. Man hat mit mir einen förmlichen Handel getrieben, Sie waren der Zwischenhändler, Sie wußten wo ich bin und daß ich lebe, und haben sich während dieser Zeit doch nie um mich bekümmert.

Weil ich Sie in guten Händen wußte, übrigens dürfen Sie nicht vergessen, daß ich und Herr Zeiner übereingekommen waren, Sie stets in dem Glauben zu lassen, daß Sie sein Kind sind — und ich halte es für ein Unglück, daß man Ihnen diesen Glauben geraubt hat. Was geschah, läßt sich nimmer ungeschehen machen, wohl aber kann man mit gutem Willen die bösen Folgen verringern und das Schlimme erträglicher machen. Darum geben Sie meinem Rathe Gehör, lassen Sie ab von Ihren Nachforschungen.

Nimmermehr! Keine Macht der Welt soll mich abhalten, meinen einmal gefaßten Entschluß aufzugeben.

Die Entschiedenheit des jungen Mannes imponirte dem Schloßherrn, er begann einzusehen, daß es ihm nicht gelingen werde, Robert von seinem Vorhaben abzubringen und mußte sich daher gefaßt machen, ihm zu willfahren oder ihn zu täuschen.

Es ist also Ihr unabänderlicher Wille, Ihren Eltern feindlich entgegen zu treten?

Ich thu', was ich nicht lassen kann — ich will sie kennen lernen, ich will wissen, wem ich angehöre.

Was Ihre Mutter betrifft — Herr Perinell seufzte sehr

schwer auf — ist die Erfüllung Ihres Wunsches unmöglich — Ihre Mutter ist todt.

Todt! rief Robert mit dem Tone tiefster Bestürzung.

Sie starb kurz nach Ihrer Geburt —

Und mein Vater?

Dein Vater, mein Sohn, antwortete Herr Perinell, lebt, und du siehst ihn vor dir.

Der Alte sprach diese Worte mit einem feierlichen Tone, wobei er eine Rührung, die sich seiner zu bemeistern schien, zu bekämpfen suchte.

Der junge Mann wich bestürzt zurück.

Sie — mein — Vater? stammelte Robert.

Ja, Robert, ich bin es, und damit du das Geheimniß ganz gelöst erhältst, so wisse, daß nicht Lieblosigkeit, sondern eine feierliche Zusage, die ich deiner Mutter am Sterbebette leisten mußte, mich von dir fern hielt und verhinderte, dich als mein Kind anzuerkennen.

Herr Perinell benutzte die Betroffenheit des jungen Mannes und schilderte ihm die letzten Lebensstunden seiner Mutter in ergreifender Weise, und um seine Angabe zu bekräftigen, verabsäumte er auch nicht, die Gründe darzustellen, welche Robert's Mutter bewogen, ihrem Geliebten das erwähnte Versprechen abzunehmen.

Der junge Mann lauschte fast athemlos den Worten des Greises, er wiederholte in Gedanken gar oft die Worte: Er selbst ist mein Vater! doch fand er in seiner Seele kein Echo dafür, es widerstrebte ihm zu glauben, was er so eben erfuhr.

Ich habe dir nun das Räthsel gelöst, mein Sohn, schloß Herr Perinell seine Mittheilung. Familienverhältnisse deiner guten Mutter waren Ursache, daß wir deine Geburt verheimlichten, und ihre Fürsorge, dich der Rache ihrer Verwandten zu entziehen, bewog sie, mir das erwähnte Versprechen abzunehmen; doch mußt du deßhalb nicht glauben, daß ich dich aus den Augen ließ, ich beobachtete dich, ich bewachte dich aus der Ferne und an meinem Sterbebette, wie ich es deiner Mutter

zusagte, hätte ich dir freiwillig geoffenbart, was du mir jetzt abgenöthiget hast.

Herr Perinell schwieg, Robert blickte düster vor sich hin und sann über das Gehörte nach.

So sehr er sich mit dem Gedanken, daß der Schloßherr sein Vater sei, vertraut zu machen suchte, so widerstrebte es doch seinem Gefühle, daran zu glauben, und er nahm auch keinen Anstand, dieser Abneigung Worte zu verleihen.

Ihre Mittheilung, erwiderte er, erfreut mich eben so wenig, als sie mich befriediget. Wäre Ihr Geständniß freiwillig erfolgt, es hätte mich glücklich gemacht und ich würde keinen Moment an dessen Wahrheit gezweifelt haben.

Du zweifelst doch nicht? fragte der Alte verletzt.

Können Sie mir es verübeln, wenn dies wirklich der Fall ist? Sie haben lange geschwiegen, sprechen jetzt erst, da Sie von mir gedrängt wurden, es ist möglich, daß das, was Sie behaupten, sich auch wirklich so verhält, wie Sie versichern, mein Mißtrauen jedoch ist zu entschuldigen. Worte vermögen mich daher nicht zu überzeugen, ich wünsche Beweise . . .

Herr Perinell unterbrach ihn, indem er aufgebracht rief:

Wie, du wagst es, von mir Beweise zu begehren? Jetzt nach zwanzig Jahren soll ich dir für Thatsachen Beweise liefern, die man damals mit der größten Sorgfalt zu verheimlichen suchte, deren Spuren man zu verwischen trachtete, damit das Geheimniß deiner Geburt vor den Augen der Welt verborgen bleibe? Vergiß nicht, daß du kein Recht hast, Beweise zu fordern, sondern daß du dich gläubig dem fügen mußt, was ich dir sage. Ich bin dein Vater, ich dringe mich dir als solcher nicht auf, widerstrebt es dir, meinen Worten Glauben zu schenken, dann ist es an dir zu beweisen, daß meine Behauptung falsch ist. Stell' mir jenen Menschen, der dir das Geheimniß verrieth, gegenüber, und wir wollen hören, welche Aufklärung er dir zu geben im Stande sein wird?

Die Wendung, die Herr Perinell dem Streite gab, frappirte den jungen Menschen, er vermochte die Behauptung nicht

zu widerlegen, denn er besaß keine Beweise vom Gegentheil — was aber den Mann betraf, der ihm das Geheimniß entdeckt hatte, konnte er ihn dem Schloßherrn gegenüberstellen? Ja selbst in dem Falle, wenn eine Konfrontation zwischen Grasel und Herrn Perinell möglich gewesen wäre, welchen Erfolg konnte sich Robert wohl von der Aussage des Räubers versprechen?

Und doch — so dachte der junge Mann weiter — verdanke ich Grasel die erste Andeutung, was er mir enthüllte, bestätigt sich, er sagte mir, er wisse noch mehr; wie wenn es mir gelänge, ihn zu weiteren Mittheilungen zu bewegen?

In diesem Momente des Nachsinnens fielen dem jungen Menschen die Worte des Räubers ein: „Es wird vielleicht eine Zeit kommen," hatte Grasel zu ihm gesagt, „wo du mich aufsuchen, mir nachlaufen und mich mit aufgehobenen Händen bitten wirst, dir beizustehen und dir zu deinem wirklichen Namen zu verhelfen, ob ich dann geneigt sein werde, es zu thun, weiß ich jetzt nicht!" und siehe da, diese Zeit nahte bereits heran; ohne weitere Enthüllungen von Seite des Räubers mußte er die Angabe des Schloßherrn als wahr hinnehmen, eine Angabe, welcher er keinen Glauben zu schenken vermochte. Sollte er nun Grasel wirklich aufsuchen? Sollte er dem Räuber den Triumph, bei ihm als Bittender zu erscheinen, gönnen?

Nun, was sinnst du, unterbrach Herr Perinell die längere Stille.

Ihre letzte Aeußerung, antwortete Robert, gab mir Veranlassung dazu. Ich kann Ihrer Angabe, daß Sie mein Vater sind, keinen Glauben schenken und Sie fordern mich auf, Ihnen zur Rechtfertigung meines Zweifels jenen Mann entgegen zu stellen, der mir das Geheimniß zuerst verrieth, zwingen Sie mich nicht, dies zu thun, denn Sie setzen mich damit einer Gefahr aus, deren Größe Sie nicht ermessen können; bin ich wirklich Ihr Kind, so zwingen Sie mich nicht, diese Gefahr zu bestehen.

Ich wiederhole, daß du mein Sohn bist; dein Mißtrauen ist nicht geeignet, dir meine Liebe zu erwerben, ich kann dich nicht zwingen, mir Glauben zu schenken; meinst du, dich einer Gefahr aussetzen zu müssen, so thue es immerhin, ich bin nicht in der Lage, dich zurückzuhalten, eben so wenig als ich im Stande bin, dir für die Wahrhaftigkeit meiner Angabe Beweise zu liefern.

Robert erhob sich von dem Sitze, den er eingenommen hatte.

Du gehst? fragte Herr Perinell und heftete einen lauernden Blick auf den jungen Mann.

Ich gehe, antwortete dieser entschlossen, ich muß mich der Ungewißheit entreißen.

Wirst du wiederkehren?

Ob ich die Schwelle dieses Hauses noch einmal überschreiten werde, weiß ich nicht, daß wir uns jedoch wiedersehen, dessen mögen Sie versichert sein.

Was gedenkst du zu beginnen?

Die Zukunft wird Sie darüber belehren.

Der junge Mann schritt gegen die Thüre.

Der Schloßherr kämpfte einen Moment lang mit sich, ob er ihn zurückrufen solle oder nicht, plötzlich durchflog ihn ein Gedanke, er hielt an sich und sah ruhig zu, wie er sich entfernte.

Mag er gehen, murmelte der Alte zornig, was er auch immer unternimmt, ich besitze ein Mittel, ihn verstummen zu machen.

Robert beeilte sich, so schnell als möglich aus dem unheimlichen Schlosse zu kommen; er schritt die Treppe hinab, eilte durch den Gang und wollte eben die Hausflur betreten, als plötzlich ein Schrei zu ihm drang.

Es war der Aufschrei eines weiblichen Wesens, ein Schmerzensschrei, der durch den gewölbten Gang heraufhallte und dem, unheimlich genug, eben so plötzliche Stille folgte.

Der junge Mann blieb überrascht stehen und blickte forschend nach der Seite, woher der Schrei gedrungen war. Er bemerkte nichts, der gewölbte Gang war düster und leer wie früher.

Robert war eben daran, seine Schritte, statt zum Hausthor in den Gang zurück zu lenken, als einer der Hofhunde, von der Kette befreit, gegen ihn losstürzte und ihn sicher erfaßt haben würde, wenn er sich nicht eiligst vor das Schloßthor geflüchtet und wenn er nicht dasselbe hinter sich geschlossen hätte.

Kaum war dies geschehen, so vernahm er auch schon hinter sich den Riegel knarren, der Eingang war abgesperrt und Robert konnte ungefährdet seinen Weg fortsetzen.

Zehntes Kapitel.

Eine Räuber-Unterhaltung.

Wer in einer stürmischen finstern Nacht auf einsamer Wanderung begriffen, wessen Glieder ermüdet und ermattet einer Herberge entgegen lechzen, dem erscheint ein in der Ferne schimmerndes Lichtlein als Erlösungszeichen, so wie dem Piloten auf offener See der Schein des Leuchtthurmes zuwinkt, den Lauf des Schiffes dahin zu lenken.

Der Wanderer schreitet wacker darauf los, und je näher er dem Lichtlein kommt, desto länger werden seine Schritte, desto hastiger wird sein Gang, bis er endlich vor der Hütte steht, deren erleuchtetes Fensterlein ihm zum Leit- und Hoffnungssterne gedient hat.

Aber nicht immer findet der nächtliche Reisende eine gastliche Aufnahme, oft verschließt ihm die Hartherzigkeit das Pförtlein des stroh- und brettergedeckten Paradieses, oft aber

weicht er freiwillig zurück, denn er erkennt einen verrufenen Ort, ein Versteck, wohin sich das Verbrechen flüchtet, um sich vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit zu bergen, und um in etwas aufzuathmen unter der Last der Verbrechen.

Jene Fuhrleute, welche eine und dieselbe Straße häufig befahren und jeden Stein, jede Grube genau kennen, wenn sie ein solches Lichtlein von seitwärts herüber schimmern sehen, treiben ihre Pferde zur größeren Eile an und schlagen sogar ein Kreuz, damit der Herr sie vor bösen Menschen beschütze und bewahre.

Auf der Straße von Meißau gegen Eggenburg finden wir in finsterer Winternacht einen jener langen, schwerfälligen, gegen die Deichsel zu abschüssigen Wagen, deren einzige Bestimmung ist, nach der Residenzstadt die Säuglinge der Rinderwelt zu überführen, die auch jetzt noch, trotz der Einsprache des Thierschutzvereines, auf diesen Gefährten zusammengepfercht und mit herabhängenden Köpfen verladen werden und deren schwerstes Leiden der Tod nicht ist, der ihrer in Wien wartet.

Das Fuhrwerk, welchem wir begegnen, hat sich seiner blöckenden Last bereits entledigt und ist auf dem Heimwege begriffen. Unter dem Nothdache von Rohrdecken sitzt der Lenker des Gespannes und ihm zur Seite ein Passagier, den er von Meißau aus mitnahm, in der Hoffnung, einige Groschen als Fahrlohn zu erhalten.

Die Nacht war finster, der Reisende zur Seite des Kutschers blieb stumm und saß regungslos in seinen Mantel gehüllt.

Auf einmal klopfte er dem Kutscher auf die Schulter und sagte zu ihm:

Halt an, ich werde absteigen.

Wie, Ihr wollt den Wagen schon verlassen? fragte dieser, wohin gedenkt Ihr zu gehen? Wir befinden uns ja auf offener Straße.

Siehst du das Lichtlein dort von der Anhöhe herabschimmern?

Um Gotteswillen, Ihr werdet doch nicht dort übernachten wollen?

Warum nicht?

Weil dort nur schlechte Menschen einkehren, weil dort, wie jedes Kind der Umgebung weiß, nur Räuber zusammen kommen.

Ich fürchte mich nicht, versetzte der Passagier lächelnd, darum halte nur getrost an und laß mich absteigen.

Als der Knecht in seiner fürsorglichen Gutmüthigkeit abermals Einwendungen machte, fiel der Fremde in die Zügel der Pferde und brachte das Gespann zum Stehen.

Hierauf erhob er sich und stieg vom Wagen, und indem er dem Kutscher Geld reichte, sagte er:

Da nimm dein Trinkgeld und fahr' in Gottesnamen weiter.

Nach diesen Worten übersprang der Fremde den Chausseegraben und verlor sich, quer über das Feld gehend, im Dunkel der Nacht.

Das Gefährte setzte sich wieder in seine gewöhnliche schwerfällige Bewegung, der Knecht schüttelte verwundert den Kopf und brummte:

Ein eigensinniger Mensch; der junge Bursch läßt sich keinen Rath gefallen und rennt muthwillig in die Gefahr; jetzt aber muß ich doch sehen, was er mir da in die Hand gedrückt hat?

Er öffnete seine Hand, suchte in der Dunkelheit die Geldstücke zu unterscheiden und rief auf einmal:

Sapperment, das sind ja drei Silberzwanziger, jetzt wo die Silbermünze so rar ist wie ein Rabe im Sommer; drei Zwanziger.

Jesus Maria, unterbrach er sich plötzlich mit einem noch lauteren Rufe, in welcher Gefahr habe ich mich, ohne daß ich es wußte, befunden! Ein Mensch, der bei jetziger Zeit drei

Zwanziger Trinkgeld gibt, der kann niemand Anderer sein als der — Grasel!

Und rasch nach der Peitsche greifend, trieb er seine Pferde zum schärfsten Trabe an, um so schnell als möglich den nächsten Ort zu erreichen und dort die Wundermähr von dem Grasel und seiner Freigebigkeit zu erzählen.

Unbekümmert um die Ueberraschung des Fuhrknechtes hatte indessen der junge Grasel, denn er war wirklich der Passagier gewesen, jene Hütte erreicht, deren erleuchtetes Fenster ihm zum Leitstern diente.

Das Gehöfte saß vereinsamt auf einer mäßigen Höhe, eine kaum fünf Fuß hohe morsche Bretterwand bildete die Umfriedung, jenseits welcher sich niederes Gestrüpp bis gegen den Wald hin ausdehnte.

Die Hütte war alt und verfallen, das Dach zum Theil eingesunken, das dünne Mauerwerk bereits durch Balken gestützt, der ganze Bau leistete kaum gegen Wind und Wetter Widerstand und war auch deßhalb unbewohnt.

Das Gehöfte stand öde und verlassen, nur manchmal erleuchtete sich des Nachts die kleine Fensterlucke und galt den in die Geheimnisse dieser Hütte Eingeweihten als Zeichen, daß Gesellen des Grasel sich hier zusammen gefunden. In solchen Nächten bewachten hundert Augen aus weiter Ferne her die ganze Umgegend, damit kein bewaffneter Arm in die Nähe der Hütte gelange und den dort Versammelten Gefahr bringe.

Die Späher und geheimen Anhänger der Räuber waren stets auf der Huth. Kaum machte eine Streiftruppe sich auf die Beine, so flog auch schon ein Bote übers Feld, um die Räuber von der nahenden Gefahr zu warnen und wenn dann die Hütte umstellt wurde, fand man das Nest leer und nur die zurückgelassenen Ueberreste oft noch warmen Mahles zeugten, daß die Bursche hier gezecht hatten, und zeitlich genug entkommen waren.

Als der junge Grasel in die Nähe der Hütte kam, ließ er einen jener schrillen Pfiffe ertönen, die weithin durch die Nacht gellen und Vertrauten zum Erkennungszeichen dienen; gleich darauf erschien ein Mann in der Thür und rief den Namen: „Hansjörg!“ worauf der Angekommene die Worte sprach: „Ich bin es, Gams!“

Nun trat Grasel in die Hütte.

Ein von rohen Brettern nothdürftig zusammengefügter Tisch, eine schlotternde Bank bildeten die ganze Einrichtung der niederen Stube, welche ihre Beleuchtung einer einzigen Kerze verdankte, die in einer Ecke befestiget war, damit der durch diesen Raum ohne Unterlaß streichende Zugwind sie nicht auslösche.

Der Räuberanführer fand zwei seiner Gesellen anwesend, den Gams und den schönen Nazl, der eigentliche Name des Erstern war Jakob Fähding, der des Letzteren Ignaz Stangl.

Ist der Gföhler noch nicht da? fragte Grasel.

Nein! antwortete der Gams.

Ihr habt ihn doch von unserer Zusammenkunft in Kenntniß gesetzt?

Ich selbst habe mit ihm gesprochen, versetzte der schöne Nazl und er versprach zu kommen.

Dann wird er auch nicht ausbleiben, erwiderte Grasel beruhigt, habt Ihr etwas zum Essen und Trinken mitgebracht?

Stangl stellte einen Handkorb und einen Krug auf den Tisch und das Kleeblatt machte sich über den Vorrath her und ließ sich's wohl schmecken.

Jetzt ertönte von Außen herein abermals ein Pfiff, ähnlich dem, wie ihn kurz vorher der Grasel erschallen ließ.

Ah, das ist er! sagte dieser mit sichtbarer Befriedigung, ohne sich indessen in seiner angenehmen Beschäftigung stören zu lassen.

Fähding begab sich hinaus, den Ankommenden zu empfangen, und trat gleich darauf mit einem kleinen hageren

Greise ein, dessen Säbelbeine ihn wo möglich noch kleiner erscheinen ließen.

Das Antlitz des Alten war freundlich, sein schneeweißes Haar, von vorne nach rückwärts gekämmt, hing lang und seidenweich über den Nacken hinab und verlieh ihm ein fast ehrwürdiges Ansehen.

Wer diesen Mann nicht kannte, hätte ihn für einen frommen Küster oder für den Schulmeister eines Dorfes gehalten, unser Alter aber dachte eben so wenig daran, eine Gemeinde zum Gottesdienste zu laden, als es ihm einfiel, der jungen Nachkommenschaft irgend welchen Unterricht zu ertheilen, den er selbst niemals empfangen hatte.

Vater Christof, so war der wirkliche Name des Greises, stand mit Grasel in vertrauten Beziehungen, und befliß sich der Räuberei, die er mit vieler Sanftmuth und Ergebenheit betrieb, wobei er eine bewunderungswürdige Gemüthlichkeit und Menschenfreundlichkeit entfaltete, die mit seinem Aeußern in harmonischem Einklange stand. Den Spitznamen der Gföhler hatte er von seinem Geburtsorte Gföhl erhalten.

Im Gefolge dieses Räubers befand sich sein steter Begleiter, ein großer Hund, mit langem, zottigen Haar, so weiß wie das seines Herrn.

Dieser Hund von der Größe eines vollkommen ausgewachsenen Wolfes trug eine Stachelkette um den Hals, hatte lange, herabhängende Ohren und eine buschige Ruthe, die er stolz nach aufwärts ringelte.

Der Name des schönen kräftigen Thieres war Motz.

Als der alte Räuber in die Stube trat, drängte sich der Hund vor, sprang auf Grasel los, umwedelte ihn freudig, winselte und begann ihn mit einer rührenden Herzlichkeit zu liebkosen.

Der Räuber streichelte ihm das zottige Fell, klopfte ihm lächelnd den Rücken und sagte:

Schon gut, Motz, schon gut, ich weiß, daß du mich lieb hast, du bist mein braver Hund.

Und das Thier pflanzte sich jetzt, auf den Hinterbeinen sitzend, vor den Räuber hin, fegte mit der Ruthe den staubigen Boden und schaute seinen Freund mit klugen Augen an, als erwarte er dessen weitere Befehle und Wünsche.

Diese erfolgten auch.

Grasel nahm ein Stück Brot, warf es dem Hunde zu und sagte:

So mein Motz, jetzt geh hinaus und sei fein wachsam, damit wir nicht überrascht werden, und hier ruhig verweilen können!

Der Hund fing die ihm zugeworfene Speise in der Luft auf und sprang dann lustig hinaus, als freue es ihn, dem Räuberanführer dienen zu können.

Ich sorge für das Thier mit großer Liebe und Aufmerksamkeit, nahm jetzt der Gföhler das Wort und es hängt auch an mir mit Leib und Seele, jedoch nur in so lange, als du nicht anwesend bist, Hansjörg, kaum erblickt es dich, so kümmert es sich um mich nicht mehr und gehorcht dir, wie mir, seinem Herrn. Wenn ich dich nicht so gerne hätte, Hansjörg, ich möchte eifersüchtig werden, denn der Motz ist mein Alles auf der Welt, mein einzig' Gut, meine ganze Familie.

Greift zu, Vater Christof, sagte Grasel und schob dem Alten Speise und Trank zu, vergönnt mir auch ein bischen Lieb' und wär's auch die von einem Hund.

Hoho, Hansjörg, thu nicht so verlassen und verstoßen, als ob es nicht Leute genug gäbe, die dir anhängen; wo gibt es einen Burschen, der sich wie du rühmen kann, so schmucke Dirnen zum Tanz zu führen; o, ich hab's schon gehört, daß du wieder einen lieben Schatz aufgeschnuppert hast droben in Ober-Höflein.

Der Kukuk, wo habt Ihr das erfahren?

Dem alten Christof und seinem Motz bleibt nichts verborgen. Die Marie ist das schönste Mädl im ganzen Ort,

ihr Vater ist freilich nur der Gemeindehirt, aber was lieg daran? Der Stand macht die Liebe nicht wärmer und das Herz nicht besser —

Ihr müßt das wissen.

Natürlich, versetzte schmunzelnd der Gföhler, ich bin alt genug geworden, um auch in der Liebe Erfahrungen zu machen, o, Kinder, ich bin auch einmal jung gewesen, es ist freilich schon etwas lange her, da hab ich auch Manches mitgemacht und der Christof war Keiner der Letzten, wenn es galt, eine schmucke Dirne zum Tanz zu führen.

Wie, Ihr habt auch getanzt? fragte der Gams.

Meinst vielleicht, meine Säbelbeine haben mich am Tanzen verhindert? Da irrst du, Gams, ich hab' gar manche Nacht durchgehopst und gar viele Raufereien mitgeschlagen, erst als ich älter wurde, habe ich die Lust aufgegeben und mich einem ernsten Geschäfte zugewendet, und meiner Treu, ernst ist's, man muß es klug betreiben, wenn man nicht zu Schaden gelangen will.

Die anderen drei lachten.

Ein Kinderspiel ist's nicht, rief der schöne Nazl, man muß klug zu Werke gehen, wenn man nicht zu Schaden kommen will.

Das will ich meinen, ergriff der Gams die Rede, wir haben auch schon manches Stücklein miteinander ausgeführt und sind gottlob noch überall durchgekommen. Erinnert Ihr Euch an die Nacht vom 18. auf den 19. Mai im vierzehner Jahre, an die alte Schindlerin in Zwettl?

Die sechs- und sechzigjährige Hexe wollte mit ihren Thalern nicht herausrücken und schrie wie eine Eule . . .

Bis ich in's Mittel trat, lachte Fähding; ich band ihr die Hände und Füße, legte sie im Keller auf den Rücken und bedeckte sie mit der federgefüllten Oberdecke derart, daß sie für ihr Lebelang verstummte —

Und vier Tage vorher, erinnerte Stangl, da ging es beim Pfarrer Lamatsch in Modes lustig her.

Auch den, prahlte der Gams, hielt ich im Bett fest, bis ihm der Hansjörg seinen Kirchensack geleert hatte; der Schuft wagte sich zur Wehr zu setzen, und mußte deßhalb gar manchen derben Puff von mir in den Kauf nehmen, ich wette, er trug später einige blaue Flecken als Andenken an die schöne Nacht mit sich.

Genug dieser Erinnerungen, unterbrach Grasel mit düsterem Tone die Unterhaltung seiner Raubgenossen; Leute wie wir dürfen nicht nach rückwärts schauen, am allerwenigsten aber auf Ereignisse, wie jenes in Zwettl war. Deine damalige Unvorsichtigkeit, kehrte er sich zu Fähding, hat mir bereits manche trübe Stunde verursacht; ich verabscheue den Mord, meine Hände sind bis jetzt noch rein von Menschenblut, auch an dem Tode der Schindlerin bin ich unschuldig, und doch wird diese That einst schwer in die Wagschale fallen, wenn ich das Unglück haben sollte, in die Hände der Justiz zu kommen.

Der Gams versuchte die trüben Gedanken des Anführers zu verscheuchen, indem er der Verfolgungen und des Preises spottete, den man in Wien auf Grasel's Kopf gesetzt hatte.

Erspare dir die Mühe, über ernste Dinge zu scherzen, ermahnte ihn dieser traurig, ich fürchte das Sterben unter freiem Himmel nicht, ich bin jeden Tag auf mein Unglück gefaßt und lege mich mit dem Gedanken daran zu Bette; ich bin zwar stets auf der Hut und hoffe mich meiner Haut zu wehren, so lange es angeht, werde mich aber trotzdem durch nichts überraschen lassen, was auch immer kommen mag. Doch genug von dieseu Dingen, wir wollen nun von zweckmäßigeren Angelegenheiten sprechen. Was habt ihr neulich am Hohenstein ausgekundschaftet?

Fähding übernahm es, einen genauen Bericht seiner Rekognoszirung zu geben, und lieferte dem Anführer eine genaue Schilderung der Oertlichkeit von Hohenstein, so daß diesem nichts zu wünschen übrig blieb.

Grasel nickte auch befriediget mit dem Kopfe, und sagte als Jener zu Ende war:

Gut ist's, Gams, man sieht, daß du auch Soldat warst und daß du dich darauf verstehst, bei einem Ort, den man einnehmen will, Alles zu beobachten. Es bleibt nur noch die Frage, ob sich's auch der Mühe lohnt, das alte Nest zu überrumpeln?

Der Schloßherr soll ein Filz, ein Geizhals sein.

So sagen die Einen, bemerkte Grasel, ich habe aber auch schon von Anderen gehört, daß er ein armer Teufel ist, der kein bares Geld besitzt und nur von einer sehr kleinen Rente lebt, die er zugesendet erhält. Wäre Letzteres der Fall, so würde unsere Mühe vergeblich sein, und wir hätten schwere Arbeit umsonst gethan, es ist daher nothwendig, daß wir auch in dieser Hinsicht Sicherheit erlangen und daß wir die inneren Verhältnisse eben so kennen lernen, wie die Oertlichkeit selbst.

In's Schloß sich einzuschleichen ist fast unmöglich, weil das Thor Niemanden geöffnet wird.

Du sagtest mir bereits davon.

Sollte der lumpige Geizhals nicht zu überlisten sein? fragte der alte Christof, den die Unterhaltung erst zu interessiren begann, als die Rede auf das Unternehmen von Hohenstein kam.

Ich will darüber nachdenken, versetzte Grasel.

Und ich auch, sagte der Gföhler, ich hatte in meinem Leben schon manchen klugen Einfall und die Nächte in Reichenbach, Unterthumritz und Zwettenreuth wissen davon zu erzählen.

Hoho, rief der schöne Nazl, Ihr geht mit Eueren Erinnerungen gar in's Elfer- und Zwölfer Jahr zurück.

In Unterthumritz war's ja, wo du die Ringer gebunden hast und sie zwangst, während wir ihr das Geld nahmen, ein Vaterunser nach dem anderen zu beten. Doch wir kommen immer wieder auf vergangene Dinge zurück und ihr wißt, der

Hansjörg mag's nicht hören, sprechen wir daher von etwas Anderem.

Gut gesprochen, Vater Christof, Ihr kennt mich und habt noch nie was gethan, was mir unangenehm gewesen wäre; da nehmt den Krug, trinkt und erzählt uns dann etwas aus vergangenen Tagen, wir wollen einmal ganz vergessen, was wir sind, uns zurückversetzen in verflossene Zeiten, wo wir noch Kinder waren und den schönen Geschichten zuhörten, die uns von den Alten erzählt wurden. Geht, Vater Christof, laßt uns wieder einmal die Geschichte von der Wallfahrtskirche zu „Drei-Eichen" hören, Ihr wißt, ich horche gar gern derlei frommen Erzählungen.

Du bist ein wackerer Bursche, Hansjörg, erwiderte der Gföhler, du bist kein böser Mensch, so wie dein Vater einer ist, und das freut mich von dir. Die Menschen heißen dich einen Räuber, zwischen Räuber und Räuber ist aber ein großer Unterschied. Ich bin arch ein Räuber, aber nicht wahr, ich bin ebenfalls kein böser Mensch. Wir sagen zu den Reichen: „Gebt uns einen Theil von Euerem Ueberflusse!" und thun sie es nicht freiwillig, so nehmen wir es ihnen mit Gewalt, und dabei gibt es höchstens blaue Flecke; kann sich Jemand, der zu viel Blut hat, einen braveren Bruder wünschen, der ihm sanfter zur Ader ließe? Ich verabscheue den Grausamen; wo Grausamkeit ist, dort kann man sicher sein, auch Feigheit zu treffen, wir aber haben Alle Muth und sind deßhalb mit unseren Passagieren so freundlich als möglich. Warum sollte das Räuberhandwerk nicht so gutmüthig betrieben werden können, wie zum Beispiel die Schusterei oder irgend ein anderes Handwerk?

Hoho, Vater Christof, wohin denkt Ihr? Am Ende würdet Ihr aus uns noch eine bürgerliche Innung machen!

Wenn es nach meinem Willen ginge, müßten wir eine steuerpflichtige Zunft werden und der Hansjörg unser Vorsteher.

Alle lachten.

Die patriarchalischen Ansichten des alten Gföhler, rief Stangl, gefallen mir, sind wir erst einmal eine Zunft mit einem Vorsteher, so erhielten wir auch unsere Fahne, und wißt Ihr welch' ein Bild wir auf unsere Fahne malen lassen? Eineu Ritter, der mit seinen Reisigen hinter Busch und Dorn auf die vorüberziehenden Kaufleute lauert! Diese Aufmerksamkeit erfordert die Dankbarkeit, denn die Raubritter haben unser Handwerk in Ehren betrieben, ihnen verdanken wir die Fortpflanzung und Verbreitung desselben.

Vater Christof, mahnte Grasel, vergeßt nicht an Drei-Eichen.

Ah richtig, mein Bursche, du willst, daß ich etwas erzähle und dir eine angenehme Stunde bereite, bin schon da, mein wackerer Hansjörg, ich bin kein Sparer, am allerwenigsten, wo es nur Worte gilt. Also seid fein aufmerksam und hört mir zu.

Eilftes Kapitel.

Die Geschichten des Gföhler.

Auf der Straße von Meißau nach Horn, erzählte der Gföhler, steht, wie Ihr wißt, eine Wegstunde rechts von Molt auf dem Muldenberge die Wallfahrtskirche Drei-Eichen.

Alljährlich am Tage Floriani zieht eine Prozession von Horn hinaus und zahlreiche Wallfahrer pilgern zu dem Marienbilde, um hier ihre Gelöbnisse zu erfüllen, oder um die Gewährung ihrer Wünsche zu bitten.

Ueber die Entstehung dieses Wallfahrtsortes erzählen sich die Leute folgende Geschichte:

Vor vielen Jahren, wenn mir's recht ist, so geben die Alten die Jahreszahl 1656 an, lebte in Horn ein Bürger Namens Mathias Weinberger, der sehr fromm war und seine tägliche Andacht vor einem Muttergottesbilde von Wachs verrichtete, welches er in seiner Wohnung an einem Hausaltar aufgestellt hatte.

Eines Tages verfiel dieser Weinberger in eine schwere Krankheit, die Aerzte sprachen ihm das Leben ab und ermahnten ihn, sich auf den Tod gefaßt zu machen. Dieser, ein gläubiger Christ, fügte sich in sein Geschick, ordnete seine zeitlichen Angelegenheiten, beichtete, und ließ sich mit der letzten Oelung versehen.

Gleich nach dieser heiligen Handlung verfiel er in einen tiefen Schlaf, die heilige Frau erschien ihm im Traume und bedeutete ihm ihr Bild auf den Muldenberg zu tragen, wo er eine Eiche finden würde, die aus Einer Wurzel drei Stämme treibe, dort solle er sein Muttergottesbild zur Verehrung aufstellen.

Der Horner Bürger gelobte im Traume dies zu thun und die Folge dieses Gelöbnisses war, daß er aus dem Schlafe gestärkt erwachte und von dieser Stunde an zu genesen begann.

Als der gute Mathias gesundete, ging er wieder seinen Geschäften nach und, wie es oft zu kommen pflegt, vergaß sein Gelübde.

Einmal hatte er in Eggenburg zu thun, und langte auf dem Wege dahin auf dem Muldenberge an, wo ihn eine große Mattigkeit überfiel, so daß er sich unter einem Birnbaume niederlassen mußte, wo er allsogleich einschlief.

Da träumte ihm, er stünde vor dem Himmelsthrone und müsse Rechenschaft ablegen von seinem irdischen Walten, von seinen guten und bösen Handlungen, endlich von seinem Gelöbnisse, welches er zu erfüllen vergessen hatte.

Eine fürchterliche Angst überfiel den Träumenden, er sah den Himmel sich finster umziehen, feurige Schlangen schossen aus dem pechschwarzen Gewölke und krachend umrollte ihn der Donner.

Der Weinberger fuhr erschreckt aus dem Schlafe empor und gewahrte nun, daß, während er schlief, in Wirklichkeit ein fürchterliches Unwetter heraufgezogen war und weiter sah er die dreistämmige Eiche dicht neben seiner Schlafstelle, es war also natürlich, daß die aufrichtigste Reue wegen seines nicht erfüllten Gelöbnisses ihn überkam. Er eilte nach Hause, holte das Muttergottesbild, stellte es an dem Eichenstamme zur allgemeinen Verehrung aus und lebte dann noch viele Jahre glücklich und zufrieden.

Gottlob, rief der schöne Nazl, daß Ihr mit der langweiligen Mähre zu Ende seid —

Sei still und schmähe nicht, wendete sich Grasel ernst zu ihm, der Gföhler hat die Geschichte mir zu Liebe erzählt, und wenn du dergleichen fromme Erinnerungen nicht hören willst, so geh' hinaus, ich will, daß er zu Ende erzähle.

Ich bin gleich fertig, fuhr der alte Christof fort. Viele Jahre nach dem Tode des Weinberger schlug der Blitz in die Eiche, die Krone des Baumes brannte ab, und das Muttergottesbild zerschmolz.

Aber siehe da, was geschah im nächsten Frühlinge?

Der Stamm begann frische Zweige zu treiben, die Eiche grünte lustig empor, und feierte gleichsam ihre Auferstehung.

Der Horner Bürgermeister, Friedrich Färber, sah in diesem Wunder eine neue göttliche Weisung, und befahl an der neu erblühenden Eiche ein anderes Bild aufzustellen, zu welchem dann die Wallfahrten ihren Anfang nahmen.

Im Jahre 1732 ließen der Graf Philipp Josef von Hoyos und der Abt Placidus von Altenburg

dort eine Kapelle erbauen, die Zahl der alljährlichen Wallfahrer wuchs auf fünftausend, und die dargebrachten Opfer stiegen in solchem Maße, daß bereits im Jahre 1744 der Bau jener Kirche begonnen wurde, welche noch heutigen Tages dort steht. Hinter dem Hochaltare sind die Ueberreste der alten Eiche verwahrt. Dies ist die einfache Geschichte von „Drei-Eichen."

Dank, Vater Christof, für die Erzählung, sagte Grasel, und reichte dem Alten den Krug hin, trinkt und feuchtet Euch die trocken gewordene Kehle an, wir sind Alle sündige Menschen, und haben es nöthig, dergleichen mit Erbauung anzuhören.

Nun aber was Anderes, nahm der Gams das Wort, wir haben dem Hansjörg zu Liebe die Drei-Eichen-Sage ruhig mit angehört, jetzt erzählt etwas, was uns behagt, zum Beispiel den Ursprung von Mördersdorf.

Auch ich, nahm Grasel das Wort, lasse mir den Zeitvertreib gefallen, obwohl Mördersdorf kein Ort ist, dem ich zugethan bin. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich gegen diesen Ort stets einen unbesiegbaren Widerwillen hege. Wenn ich es vermeiden kann, durch Mördersdorf zu fahren, so unterlasse ich es stets, und mir gruselt's schon, wenn ich den Ort auch nur von ferne sehe. Meiner Treu, es kommt mir immer vor, als sollte mir einmal in Mördersdorf ein Leid geschehen.

Es gibt schon Orte, bemerkte jetzt der Gföhler, gegen welche man eine oft unerklärbare Abneigung hat, so wie es Speisen gibt, vor denen einem eckelt. Wie so du gerade gegen Mördersdorf eine Abneigung hast, weiß ich nicht, es wäre denn, daß dein Widerwille sich bis auf den Ursprung zurückerstreckte, was ich nicht glauben kann. Mördersdorf verdankt nämlich seine Entstehung einem schrecklichen Verbrechen, einem Morde, welchen ein Bruder an dem anderen verübte. Vor vielen, vielen Jahren lebten nämlich in der Horner Gegend zwei Brüder; der eine wohnte oberhalb dieser Stadt in Märde-

ring, der andere unterhalb derselben, in der Gegend, wo jetzt Mördersdorf liegt.

Damals gab es da noch keinen Ort, sondern nur ein einsames Schloß, wo der eine der Brüder hauste, deren Namen ich nicht anzugeben vermag, weil die Sage sie verschweigt.

Jener Bruder, der zu Mördering wohnte, war vermält und erfreute sich einer sehr schönen Ehefrau und eines lieblichen Knaben, welcher bereits sechs Jahre zählte; der andere der Brüder lebte einsam und unbeweibt, kam jedoch öfter zu dem Möderinger auf Besuch und entbrannte in wilder Leidenschaft gegen die Reize seiner Schwägerin, so zwar, daß er sein Gefühl nicht zu verbergen vermochte, und der Bruder die sträfliche Leidenschaft gar bald bemerken mußte.

Dieser versäumte nicht, ihn darob zur Rede zu stellen und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die in dem Herzen des Schuldigen einen finsteren Groll anfachten, der in Haß ausartete, und zuletzt Gedanken der Rache erzeugte, welche immer tiefere Wurzel schlugen und endlich zur Ausführung kamen.

Eines Tages wurde der Mörderinger sammt seinem sechsjährigen Kinde von dem Bruder zu Gaste geladen; sie kamen ahnungslos herüber, blieben bis spät am Abend und als sie zur Nachtszeit heimritten, wurden sie von Vermummten überfallen und der Mörderinger fiel unter tödtenden Streichen gedungener Mörder.

Wohl war es bei diesem meuchlerischen Ueberfalle auch auf den Knaben abgesehen, allein diesem gelang es, zu entkommen und der Kleine war klug genug, auszusagen, er habe aus den Reden der Mörder gehört, daß der Ohm sie gedungen habe, um den Vater zu tödten; aber dies Geständniß reichte nicht hin den Anstifter zu verurtheilen, andere Beweise fanden sich nicht und die Unthat blieb ungestraft.

Als der Veranlasser des Mordes sich seinem Ende nahe fühlte, erwachten Gewissensbisse in ihm, die Reue überkam ihn und er lud den mittlerweile erwachsenen Neffen zu sich, um sich mit ihm auszusöhnen und um ihn zu seinem Erben

einzusetzen; dieser aber kam nicht, selbst als der Sterbende ihn wiederholt zu sich entbieten ließ — und als der Oheim starb und er den Besitz des hinterlassenen Vermögens antreten sollte, befahl er das ererbte Schloß niederzureißen, verschenkte die Steine, das Holz und Eisen, damit aus diesem Materiale in der Nähe, wo das Schloß stand, ein Ort gebaut werde, der für ewige Zeiten als Andenken an den Brudermord Mördersdorf genannt werden sollte. Den Rest des ererbten Vermögens verwendete er zu einer frommen Stiftung, um die Seele des Verstorbenen zu erlösen.

Der alte Christof hatte seine Erzählung beendet und die andern drei Räuber blieben noch eine Weile wie ohne Leben sitzen und schauten finster vor sich nieder; die Sage von dem Brudermorde mochte einen tieferen Eindruck bewirkt haben und regte sie zu Betrachtungen an, die eine ernstere Stimmung hervorbrachten.

Grasel war der Erste, der das Wort ergriff.

Ich begreife sagte er, wie man aus Eifersucht einen Menschen tödten kann, ich begreife, daß man für die Gattin seines Bruders eine heftige Leidenschaft zu fassen fähig ist, wie man aber einen Bruder, der Einen darob zur Rede stellt, ermorden lassen kann, das ist mir ein Räthsel. Ich habe der Liebschaften schon eine Menge gehabt, allein noch nie war es das Weib eines Anderen, dem sich meine Neigung zuwendete; gegen das zehnte Gebot habe ich mich noch nie versündiget.

Vater Christof, sagte jetzt der schöne Nazl, ich wußt' es schon lange, daß Ihr eine Menge Geschichten zu erzählen wißt, aber bis heute kam ich noch nicht dazu, Euch so anhaltend sprechen zu hören, gebt uns daher noch Etwas zum Besten, aber keine Wunder- und keine Mordgeschichte.

Du bist sehr wählig, versetzte der Gföhler, meinst etwa, ich hab's zum Aussuchen? Doch, weil ich seh', daß der Hansjörg auch gern zuhört, so will ich noch Eins erzählen, aber so kurz als möglich.

Ihr kennt wohl Oels? Unweit der kleinen Krems, begann der alte Christof seine neue Geschichte, südlich davon, auf einem die Ferne beherrschenden Punkte, liegt Groß-Heinrichsschlag. Vor vielen, vielen Jahren hatten die beiden Orte noch keine Kirchen, und die Einwohner beschlossen fast gleichzeitig, Gotteshäuser bauen zu lassen.

Wenn die in Heinrichsschlag ihre eigene Kirche bauen wollen, sagten die Oelser, dann müssen auch wir an die Arbeit, kost' es was es wolle, wir bauen.

In selbiger Gegend lebte aber nur Ein Baumeister und den hatten die von Heinrichsschlag schon gedungen; die Oelser, um den Bau eben so rasch wie die Andern beginnen zu können, wendeten sich daher an den Schüler jenes Meisters und übertrugen ihm die Arbeit.

Zwischen Meister und Schüler erhob sich ein Wettstreit, wer von Beiden seinen Kirchenbau früher vollenden werde.

Der Meister, seiner künstlerischen Ueberlegenheit sich bewußt um des Schülers zu spotten, ließ, bevor er noch den Bau in Angriff nahm, um zu zeigen, daß er keine Eile habe, jene steinerne Fratze anbringen, die man noch heutigen Tages an der linken Außenseite der von ihm gebauten Kirche sehen kann. —

Die Bewohner von Heinrichsschlag lachten in's Fäustchen und freuten sich schon im Voraus des Triumpfes, den ihr Meister über seinen Schüler erringen würde.

Aber wer zuletzt lacht, lacht am Besten.

Der Schüler in Oels baute emsig an seinem Kirchlein, verhüllte aber seinen Bau mit Gerüsten, so daß der Gegner nicht wahrnehmen konnte, wie weit der Oelser Bau schon vorgeschritten sei, ja, der Meister wurde sogar getäuscht und meinte, durch die vielen Gerüste irre geleitet, sein Schüler sei in der Arbeit noch weit zurück.

Als es hieß, am zweitnächsten Tage werde der Meister in Heinrichsschlag seinen Bau vollendet erklären, da schlugen die Oelser die Hände über den Köpfen zusammen, denn ihr Thurm

und die Kirche waren noch mit Gerüsten gepanzert und es hatte den Anschein, daß ihr Kirchenerbauer die Wette verlieren würde; als sie jedoch am nächsten Morgen erwachten, waren die Gerüste vom Oelser Bau verschwunden und Kirche und Thurm standen zum Jubel der Oelser und zum Schrecken der Heinrichsschlager fix und fertig da.

Der Schüler hatte demnach die Wette gewonnen.

Aber damit war die Schmach noch nicht abgethan.

Der Schüler hatte geglaubt, dem Meister auch das Spottbild vergelten zu müssen, und brachte auf dem Oelser Thurme ebenfalls eine Fratze an, welche denen von Heinrichsschlag die Hinterseite zukehrt und ihnen das Sitzfleisch weist.

Ihr könnt Euch nun den Grimm der Leute von Heinrichsschlag denken, die nun nebst dem Schaden auch noch den Spott zu erleiden hatten.

Der alte Christof schwieg und seine Zuhörer lachten weidlich über den gelungenen Scherz des Schülers, als ihre Unterhaltung plötzlich durch Hundegebell unterbrochen wurde.

Der vor dem Gehöfte wachende Motz gab ein Zeichen, daß Jemand herannahe.

Zwölftes Kapitel.

Robert sucht Grafel auf.

Die Räuber in der Hütte stutzten beim ersten Laut, welchen Motz hören ließ.

Grafel winkte dem Gams, sich hi aus zu begeben, was dieser auch that.

Während seiner kurzen Abwesenheit herrschte unter den Zurückgebliebenen die gespannteste Erwartung.

Grasel griff nach seinem Fuße, um sich zu überzeugen, ob das lange Messer, welches er stets in seinem Stiefel verborgen trug, noch vorhanden sei, dann zog er ein Terzerol aus der Seitentasche seiner Jacke und untersuchte die Pfanne; auch die beiden Andern setzten sich in Bereitschaft.

Nach einer Weile kehrte Fähding zurück, jedoch nicht allein, des Teichmüllers Robert trat mit ihm in die Stube.

Als Grasel den jungen Bekannten erblickte, richtete er sich auf und sagte sichtbar überrascht:

Du bist es, Robert? Wie kommst du hieher?

Ich suche dich, antwortete der Gefragte.

Wußtest du, daß ich hier bin?

Ich hoffte entweder dich oder einen deiner Kameraden hier zu finden, im letzteren Falle würde ich mich bei diesem erkundiget haben, wo ich dich treffen könne?

Was willst du von mir?

Ich muß mit dir sprechen, Hansjörg.

Hast du es so eilig, daß du nicht warten konntest, bis ich dich aufsuchte.

Nach deinem Abschiedsworte von neulich mußte ich erwarten, daß du dich nicht mehr um mich kümmern würdest.

Hast du auch die Folgen deines Schrittes bedacht?

Erinnere mich nicht daran, ich suchte dich auf, was du vorher gesagt, ist eingetroffen. Du siehst mich als Bittenden vor dir, was willst du mehr?

Geht hinaus, wendete sich Grasel zu den Andern, und laßt mich mit Robert allein.

Die anderen Drei entfernten sich, Robert blieb mit dem Räuberanführer zurück.

Hansjörg, begann des Teichmüllers Pflegesohn, du siehst in mir einen unglücklichen Menschen und du bist es, dem ich mein Unglück verdanke. Du hast die Binde von meinen Augen genommen, du hast mich durch die Enthüllung jenes Geheimnisses meiner Lage entrissen, ohne mir irgend welchen Er-

satz dafür zu bieten. Ich glaube wenn du wirklich solchen Antheil an meinem Schicksale nimmst, wie du behauptest, daß es nun deine Pflicht sei, das Uebel welches du angerichtet, zu verringern, und mir Alles mitzutheilen, was du über meine Abkunft weißt, damit ich in die Lage versetzt werde, meine wirklichen Eltern auffinden zu können.

Du verlangst mehr von mir, versetzte Grasel, als ich zu leisten vermag. Ich erinnere mich, dir gesagt zu haben, daß ich dir noch mehr entdecken könne, allein damit ist noch nicht gesagt, daß ich Alles weiß.

Wohlan, so bitte ich dich, mir wenigstens das zu enthüllen, was dir über meine Abstammung noch bekannt ist.

Grasel erwiderte: Du nimmst meine Gefälligkeit in Anspruch und bedenkst nicht, daß ich bis jetzt keinen Grund habe, dir gefällig zu sein. Du hast meine Freundschaft stets von dir gewiesen und kommst jetzt, sie in Anspruch zu nehmen. Du, der brave ehrliche Mensch, kommst zum Räuber, daß er dir einen Dienst erweise, du verlangst Großmuth von dem, dem gegenüber du stets so rücksichtslos warst, ihm seinen verbrecherischen Wandel vorzuwerfen.

Du bist gereizt, Hansjörg, ich bitte dich, vergiß in dieser Stunde, wenn ich dich je gekränkt haben sollte. Was ich zu dir sprach, war und ist jetzt noch meine Ansicht, kannst du mir's verargen, wenn ich so denke, wie die ganze übrige Welt und nicht wie du und deine Genossen. Was liegt dir an meiner Ansicht, da sie doch nicht darauf ausgeht, dir zu schaden. Ich bemitleide, ich bedaure dich, aber ich hasse, ich verachte dich nicht; es ist gewiß nicht recht, daß ich mit dir verkehre, allein ich gestehe meine Schwäche, mein Interesse veranlaßt mich dazu, doch wäre dies auch nicht der Fall, ich würde mich niemals dazu hergeben, an dir zum Verräther zu werden. Mehr von mir zu verlangen, ist ungerecht von dir und unedel wär's, mir ob meiner Ansicht zu grollen und mich aus Rache in dem Unglücke, welches du heraufbeschworen, schmachten zu lassen.

Grasel blickte Robert fast mitleidig an und entgegnete:

Du behauptest mich zu bedauern, ich aber sage dir, daß du mehr zu bemitleiden bist wie ich. Ich weiß warum und wozu ich lebe, ich habe mir ein Ziel gesetzt, ich weiß wer ich bin und was ich will! Es gibt Menschen, die mir fluchen, die mich verfolgen, dafür gibt es wieder Andere, die mich im Stillen segnen; ich bin ein Räuber, aber noch nie hat ein Unglücklicher vor mir vergebens Thränen vergossen, ich helfe wo es noth thut, von dem was ich erwerbe, behalte ich für mich nur das Nothdürftigste. Du aber sag' mir, wer bist du, wozu lebst du? Statt daß du Andern nimmst, hat man dir genommen, man hat dich sogar deiner Eltern beraubt, und es waren keine Diebe, keine Zigeuner, die dich verhandelten, sondern sehr ehrliche Leute; der brave Teichmüller log dich an, deine Eltern verstießen dich, als du kaum drei Lebenstage zähltest, und nun, da du den dritten Theil deines Lebens in Arbeit und Mühe verbracht hast, nun mußt du erst anfangen, deine Eltern zu suchen. Gesteh' also ehrlich, wer ist von uns Beiden mehr zu bedauern, du oder ich?

Hansjörg, ich flehe dich an, erbittere mein Herz nicht noch mehr, sei barmherzig und hilf mir. Wenn du wüßtest, was ich seit jener Nacht, als ich mit dir vom Tanz zu Unter-Ravelsbach heimkehrte, gelitten habe, du würdest aufhören mich zu quälen, und dich beeilen, mir beizustehen.

Der Räuberanführer besann sich, dann sagte er:

Erzähl' mir, mit wem hast du über diese Angelegenheit gesprochen? Was hast du erfahren?

Robert theilte nun dem Räuber sein Gespräch mit den Pflegeeltern mit und erzählte ihm auch ausführlich das Ergebniß seines Besuches auf Hohenstein.

Als Grafel den Namen dieses Schlosses nennen hörte, stieg seine Aufmerksamkeit und sein Interesse nahm zu.

Herr Anton Perinell, der jetzige Besitzer von Hohenstein, war also Derjenige, dem er vor zwanzig Jahren als sechsjähriger Knabe in die Teichmühle gefolgt war, Derselbe, dessen Schloß zu überfallen er jetzt im Plane hatte.

Welch' eine eigenthümliche Fügung!

Jener Mann, den sein Vater schon seit so vielen Jahren zu bestehlen im Sinne hatte, stand nun in Gefahr, von ihm — dem Sohne — beraubt zu werden, und derselbe Mann war auch Derjenige, der den Schlüssel zu Robert's Geheimniß besaß.

Grasel lächelte ob dieses sonderbaren Zufalles und sagte:

Wenn dir der Stand der Dinge so wie mir bekannt wäre, du würdest staunen über ein Zusammenwirken, wie es sich eben vorzubereiten beginnt. Dieser Perinell behauptet dein Vater zu sein, ich sage dir, der alte Schurke lügt; er will, du sollst ihm den Menschen entgegenstellen, der dir das Geheimniß enthüllte, wer weiß, was der Schuft im Schilde führt? Ich kann ihm leider nicht entgegentreten, denn mein Dazwischentreten würde dich verdächtigen und dir nur schaden ohne zu nützen; sei indessen getrost, er soll über dich nicht triumphiren, der Grasel hat schon grimmigeren Wölfen den Herrn gezeigt, er wird auch noch dieses Perinell's Meister werden.

In dem Kopfe des Räubers wogte ein Gedankenmeer, er stützte die Hand auf den Tisch und lehnte den Kopf darauf.

Robert sah ihn forschend an ohne ihn in seinem Nachdenken zu stören.

Worüber sinnst du, Hansjörg? fragte er endlich, als Grasel keine Miene machte, das eingetretene Schweigen zu unterbrechen.

Ich will es dir anvertrauen, erwiderte der Räuber, ich denke zurück an jene Nacht, wo du in die Teichmühle gebracht wurdest. — Von meinem Vater ausgesendet, belauschte ich die Scene und benützte die Zeit, welche Herr Perinell in der Mühle zubrachte, seinen Wagen zu durchsuchen. Ich fand eine Brieftasche, in welcher sich nebst mehreren Briefen auch ein weibliches Porträt befand.

Und diese Briefe, dieses Porträt? fragte Robert gespannt.

Sie befinden sich in meinem Besitze.

Hansjörg! rief Robert, freudig die Hand des Räubers ergreifend.

Obwohl damals nur ein Knabe von sechs Jahren, fuhr Grasel fort, erregte doch das schöne Frauenbild mein ganzes Interesse, ich verbarg es vor meinem Vater, bewahrte es vor Schaden und als ich heranwuchs, hängte ich es um meinen Hals, und trag' es seitdem wie das theuerste Andenken an meinem Herzen.

Hansjörg, ich flehe dich an, laß mich das Bild sehen.

Der Räuber öffnete seine Jacke und zog unter der Weste ein ovales Medaillon von weißem Blech hervor.

Nachdem er es erschlossen hatte, nahm er das Porträt aus seinem Gehäuse heraus und reichte es Robert.

Dieser griff hastig darnach, beim ersten Anblicke erkaltete sein Eifer; er hatte gehofft, das Bild einer Frau zu sehen, und fand das eines Mädchens von kaum sechzehn Jahren, doch je länger er diese Engelszüge ansah, je mehr er sich in dem Anschauen dieses herrlichen Gebildes vertiefte, desto wärmer schlug es in seiner Brust, desto lauter regten sich die Gefühle seines Herzens.

Ach, Hansjörg, rief er mit dem Tone der innigsten Empfindung, indem er das Bild an seine Lippen drückte, welch' ein herrliches Wesen, welch' ein Engel!

Grasel ergriff das Wort:

Ich begreife den mächtigen Eindruck, den das Porträt bei dir hervorbringt, denn was du wahrzunehmen nicht im Stande bist, das mußte mir, dem Dritten, dem Besitzer des Bildes, schon lange auffallen, es ist dies die sprechende Aehnlichkeit zwischen dir und diesem Bilde.

Hansjörg!

Fasse dich, Robert, und hör' mich ruhig an. Es ist ferne von mir, dich zu täuschen, zu betrügen, oder gar in dir Hoffnungen zu erwecken, die niemals in Erfüllung gehen können; ich weiß nicht, wer das Mädchen war, welches wir hier im Bilde sehen, die Kleidung verräth jedoch einen sehr vornehmen

Stand, und darauf gründet sich meine Behauptung, daß du einer vornehmen Familie angehören mußt; die Aehnlichkeit zwischen dir und diesem Bilde läßt Jeden erkennen, daß du entweder der Sohn oder Bruder dieses weiblichen Wesens bist.

Robert schwindelte. Er, bisher das vermeintliche Kind des armen Teichmüllers, sollte der Sohn oder der Bruder dieser vornehmen Dame sein! Herrschte wirklich zwischen ihm und diesem Bilde eine so große Aehnlichkeit, daß er einen solchen Glauben nähren durfte? Und wenn dem so war, wie Grasel sagte, lebte diese Frau noch und wo lebte sie?

Der junge Mensch bestürmte den Räuber mit Fragen, welche dieser zu beantworten nicht im Stande war.

Du fragst umsonst, erwiderte Grasel, was ich wußte, hab' ich dir bereits entdeckt, dir mehr anzugeben, ist mir unmöglich; meines Bedünkens ist Perinell der Einzige, der dir die erwünschte Aufklärung geben kann, doch hast du bereits die Erfahrung gemacht, daß er gutwillig sich nimmermehr dazu herbeiläßt. Der Schloßherr von Hohenstein muß für seine Verschwiegenheit wichtige Gründe haben. —

Du sagtest vorhin, du wärst im Besitze von Briefen —

Die ich mit diesem Porträt in der Kalesche fand, ja, Robert, es ist so. Jene Briefe bewahrte mein Vater jahrelang, und als ich das väterliche Haus verließ, nahm ich sie mit mir, weil sie zu dem Porträt gehören, welches ich wie ein theueres Gut aufbewahrte. Die Briefe, mit Ausnahme eines einzigen Blattes, sind französisch geschrieben, und ich kenne heutigen Tages ihren Inhalt noch nicht.

Wer weiß, ob ich aus jenen Briefen nicht Aufschlüsse erhalten könnte —

Es ist möglich, versetzte Grasel, kennst du Jemanden, der jener Sprache kundig ist?

Robert schüttelte traurig den Kopf.

Wo hast du die Briefe? fragte er nach einer Pause.

Sie befinden sich verborgen in einem meiner Verstecke, die ich Niemandem verrathe. Solltest du Jemanden finden, der sie zu lesen versteht, dann bin ich bereit, sie zu bringen, doch geb' ich sie nicht aus den Händen, so wenig als ich mich je von diesem Bilde trennen werde.

Du würdest mir also das Porträt verweigern, wenn ich dich bäte . . .

Und wärst du mein Bruder, rief Grasel schnell, ich würde dir die Bitte versagen müssen. Dieses Bild ist mein Talisman, was ich bisher unternahm, mir gelang Alles, mir ist noch nie ein Unglück zugestoßen, und ich behaupte, daß es dieses Bild ist, welches mich bisher vor allem Uebel bewahrt hat. Du lächelst; dieser Aberglaube bei einem Räuber mag dir sonderbar scheinen, und doch vermag ich nicht mich von ihm loszuwinden. Nenn' es kindisch, nenn' es thöricht, es ist mein fester Glaube, daß dieses Frauenbild mein guter Geist ist, der mich vor Unglück schützt, der mich in Gefahren bewacht, der mich warnt und beschirmt. Es sind noch nicht drei Monden her, so wär' ich sicher in die Hände meiner Feinde gefallen, wenn dies Bild mich nicht gewarnt hätte. Ich übernachtete einsam in einem meiner geheimen Verstecke, von denen selbst meine besten Freunde keine Kunde haben. Ich wähnte mich sicher und schlief ruhig und unbewacht. Plötzlich fühlte ich einen Schmerz an den Schläfen, der so heftig wurde, daß ich erwachte. Ich griff nach der Stelle, wo mein Kopf lag und fand, daß sich das Medaillon dahin verschoben und dort auf die Kante gestellt hatte, was den erwähnten Schmerz erzeugte. Dieses ungewöhnliche Vorkommniß verscheuchte den Schlaf vollkommen, ich erhob mich vom Lager und verließ mein Versteck. Eine halbe Stunde später wurde der bisher ungefährdete Zufluchtsort von Jägern und bewaffneten Gerichtsdienern umringt, in deren Gewalt ich sicher gelangt wäre, wenn mein Schutzgeist mich nicht geweckt hätte, und ähnliche Fälle könnte ich dir mehrere erzählen. Du wirst vielleicht dies Alles Zufall

nennen, thu' es immerhin, was liegt daran, ich lobe mir solche Zufälle, die mich vor Unglück bewahren, und trenne mich von einem, wenn auch leblosen Gegenstande nicht, der mir so oft und so gut gedient hat.

Ach, Hansjörg, ich verarge dir deine Vorliebe für dieses Bild nicht, aber es schmerzt mich, daß du mir jene Behelfe entziehst, die mir, um mein Ziel zu erreichen, gewiß gute Dienste leisten würden.

Hör' mich an, Robert, kehre du einstweilen ruhig in die Teichmühle heim, ich werde an deine Angelegenheit denken, vielleicht komme ich in die Lage, dir dienen zu können, du weißt es und ich hab' es dir bereits gestanden, daß ich von jeher eine herzliche Theilnahme für dich fühlte, du warst der Meinung, irgend eine böse Absicht lasse mich, um dir zu schaden, ein Gefühl heucheln, dem ist aber nicht so, ich will dir nur nützen, ich strebe, dir Beweise meiner Zuneigung zu geben. Dir mag dieses Gefühl räthselhaft dünken, ich weiß mir es recht gut zu erklären, es verdankt sein Dasein deiner Verwandtschaft mit meinem Schutzengel, ich bin angewiesen, dir das Gute zu vergelten, welches mir bisher durch dieses Bild zu Theil geworden; darum vertrau' mir, Robert; ist es möglich, von Perinell etwas zu erfahren, so sei überzeugt, daß ich der Mann bin, ihm ein Geständniß abzupressen; dazu verspreche ich dir, daß ich so zu Werke gehen werde, daß der alte Schuft nicht ahnen soll, ist stehe mit dir im Verkehr. Darum von jetzt an Geduld, Vertrauen und Hoffnung, und nun kein Wort mehr davon, ich werde meine Leute herein rufen.

Nachdem der Räuberanführer das Medaillon sorgfältig verborgen und seine Jacke zugeknöpft hatte, ließ er einen schrillen Pfiff ertönen, worauf die anderen Drei wieder in die Stube zurückkehrten.

Nun, kehrte sich Grasel zu ihnen, ist Euch außen die Zeit lang geworden?

Warum nicht gar, entgegnete Stangl, der Gföhler gab uns wieder eine Geschichte zum Besten und kam damit gerade zu Ende, als du uns riefst.

Gams, wendete sich Grasel zu Fähding, du wirst Robert bis Meißau geleiten und dafür sorgen, daß ihm kein Ungemach widerfahre. Während deiner Abwesenheit werde ich den Andern da meinen Willen kund geben und du wirst von Stangl erfahren, was ich vorhabe.

Und zu Robert gewendet, sagte er:

Ich würde dir anbieten, dich an meinem Tische zu stärken, allein je eher du diese Hütte verlassest, desto besser ist's für dich. Hast du Hunger, so nimm dir Käse und Brot mit auf den Weg, ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß dir hier etwas Widriges begegne.

Robert machte von dem Anerbieten Grasel's Gebrauch, nahm ein Stück Brot und Käse mit auf den Weg und verließ, von Fähding gefolgt, die Stube.

Grasel geleitete ihn bis an die Umfriedung des Gehöftes und verabschiedete sich von ihm mit einer fast brüderlichen Zärtlichkeit.

Robert und Gams hatten sich schon lange entfernt und Grasel stand noch immer an der niederen Planke und blickte hinaus in die finstere Nacht und horchte emsig nach jener Richtung hin, wo die Beiden verschwunden waren.

Man hörte nichts, kein Laut, kein verdächtiges Geräusch störte die nächtliche Stille.

Dem Räuberanführer zur Seite stand Motz, das kluge, funkelnde Auge auf ihn gerichtet, und auch das treue Thier lauschte, denn manchmal hob es das lange Ohrbehänge und durchschnupperte die Luft, doch gab es kein Zeichen der Unruhe von sich, und Grasel hatte die Ueberzeugung, daß Robert mit seinem Begleiter glücklich aus der Nähe des verdächtigen Gehöftes gekommen war.

Beruhigt kehrte er in die Stube zurück.

Nun hört mich an, wendete er sich zu den beiden Zurückgebliebenen. Unser nächster Besuch wird dem Schlosse Hohenstein gelten, doch dürften einige Wochen verfließen, bevor wir an dies Werk gehen. Ich habe zwar soeben Andeutungen über das Innere von Hohenstein erhalten, doch genügen sie mir nicht. Ich werde auf längere Zeit diese Gegend verlassen, verhaltet Euch während meiner Abwesenheit ruhig und seid behutsam. Entweder ich kehre selbst hierher zurück, oder ich sende einen vertrauten Boten, der Euch anzeigen wird, wo wir uns treffen, um gegen Hohenstein zu ziehen. Seid meinetwegen außer Sorge, und trachtet nur, daß Euch kein Unglück widerfahre.

Gedenkst du allein das Schloß auszukundschaften? fragte der Gföhler.

Meine Reise gilt nicht allein dem Schlosse, sondern ich hab' auch noch vorher oberhalb Horn einen Besuch abzustatten. —

Der alte Christof schmunzelte.

Weiß schon, wem es gilt, murmelte er.

Wenn du es weißt, antwortete Grasel, dann behalt' es für dich. Ihr kennt also meine Wünsche?

Ja! antworteten die beiden Anderen.

In diesem Momente schlug Motz draußen abermals an.

Dreizehntes Kapitel.

Der Ueberfall.

Beim ersten Geräusch, welches Motz hören ließ, fuhren die drei Räuber empor.

Ich werde sehen, was es gibt, sagte der alte Christof gelassen; aus der Mäßigung meines Hundes erkenne ich, daß

das Geräusch, welches er uns anzeigt, noch hübsch weit ist, sonst würde er sich viel ungeberdiger zeigen. Um indessen vorsichtig zu sein, löscht das Licht aus.

Der Gföhler begab sich vor die Hütte, Grasel blies das Licht aus.

Von einer inneren Unruhe getrieben, wartete weder er noch Stangl die Rückkehr des Alten ab, sondern Beide verließen leise die finstere Stube und blieben in der offenen Hinterthüre stehen.

Als der Gföhler in den Hof trat, kam der Hund auf ihn zugesprungen.

Was gibt es, Motz? fragte der Alte das Thier, als ob die Frage einem Menschen gelte, nähert sich Jemand der Hütte?

Auf diese Frage des Gföhlers schob der Hund seine Schnauze schnuppernd nach einer gewissen Richtung in die Luft.

Ich verstehe dich, antwortete der alte Räuber, von dorther kommt Jemand. Sei nur fein still und bell' nicht.

Der Hund, als verstünde er den Befehl seines Herrn, bellte nicht, aber er ließ ein anhaltendes Knurren vernehmen.

Aha, sagte der Alte, du wirst lauter, das heißt, man kommt näher.

Es war interessant zu sehen, wie Vater Christof sich um das, was außerhalb der Umfriedung lag, gar nicht kümmerte, sondern einzig und allein seinen Hund im Auge behielt, um durch ihn zu erfahren, was die Dunkelheit der Nacht ihm zu sehen verwehrte.

Was gibt es? fragte jetzt Grasel von der Thüre herüber.

Man kommt, antwortete der Alte, jedoch nur von Einer Seite her, es scheint kein Fremder zu sein.

Als Motz die Stimme des Räuberanführers hörte, wedelte er freudig mit dem zottigen Schweife, doch verließ

er wie ein treuer Soldat seinen Posten nicht, sondern hatte den Kopf ohne Unterlaß nach oben gestreckt.

Auf einmal setzte er sich in Bewegung, einige mächtige Sprünge und er hatte die Planke erreicht. Aus dem Eifer, mit dem er der Umfriedung zujagte, hätte man meinen mögen, er würde sie in einem gewaltigen Anlaufe übersetzen, allein er hielt nur Einen Moment lang inne, dann rannte er längs der Bretterwand fort, blieb bei der anderen Windseite in derselben Weise stehen und nachdem er auf diese Art die ganze Umfriedung umsprag, hatte er viermal angehalten und dabei stärker geknurrt.

Hollah, da gibt's was, brummte der Gföhler, dann sich zur Hüttenthüre wendend, sagte er:

Hansjörg, es gibt Gefahr, man naht von vier verschiedenen Seiten, mein Motz hat mir's gesagt; die Schufte sind zwar noch hübsch weit, aber wir müssen uns trotzdem schon auf die Beine machen, je eher, desto besser.

Grasel und Stangl näherten sich dem Greise; mit ihnen kam auch der Hund herangesprungen.

Christof streichelte den Nacken des klugen Thieres und sagte dabei:

Dank dir, mein Junge, sei nur fein aufmerksam und nicht gebellt, damit du uns nicht verratheſt.

Der Hund ließ sich an Grasel's Seite nieder.

Wie weit mögen sie noch von hier entfernt sein? fragte Grasel.

Jedenfalls weiter als fünfhundert Schritte. versetzte der Gföhler, denn sobald sie in diesen Rayon eintreten, wird mein Motz schon ein wenig lauter werden.

Ich denke, wir lassen die Burschen näher heranrücken, sagte Grasel.

Du setzest dich unnütz einer Gefahr aus.

Ich werde sie bestehen, blos um zu wissen, wem wir den Ueberfall zu verdanken haben. Weh' dem Neste, welches seine Geier gegen uns aussendet, ich will ihm ein Denkzei-

chen geben für ewige Zeiten. Eine Treulosigkeit ist im Spiele, sonst wäre uns sicher eine Warnung zugekommen.

Das ist die Wirkung des Wiener Blutgeldes, erwiderte der Gföhler, du wirst sehen, Hansjörg, jene Tausende werden noch manchen Verrath zu Tage fördern und du wirst den bittern Kelch der Undankbarkeit zu verkosten bekommen. Glaub' mir, die Zeiten der Sicherheit sind für uns vorüber, die Gefahr wächst von Tag zu Tag und du wirst der größten Vorsicht bedürfen, um nicht in die Schlingen unserer Feinde zu fallen.

Habt die Güte und laßt jetzt das Klagen bei Seite, nahm der schöne Nazl das Wort, ich meine, es ist besser, wir denken an unsere Flucht.

Der Hund begann jetzt den Räuberanführer zu umspringen.

Er mahnt dich jetzt zum Aufbruch, sagte der Gföhler zu Grasel, meiner Treu, der Bursche will bellen, still Motz, wir wissen schon, daß die Jäger uns auf der Fährte sind, aber sie sollen uns nicht ereilen, der Grasel und seine Gesellen sind ein gar edles Wild, welches sich nicht so leicht erwischen läßt. Auf Hansjörg, jetzt ist es Zeit, daß wir uns fortmachen, mein Motz wird lebendiger, die Schufte sind daher nicht mehr fünfhundert Schritte von hier entfernt, zu nahe dürfen wir sie nicht herankommen lassen, sonst bleibt uns kein freier Strich, um durchzuschlüpfen.

Von welcher Seite nähern sie sich? fragte der Anführer.

Christoph zeigte die vier Richtungen, wie sie ihm der Hund angegeben hatte.

Dann brechen wir hier aus, sagte Grasel, die Nacht ist finster, jede der vier Abtheilungen ist jetzt noch von der andern wenigstens sechshundert Schritte entfernt, es bleibt uns daher Raum genug, zwischen Zweien durchzuschlüpfen. Wir halten uns in mäßigen Entfernungen von einander, ohne uns jedoch zu trennen, um uns im Nothfalle wirksam zu un-

terstützen. Nazl, du gehst voraus, der Gföhler folgt dir und ich bleibe der Letzte.

Gegen diese Reihenfolge that der Gföhler Einsprache.

Daß der Nazl vorausgehe, sagte er, damit bin ich einverstanden, was jedoch uns Beide betrifft, so ersuche ich dich, mich zuletzt folgen zu lassen —

Ich pflege mich nie der Gefahr zu entziehen —

Das weiß ich, Hansjörg, du bist ein muthiger Bursche und bist überall voran, allein auch ich bin kein Hasenfuß —

Zum Kukuck, Vater Christof, Ihr vergeßt, daß es mit dem Muthe allein nicht abgethan ist, der Letzte muß auch junge Beine besitzen —

Hoho, Hansjörg, lachte der Alte, schätze meine Säbelklingen nicht zu gering, wenn's Noth ist thun sie auch noch ihre Schuldigkeit und wissen mir's Dank, daß ich ihnen zweimal des Jahres neue Stiefel anschaffe, und ließen sie mich auch ganz im Stiche, so wär' der Gföhler deßhalb noch nicht verloren, kurz und gut, es bleibt, wie ich es gewünscht. Nazl, bet' ein Vaterunser und brich aus.

Der schöne Nazl mußte eine eigene Methode erfunden haben, das „Vaterunser" in unglaublicher Weise abzukürzen, denn kaum hatte der Alte jene Worte gesprochen, so war er auch schon durch eine Oeffnung der Planke geschlüpft und verschwand ungehört im Dunkel der Nacht.

Der verteufelte Junge, lachte der alte Christof, hat seine Stiefel ausgezogen und läuft auf Vater Adams Rindssohle dahin, den hören die Schufte nicht und wenn sie auch noch so lange Ohren hätten.

Beim Davonlaufen, bemerkte Grasel, ist mir der Nazl der Liebste, er verschwindet wie ein Geist, er braucht nichts als ein wenig Dunkelheit und fort ist er.

Mein Motz wird noch unruhiger, der Nazl hat schon den nöthigen Vorsprung, nun, Hansjörg, ist an dir die Reihe.

Ich gehe, antwortete Grasel, seid auf der Hut, Vater Christof, damit Euch kein Leid widerfahre.

Damit entschlüpfte auch der Anführer.

Der Greis lauschte einige Momente, schüttelte unzufrieden den Kopf und murmelte:

Der Teufelsjunge, wie fest er nur auftritt, als hätt' er's darauf angelegt, von den Schnapphähnen gehört zu werden; am Ende müssen wir noch einen Kampf bestehen, um der ausgelegten Schlinge zu entwischen; meinethalben, werde auch dabei sein, einige Maß Blut auf beiden Seiten schadet nicht, wenn's nur nicht an's Leben geht, oder, was noch ärger wäre, an den Hals. Prrr — mich fröstelt, wenn ich daran denke. Nun komm, Motz, nun wollen auch wir fort, duck' dich, mein Junge, duck' dich und nicht gemuckst, oder ich erwürge dich mit eigenen Händen.

Der Gföhler wandte sich nun ebenfalls durch die Planke und der Hund folgte ihm.

Der Greis schlich behutsam vorwärts und Motz folgte ihm, das Ohrbehänge gesenkt und den Schweif zwischen die Hinterbeine eingeklemmt.

Plötzlich hielt der Alte an.

Vorsicht schadet nicht, murmelte er, ich muß den Motz mit meinem Mantel bedecken, sein weißes Haar könnte uns verrathen.

Nachdem er gethan, was er gesagt, setzte er, von dem Hunde gefolgt, den Weg fort.

Dreihundert Schritte waren auf diese Weise in athemloser Stille zurückgelegt, als von der Seite her das Geräusch von Schritten zu des Gföhlers Ohren drang.

Sapperment, brummte der Alte, ich muß von der Richtung abgewichen sein, die Bursche sind mir näher als ich geglaubt habe, ich sehe sie zwar nicht, folglich werde ich auch von ihnen nicht gesehen, wenn wir uns aber nähern, dann könnten wir auf einander stoßen und die Bataille wäre fertig, dem muß vorgebeugt werden.

Der alte Mann bückte sich nun zur Erde und begann auf allen Vieren vorwärts zu kriechen.

Kaum hatte der Hund dieses Manöver erschaut, als auch er, die Beine von sich streckend, sich auf den Bauch niederließ und auf diese Weise vorwärts kroch, vorsichtig, wie der Jagdhund, der sich einem schlafenden Wilde nähert.

Mensch und Thier bewegten sich längs des Erdbodens dahin und das Geräusch von Beiden war nicht stärker, wie das einer Schlange, die sich unter der Last des ewigen Fluches im Staube dahinwindet.

Während dieses höchst mühseligen Marsches horchte Vater Christof nach beiden Seiten hin und ließ seine Blicke längs des Erdbodens dahinstreichen, so weit als die Dunkelheit es gestattete.

Ich sehe nichts, aber ich höre in der Entfernung von kaum einer Büchsenschußweite die Schritte von drei Menschen — sie bewegen sich gegen das Gehöft: — nur zu, ihr Schnapphähne, ihr werdet ein leeres Nest finden, so wahr ich der alte Gföhler bin. — Brav, mein Motz, duck dich nur und nicht gemuckst; du bist ein kluges Thier und sollst morgen ein Frühstück erhalten, wie du am Faschingsonntag noch kein besseres bekommen hast — noch zweihundert Schritte und wir sind außer Gefahr — der Hansjörg und der Nazl sind bereits in Sicherheit und an uns wird auch die Reihe kommen.

So sprach der Räuber bald leise murmelnd, bald in Gedanken vor sich hin und hörte dabei wie sich die Schritte der Feinde immer mehr verloren, bis das Geräusch endlich ganz verklang.

So, mein Bursche, sagte jetzt der Alte zufrieden und richtete sich auf, die Gefahr ist hinter uns, nun wollen wir ordentlich ausschreiten.

Als Antwort auf diese Rede vernahm er ein Knurren des Hundes.

Der Räuber fuhr zusammen.

Der Gföhler und sein Hund verstanden sich wechselseitig so gut, daß er in dem Knurren des Thieres augenblicklich eine neue Gefahr erkannte.

Da gibt's was, dachte er, vermuthlich haben die Schnapphähne hier einen Posten zurückgelassen, die beiden Anderen sind ihm aus dem Wege gegangen und ich wäre ihm gerade in den Rachen gerannt, wenn mein Motz mich nicht gewarnt hätte. Nun gut, mein Junge, ich will dir folgen, und von dieser Richtung abbiegen.

Der Räuber bog ein wenig nach rechts ab, kaum hatte er in dieser Richtung zweihundert Schritte zurückgelegt, als der Hund eine neue Warnung ertönen ließ.

Nun fing es dem Räuber an eng um's Herz zu werden.

Verflucht und verdammt, brummte er, ist denn heute das ganze Feld mit Häschern bespickt? Wohlan, ich will mich noch mehr rechts halten.

Der gemüthliche Räuber bog noch mehr nach rechts ein, allein auch hier war's nicht geheuer.

Der Teufel soll mich holen, brummte er, sie haben das Gehöfte in einer doppelten Kette umstellt, die eine hätte ich hinter mir, aber die andere ist noch zu passiren. Jetzt heißt es rasch und entschlossen handeln.

Motz, sprach er nach kurzem Besinnen zu seinem Begleiter, marsch vorwärts, du hast eine bessere Spürnase als ich, schau daß wir mit heiler Haut durchkommen, oder meiner Treu, du bist der miserabelste Hund, der je auf allen Vieren gekrochen.

Und das kluge Thier, dem die Natur das Vrrständniß menschlicher Sprache verliehen zu haben schien, ging immer behutsam voran, durchschnupperte die Luft und folgte seiner scharfen Witterung.

Christof behält seinen Wegweiser fest im Auge — eine Weile ging er gerade aus vorwärts, plötzlich bog das Thier nach links ab.

Aha, dachte der Gföhler, da drüben ist's nicht geheuer, gut, mein Junge, nur fort so.

Jetzt wendete sich das Thier wieder rechts.

Ist mir auch recht, murmelte der Räuber, lavir' nach allen Richtungen, so wie der Schiffer bei widrigem Winde, wenn wir nur vorwärts kommen und nirgends auffahren.

Die Freude des Gföhlers war von kurzer Dauer, die Seitenabtheilungen seines Hundes wurden immer kürzer, bis das Thier endlich ganz stehen blieb.

Da haben wir's, murmelte der Räuber, jetzt stehen wir vor dem Feinde — die Schufte haben hier ihre Posten so eng an einander aufgestellt, daß nicht einmal der Motz sich hindurch traut. Was ist nun zu beginnen?

Der Gföhler blickte spähend zurück und dann vorwärts.

Das Gehöfte liegt mehr als tausend Schritte hinter uns, dachte er, die Entfernung von hier bis zu dem Anfange des Waldes ist kaum halb so groß. Wenn es uns gelänge, diesen zu erreichen, wären wir gerettet, aber dies ist nur möglich, wenn wir die Kette durchbrechen. Hier mitten im freien Felde darf ich nicht verweilen, denn bricht der Morgen an, so bin ich und Motz unrettbar verloren, eine Möglichkeit davon zu kommen, bietet mir nur die Dunkelheit und diese muß ich benützen, daher vorwärts, vorwärts!

Statt wie gewöhnlich dem Kommando zu folgen, ließ der Hund ein leises Winseln hören.

Ich weiß, mein braver Bursche, daß wir in die Gefahr gehen, allein es bleibt uns kein anderer Ausweg; wir müssen es wagen, gelingt's, so ist's gut, wenn nicht, muß es auch recht sein. Mit Dreien nehmen wir's auf, sind ihrer Mehrere, dann wollen wir sehen, wie wir am leichtesten aus der Welt kommen. Also, mein treuer Freund, vorwärts, marsch!

Diesem zweiten Befehle leistete das Thier Folge und setzte sich in Bewegung; der alte Gföhler richtete seine Stoßwaffe zurecht, und spannte die Hähne seines Doppelterzerols.

Nach kaum hundert zurückgelegten Schritten rief von rechts eine Stimme: „Halt wer da?“

Das ich ein Esel wäre, dir zu sagen wer ich bin? dachte der alte Christof und folgte lautlos seinem Hunde.

Halt wer da! rief es abermals.

Der lumpige Gerichtsdiener thut, als ob er ein ordentlicher Soldat wäre, dachte der Räuber, ohne sich um den Ruf zu kümmern.

Jetzt durchdonnerte ein Flintenschuß die Stille der Nacht, der Gföhler hörte eine Kugel über seinem Kopfe dahinpfeifen.

Hoho, brummte der Alte, in unserer Familie ist noch keiner über fünf Schuh hinausgewachsen, darum ziel' niederer, Schuft, wenn du dein Pulver und Blei nicht vergeuden willst.

Ein zweiter Schuß folgte dem ersteren, die Kugel pfiff an dem Vorderleib des Räubers vorüber.

Der Lump meint, ich trüge den Bauch eines Oberamtmannes mit mir, brummte der Räuber wieder, ich bin nicht so dumm, eine so breite Zielscheibe mitzuschleppen.

Bei jedem dieser Schüsse klemmte Motz seinen Schwanz enger zwischen die Beine, senkte etwas tiefer den Kopf und beschleunigte seine Schritte.

Nun krachte es von der entgegengesetzten Seite herüber.

Hab's ohnedem gewußt, daß ich mitten zwischen zwei Feuer durch muß, sei nur still, mein Motz, es wird noch ärger kommen, die Schnapphähne avanciren, ich hör' sie traben wie Fohlen auf dem Anger.

Krach, das war wieder ein Schuß, der Kerl hat es ja auf meinen Hals abgesehen, oho, piff und paff noch zwei Ladungen, meiner Treue, es sind ihrer nicht weniger als ein halb Dutzend hinter uns her, zu viel Ehre, Ihr Lumpen, ich bin kein Simson, um es mit Sechsen auf einmal aufzunehmen. Einer zu Drei steh' ich zu Diensten, sonst aber dank ich für den Tanz; nicht wahr, Motz, wir lassen uns nicht ein, sondern nehmen lieber Reißaus, halloh, mein Bursche, jetzt ist's an der Zeit, greif aus!

Der Hund voran, der Räuber hinter ihm und fort ging es im gestreckten Lauf.

Aber die Anderen versahen ihre Beine auch nicht umsonst mit Stiefeln und jagten hinter ihnen her.

Der arme Motz verlor auf der Flucht den Mantel, mit dem ihn vorher sein Herr bekleidet hatte, der Gföhler jedoch hob ihn ohne anzuhalten auf, warf ihn über die Schulter und keuchte:

Liegen darf er nicht bleiben, es könnte ihn Jemand erkennen und als Zeugen gegen mich benützen; nicht angehalten, mein Motz, nur fort.

Der Räuber hörte selbst im Laufe nicht auf, nach den Verfolgern zu horchen.

Diese befanden sich hinter ihm in zwei kurzen, schiefen Linien, die sich vor ihm in der Bahn, die er verfolgte, durchschnitten.

Einen Moment lang dachte der Gföhler von seiner Bahn unter einem rechten Winkel abzubiegen, in diesem Falle wäre er wohl dem einen Theile seiner Feinde ausgewichen, allein er hätte sich dem andern um so rascher genähert; deßhalb gab er auch diese Idee eben so schnell auf, als er sie gefaßt hatte und setzte die ganze Hoffnung seiner Rettung auf Flucht ohne Kampf, gelang ihm dies, so hatten beide Theile das leere Nachsehen und er war gerettet.

Motz trabte vor seinem Herrn her, das treue Thier beflügelte wohl manchmal seinen Lauf, doch als es wieder den Kopf nach rückwärts wendete, und seinen keuchenden Herrn außer Stande sah, ihm eben so schnell zu folgen, hielt es an und gab endlich den Versuch eines schnelleren Laufes auf.

Man darf nicht vergessen, das Alles, was von dem ersten Schusse an bis zum letzten Momente geschah, die Zeit von kaum sechs Minuten benöthigte, während welcher die Verfolger ihrem Zwecke, dem Räuber seinen Rückzug abzuschneiden, immer näher rückten.

Nachdem die im Laufe abgeschossenen Gewehre wieder geladen waren, fiel abermals der erste Schuß. Alle Schüsse, da man den Fliehenden wohl hörte, aber nicht sah, wurden auf's Gerathewohl abgefeuert, daher sie auch nicht trafen.

Die Schnapphähne fangen schon wieder an, murmelte der Gföhler und suchte so viel es anging, seinen Fuß zu beflügeln. Hoho, Motz, du mußt nicht so ausgreifen, der Kukuk soll dir folgen, meine Beine laufen schon sechzig Jahre — schießt zu, Ihr Lumpen, so lange Ihr nicht trefft, erlaub' ich Euch den Zeitvertreib.

Vorwärts, Burschen, schrie eine starke Stimme im Rücken, der Kerl hat einen Vorsprung von kaum dreihundert Schritten!

Hollah hoh, greift aus, bevor er uns in den Wald entschlüpft!

Es ist vielleicht der Grasel!

Die Schufte hoffen den Grasel zu erjagen, dachte der Alte, am Ende bin ich ihnen zu gering.

Steh' Hund — oder ich brenne dich nieder.

Brenn' du deiner Großmutter ihren struppigen Zopf nieder und nicht mich, den alten Gföhler. Da hast auch was zur Abwechslung.

Der Räuber schoß eine Ladung seines Terzerols nach rückwärts ab, zwei vorüber zischende Kugeln antworteten darauf.

Nur zugepufft, einmal werdet Ihr es doch satt bekommen, heiliger Christof, du bist mein Namenspatron, deine Pflicht ist es, mich zu beschützen, sonst, meiner Treu, sonst laß ich mich umtaufen und kein Mensch soll erfahren, daß ich je Christof . . .

Jesus, Maria, kreischte er auf einmal auf, ich bin getroffen — Motz, mein guter Motz — ich — bin — getroffen.

Der Gföhler hatte einen Schuß in den Obertheil des

Beines erhalten, verbiß jedoch den Schmerz und versuchte fort zu schwanken.

Aber nur wenige Schritte kam er vorwärts, dann hielt er an und stöhnte:

Motz — hilf mir — ich kann nicht — vorwärts — rette mich — rette mich!

Der Hund blieb an der Seite seines Herrn stehen und begann kläglich zu winseln.

Von beiden Seiten näherten sich die Verfolger, einzelne Kugeln pfiffen an dem Räuber vorüber.

Noch zwei Minuten, wenn die ohne Hilfe zu bringen verstrichen, so befand sich der Alte in den Händen seiner Feinde.

Das Winseln des Hundes währte nur wenige Sekunden, dann schien es, als wäre ein anderes Leben in das Thier gefahren.

Motz richtete seinen Kopf empor, ringelte den Schweif auf und machte einige Sprünge vor dem Greise her, der sich nur mit Mühe auf den Füßen erhielt, dann aber kehrte er zu ihm zurück und begann ihm mit dem Kopf von rückwärts durch die Beine zu fahren.

Der Räuber breitete diese nachgiebig aus und kam nach und nach auf den Rücken des Thieres zu reiten.

Jetzt durchzuckte den Alten ein neuer Hoffnungsstrahl.

Er schob sein Terzerol in die Tasche, griff mit der einen Hand krampfhaft in den zottigen Pelz des Thieres, die andere hielt er fest auf die Wunde gepreßt und nun setzte sich Motz, ohne erst angetrieben zu werden, in Bewegung.

Das kräftige Thier griff aus, flog wie ein Pfeil dahin und setzte mit mächtigen Sprüngen über's Feld.

Motz — Freund — Retter, stammelte der Räuber, halt aus, nur fünf Minuten halt aus, und die Schufte mögen dann sehen, wie sie uns bekommen; nur zu, mein braver Bursche, nur fort so, o wie bist du klug und treu — brav gesprungen — Herrgott, war das ein Graben — Motz, du

bist kein Hund, nein, du bist ein vermummter Renner, solch' ein Ritt, nein, das ist kein Ritt, sondern ein Flug — o, ich dank dir, mein Freund, so viel habe ich um dich nicht verdient, wie werde ich dir diesen Dienst je bezahlen können?

Bald hatte der sonderbare Reiter das Gebüsch erreicht.

Gott sei Dank, murmelte er, ich athme Waldluft, o wie süß, wie angenehm selbst im Winter, nur noch eine Strecke vorwärts, mein Freund, und wir sind geborgen.

Und wie früher durch's freie Feld, so jagte jetzt der Hund durch den Wald, er übersetzte Busch und Dorn, durchschnitt Gehege und drang immer tiefer in's Dickicht.

Plötzlich blieb er stehen, er hatte geleistet, so weit seine Kraft reichte, jetzt, da diese erschöpft war, brach er unter dem Reiter zusammen.

Vierzehntes Kapitel.

Glückliches Zusammenfinden.

Der alte Räuber saß auf dem hart gefrorenen Boden neben seinem Hunde, der, keuchend mit hochaufwogender Brust die Zunge aus dem geöffneten Rachen hängend, da lag und seinen Herrn mit fast liebevollem Blicke anschaute.

Es wohnte in diesem Greise fast noch eine jugendliche Kraft, die ihn befähigte, die Anstrengung, die Aufregung dieser Nacht und den Blutverlust zu ertragen.

Nachdem er seine Wunde mit Schnee gewaschen und mit einem Tuche verbunden hatte, kehrte er seine ganze Aufmerksamkeit dem Hunde zu.

Er hatte das treue Thier mit dem Mantel, dessen Wohlthat er sich entzog, bedeckt, er rieb ihm den Kopf mit Schnee, legte ihm solchen als Labetrunk auf die schwitzende Zunge und streichelte es ohne Aufhören.

Es wird schon besser werden, klagte der Räuber, nicht wahr, mein Freund, du hast dir kein Leid gethan, du bist nur erschöpft — ah, frisches Wasser möchtest du, lieber Gott, woher soll ich es nehmen? Da, nimm noch ein Bischen Schnee, er kühlt auch — o, die verdammten Schnapphähne, wir sind ihnen glücklich entronnen; in den Wald hinein getrauen sich die feigen Schufte nicht; Motz, mein braver Motz, ich schwör's dir zu, wenn dir ein Leid geschieht, dann will ich an dem Gesindel fürchterliche Rache nehmen, ich will Ihnen Lichter aufstecken, daß sie sechs Wochen lang weder Sonne noch Mond benöthigen sollen. Ah, du erholst dich, o, o, welche Freude! —

Der Räuber warf sich ganz auf den Boden hin und begann seinen Hund zu herzen, wie einen Freund, wie ein Kind.

Motz ließ weder die Freudenbezeugungen, noch die Liebkosungen seines Herrn unerwidert, er schlug mit der Ruthe den Boden und winselte, aber nicht vor Schmerz, sondern vor Freude; der Gföhler besann sich eines Stück Brotes, das er bei sich trug, und theilte es brüderlich mit seinem Retter; Motz verschmähte die Gabe nicht, sie reichte zwar nicht hin, seinen Hunger zu stillen, aber sie stärkte ihn und befähigte ihn von seinen Beinen Gebrauch zu machen.

Das Brot war gut, erneuerte der alte Christof die Unterhaltung mit seinem Hunde, sehr gut, wenn wir auch nur Wasser hätten, reines Wasser; ein Trunk wär' jetzt nicht mit vielem Gelde zu bezahlen.

Und Motz richtete sich auf und fing an vorwärts zu schreiten.

Der Räuber war so gewohnt in seinem Hunde ein vernunftbegabtes Geschöpf zu sehen, daß er ihm stets folgte und sich seinem Willen fügte, er hegte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Motz nichts ohne Grund und ohne Zweck thue.

Nach einer Wanderung von kaum einer Viertelstunde hielt Motz in einer Niederung an und begann mit den Pfoten den Schnee wegzuscharren, der Räuber bückte sich und fand eine Quelle, deren eisige Decke er leicht beseitigte, worauf der Hund mit vieler Behaglichkeit das Wasser zu schlürfen begann.

Du kennst den Wald besser denn ich, sagte der Göhler, o, du bist nicht nur treu und klug, sondern auch erfahren, wart', mein Bursche, jetzt werde auch ich trinken .... o, wie gut .... wie warm .... das Eis ist eine gute Decke gegen den Frost .... hier, mein Motz, wollen wir bleiben, bis wir uns ganz erholt haben, hier will ich meiner Wunde pflegen.

Er öffnete den Verband und wusch die Wunde mit frischem Wasser und abermals drängte sich Motz herbei, liebkoste seinen Herrn und bemühte sich emsig dessen Schmerz mit seiner Zunge zu lindern.

Jetzt vermochte der Räuber nicht mehr an sich zu halten, die Rührung übermannte ihn und er brach in Thränen aus.

Motz, schluchzte er, du warst heute mein Retter, mein Wohlthäter, und jetzt bist du auch mein Arzt! Gott weiß es, ich kann es dir nicht vergelten, aber ich will's versuchen dankbar zu sein, von heute an sollst du der Herr und ich will dein Hund sein!

Der Räuber deckte nun den Mantel über seinen neuen Gebieter und Herrn, dieser schmiegte sich so innig und fest an den Freund, daß seine natürliche Wärme auch diesen zu durchfluthen begann — Thier und Mensch wärmten sich und schützten sich gegenseitig vor dem Erfrieren, eine angenehme Mattigkeit überkam sie, die Behaglichkeit betäubte ihre Sinne und Beide entschliefen.

. . . .

. . . .

Der alte Gföhler war vollkommen im Rechte zu sagen, daß seine Verfolger sich in den Wald nicht hinein getrauen würden; die bürgerlichen Sicherheitswächter mieden es stets ihre Streifungen bis in die Nacht der Wälder auszudehnen, wo sie in die Schlingen einer räuberischen Uebermacht zu fallen fürchteten; doch wenn dem auch nicht so gewesen wäre, wenn sie den alten Räuber auch weiter verfolgt haben würden, seine Spur wäre ihnen doch verloren gegangen, denn Motz, von seinem außergewöhnlichen Instinkte geleitet, war auf völlig ungebahnten Wegen waldeinwärts gedrungen und erreichte einen jener natürlichen Verstecke, die selbst Derjenige, der sie kennt, wenn er sie sucht, nur mit Mühe wiederfindet.

Als der alte Christof erwachte, fand er den Morgen herangebrochen, Tageslicht erhellte bereits das schneebedeckte Gesträuch.

Der Schmerz der Wunde erinnerte ihn zuerst an die Gefahren der verflossenen Nacht — die frosterstarrten Glieder mahnten ihn an die ungastliche Herberge, die er unter freiem Himmel zu nehmen gezwungen war.

Motz fühlte kaum, daß sein Gebieter sich rege, so erhob er sich und umsprang lustig den alten Mann; vielleicht wollte er dem Freunde zeigen, daß er sich bereits erholt habe und nun wieder im Stande sei, ihm beizustehen, vielleicht auch wollte er den Greis erheitern, aufmuntern in der Trostlosigkeit seiner Lage.

Du bist bereits auf den Beinen, mein Freund, sagte der Alte traurig zu ihm, ich kann deinem Beispiele nicht folgen, ich bin angeschossen wie ein Hirsch und kann mich kaum von der Stelle regen. Wer weiß, wann ich, meiner Beine Meister, wieder ausschreiten werde, am Ende haben mich die Schufte zum Krüppel geschossen und ich werde all mein Lebelang einher hinken müssen wie ein altes Weib, dem der Zimmermann ein Bein fabrizirt hat; die ganze Hölle über die Schergen, die mir's angethan — doch halt,

was hat der Hund? was rennt er fort, ohne sich um mich zu bekümmern, als ob ich gar nicht hilflos auf der nackten Erde läge? Heh, Motz, mein Bursche, was gibt's im Wald, daß du davonläufst und mich allein zurücklassest? — Ah, was hör' ich, meiner Treu, er bellt, winselt und bellt wieder; jetzt kommt er herangesprungen und hinter ihm alle Wetter, ich täusch' mich nicht, er ist's, o, welch' ein Glück, der Hansjörg kommt mit ihm, gottlob, nun wird mir geholfen werden.

Hab' mir's gleich gedacht, rief Grasel angenehm überrascht, daß Ihr in der Nähe seid, wie käme sonst der Motz hierher.

Ach, mein Junge, wie übel haben mich die Schurken zugerichtet. Ich bin angeschossen.

Der Teufel soll ihnen das Licht ausblasen. Wie seid Ihr dazu gekommen?

Der Greis erzählte.

Alle Wetter, rief Grasel, als jener mit der Darstellung seines Abenteuers zu Ende war, der Ueberfall hätte Euch übel bekommen können, Ihr seid den Hunden mitten in's Garn gerannt; wir Andern waren nicht so dumm geradeaus gegen den Wald zu laufen, sondern suchten ihn auf Umwegen zu erreichen — dem Hunde verdankt Ihr die Rettung, doch dürfte Euch auch diese gefährlich werden, wenn man sich des braven Motz's als Erkennungszeichen bedient.

Laß dir deßhalb kein graues Haar wachsen, Hansjörg; der Motz war mit meinem Mantel bedeckt und ich zweifle, daß die Feiglinge ihn bemerkt haben, doch jetzt sage mir, wie kommst du hieher, haben die Schufte auch dich versprengt?

Ich sagte Euch schon, daß ich den Spähern nicht ins Netz ging.

Was suchst du dann hier, mein Junge?

Ich will ausruhen.

Der Gföhler schüttelte mißbilligend das greise Haupt und versetzte:

Hansjörg, du wirst doch nicht in dieser Kälte unter freiem Himmel schlafen wollen?

Daran denke ich nicht, rief Grasel laut lachend, ein guter Fuchs hat viele Löcher; merkt Euch das, Vater Christof, eines ist bequemer, das andere nur für äußerste Nothfälle bestimmt; ein derartiges Versteck hab ich hier in der Nähe, es ist ein großes Loch in der Erde, sonst nichts, wenn's aber draußen nicht geheuer ist, kann man da gut geborgen mehrere Tage lang zubringen, vorausgesetzt, daß man was zum Kauen mitbringt. Macht Euch auf, Vater Christof, mein Versteck hat Raum genug für uns Drei, Ihr werdet dort ein weiches Strohlager finden, und Decken genug, um uns vor Frost zu schützen.

Der alte Räuber blickte seinen jungen Anführer mit Bewunderung an und rief:

Hansjörg, du bist ein Teufelsbursche, du denkst an Alles und bist für alle Fälle vorgesehen; man muß dich lieben und verehren. Mein Motz hat mir heute Nacht das Leben gerettet, und du weißt, wie ich an ihm hänge, aber meiner Treu, wenn man mir zwischen dir und meinem Hunde die Wahl ließe, ich weiß nicht, wem ich lieber folgen würde? Daraus magst du entnehmen, wie sehr ich dich liebe und hochachte.

Schon gut, ich glaube Eueren Versicherungen, jetzt aber kommt.

Hoho, mein Freund, das geht bei unsereins nicht so schnell und so leicht, wie du denkst. Das verwundete Bein schmerzt mich, ich kann mich kaum erheben, viel weniger noch auf den Füßen erhalten. He, Motz, komm her, mein Bursche, du wirst schon wieder so gut sein, mir ein wenig als Reitpferd zu dienen, der Hansjörg will, daß ich ihn begleite und das wär nicht möglich, wenn du mir nicht deine Beine und deinen Rücken leihst.

Der Hund umsprang bellend die beiden Räuber. Grasel hob den Alten vom Boden auf und setzte ihn auf den Rücken des Hundes.

Deine Burg, ächzte der Verwundete schmerzhaft, ist doch von hier nicht weit entfernt?

Ehe fünf Minuten verfließen, sind wir zur Stelle.

Und du denkst, daß ich dort meine Heilung ruhig werde abwarten können?

Ich hoffe es, Vater Christof.

Was aber werde ich beginnen, wenn mein Bein krumm bleibt, und ich als Krüppel zu leben verurtheilt wäre? Wenn ich außer Stande käme, mit Euch zu ziehen?

In diesem Falle würdet Ihr auch nicht Hungers sterben. Wir wollen für Euch sorgen und Ihr werdet Euch auf einem Wägelchen als „armer Lazarus“ von Dorf zu Dorf, von Ort zu Ort führen lassen und für uns, wenn auch keine Hände und Beine, so doch Augen und Ohren haben. Habt Ihr mich verstanden?

Ob ich dich verstanden habe? Wie kannst du noch fragen, Herzensjunge? Jeder Ton aus deinem Munde ist Glockenklang für mein Ohr, jeder Hauch von deinen Lippen ist Manna für meine Seele. Du bist ein großer Mann, Hansjörg!

Jetzt halt!

Sind wir schon zur Stelle?

Ja, Vater Christof.

Sapperment, ich sehe ja da kein Loch und keine Oeffnung.

Ihr werdet es gleich fühlen, laßt Euch nur vorher die Augen verbinden.

Hansjörg, du bist mir gegenüber mißtrauisch?

Ich traue Euch mehr als jedem Anderen, indessen man muß eines Menschen Freund nie in solchem Maße werden, daß man nicht auch sein Feind werden könnte.

Der Gföhler ließ sich willig die Augen verbinden.

Nach einigen Sekunden fühlte er, wie Motz sich wieder in Bewegung setzte. Bald darauf nahm ihm Grasel die Binde von den Augen, umfing ihn mit beiden Armen und trug ihn durch einen schmalen Erdspalt mehrere in die Erde gehauene Stufen abwärts.

Ein dunkler Raum umwölbte die Räuber — bald streckte der Gföhler sich wollüstig auf dem Strohlager, wo Grasel ihn niedergelassen und mit Decken vor Frost geschützt hatte; eine angezündete Lampe machte die Höhle etwas freundlicher — der alte Christof hatte den Zufluchtsort gefunden, aus dem er entweder ganz gesund heraus gehen oder als „armer Lazarus" heraus kriechen sollte.

Ende des zweiten Theiles.

Eduard Breier's

gesammelte

Romane und Erzählungen.

2. Band.

Die beiden Grafel.

III. und IV. Theil.

Wien.

Druck von F. Fridrich.

1861.

Die beiden Grasel.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

III. Theil.

Wien.

Druck von F. Fridrich.

1861.

Digitized by Google

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Der Tuchmacher aus Iglau.

Auf dem Wege von Molt nach Horn schreitet ein einzelner Mann dahin.

Sein Ansehen ist das eines Reisenden, er trägt hohe Stiefel, ist in einen neuen franzblauen Mantel gehüllt und hat eine wollene Schlafhaube über die Ohren gezogen, auf welche ein breitkrämpiger Hut gestülpt ist.

Um auch die Hände vor Frost zu schützen, trägt er aschfarbige Fäustlinge, die durch eine lange grüne Schnur verbunden sind, welche ihrerseits wieder um den Nacken des Reisenden gelegt ist.

Wer mit der Tracht des Nachbarlandes bekannt ist, muß in dem Reisenden sogleich einen Mährer, und zwar aus dem Iglauer Kreise erkennen.

Molt und Horn liegen nur eine Stunde Weges von einander entfernt, und eine Anhöhe, der Galgenberg genannt, trennte die beiden Orte.

Als unser Reisender an jener Stelle anlangte, wo der Weg von Drei-Eichen in die Molt-Hornerstraße einmündet, gewahrte er einen dickleibigen Herrn, der, ein Gewehr auf den Rücken von dem erwähnten Wallfahrtsorte herüber kam, und ebenfalls gegen Horn zuschritt.

Der Herr mit dem Gewehre, offenbar ein Bürger dieses Städtchens, war vielleicht fünfzig Jahre alt, aber noch rüstig auf den Beinen und von einem überaus wohlgesättigten Ansehen, wozu das seiner Zeit landbekannte weiße Horner Bier nicht wenig beigetragen haben mochte, jenes Bier, welches der dortige Bräumeister Faber im Jahre 1750 erfand, und das später, da mit seinem Tode das Privilegium erlosch, allenthalben nachgebraut und so lange verschlechtert wurde, bis es seine Berühmtheit ganz und gar eirbüßte.

Beide Männer schritten eine Weile ihres Weges dahin, ohne sich um einander zu kümmern, endlich fand sich der Horner, wer weiß durch welchen Grund, bewogen, den Reisenden zu grüßen.

Guten Tag, Landsmann! redete er ihn an.

Schönen Dank für den guten Tag, lautete die Antwort, was jedoch die Landsmannschaft betrifft, so mögen Sie sich geirrt haben, ich bin kein Oesterreicher, sondern ein Mährer.

Dann sind wir freilich keine Landsleute, sondern nur Landsnachbarn, was aber wenig auf sich hat. Wohin des Weges?

Für heute nach Horn.

Ihr kommt wohl von daheim?

Ich komme geraden Weges von Iglau, ich bin nämlich ein Tuchmacher aus dieser Stadt und reise in Geschäften nach Linz; da hab' ich mich denn aufgemacht, bin von Iglau nach Znaim, von da über Retz nach Eggenburg, Meißau.

Da habt Ihr ja einen Umweg gemacht, unterbrach ihn der Mann mit dem Gewehre.

Ja wohl, antwortete der Reisende, denn ich hätte von Eggenburg gleich über Stockern nach Horn gekonnt, allein ich mußte meinem Geschäfte zu Liebe Meißau berühren.

Und Ihr macht den ganzen Weg zu Fuß?

Bewahre, wer wird zur Winterszeit solch' weite Strecke zu Fuß machen; ich führe meinen Wagen und meine Pferde, mußte jedoch mein Gespann so wie die Waare darauf sammt

meinem Kutscher in Harmannsdorf zurücklassen, weil mir dort an dem Wagen Achse und Rad zugleich brachen und der Schmied selbe nicht sogleich herstellen konnte. Ich begebe mich daher voraus nach Horn, und werde dort, bis mein Gespann nachkommt, meine Geschäfte verrichten.

Die erhaltene Auskunft befriedigte den Horner vollkommen, und er sagte:

Wenn Ihr nichts dagegen habt, so wollen wir den Weg bis Horn mit einander machen.

Wie es Ihnen beliebt, antwortete der Tuchmacher fast gleichgiltig.

Die Zeit verstreicht schneller, wenn man ein kurzweilig' Gespräch führt.

Ich fürchte, mein bester Herr, ich werde nicht im Stande sein, Ihre Erwartung zu rechtfertigen, unsereins weiß wenig Kurzweiliges zu erzählen.

Ihr seid gar zu bescheiden; Geschäftsleute, die jahraus jahrein durch's Land reisen, erfahren Seltsamkeiten und Neuigkeiten in Menge, wollt Ihr mir wohl sagen, wie Ihr heißt?

Mein Name ist Kohl.

Einfach und glattweg Kohl?

So ist's, mein Herr, und wie nennen Sie sich?

Adam Sturz.

Sind Sie auch ein Tuchmacher?

Bewahre, ich bin blos Vice-Bürgermeister in Horn.

Eine schöne Profession!

So so, zum mitnehmen.

Es muß ein einträgliches Geschäft sein.

Woraus schließt Ihr das?

Weil es Ihnen Zeit gönnt, herrschaftlichen Vergnügungen nachzugehen.

Herr Sturz lachte und rief:

Ihr seid ein Schlaukopf, Freund Tuchmacher; warum sollte unsereins nicht was mitmachen, wenn Zeit und Mittel es erlauben. Hab' ich recht oder nicht?

Freilich haben Sie recht, ein Schelm, der's nicht thut, wenn er's kann.

Der Teufel! das ist ein Spruch, der mir gefällt.

Es freut mich, Freund Vice-Bürgermeister.

Der Horner Amtsherr wurde durch die Vertraulichkeit ein wenig betroffen, sah den Mährer nach der Seite an und sagte:

Wie es scheint, führt man im Kronlande Mähren große Löffel mit sich.

Woher schöpfen Sie diese Vermuthung?

Weil Ihr Euch so viel herausnehmt.

Ich folge Eurem Beispiele.

Herr Kohl!

Herr Sturz!

Ich habe Euch doch nicht beleidigt, indem ich Euch Freund Tuchmacher nannte?

Es hat Euch doch nicht gekränkt, daß ich Euch mit Freund Vice-Bürgermeister anredete? Wie man ausschenkt, wird Einem wieder eingeschenkt.

Der Horner Amtsherr zog die Hörner ein wenig ein und sagte:

Lassen wir die Häckeleien, es war nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen —

Eben so wenig als es die meinige war, Ihnen nahe zu treten, versetzte der Mährer.

Nach diesem unangenehmen Intermezzo gab der Horner dem Gespräche eine andere Wendung, und fragte:

Wo gedenken Sie in Horn einzulogiren?

Ich weiß es noch nicht.

Ich rathe Ihnen in der Wahl des Gasthauses behutsam zu sein, in unserer Gegend ist es jetzt sehr unsicher.

Man wird doch in einem Orte wie Horn ruhig übernachten können?

Neuerer Zeit ist gottlob im Städtchen selbst noch nichts

Gewaltthätiges vorgekommen, allein dem Grasel und seinen Gesellen ist nicht zu trauen.

Der Iglauer Tuchmacher schlug eine Lache auf.

Was lacht Ihr, oder besser, warum lachen Sie?

Weil ich erfahre, daß man in hiesiger Gegend vor dem Grasel eben so Respekt hat, wie bei mir zu Hause.

Raubt der schlechte Kerl auch in Mähren?

Der Tuchmacher lachte jetzt nicht mehr, sondern erwiderte ernst:

Der Grasel raubt nicht nur, sondern er züchtigt auch.

Der Teufel soll ihn holen, rief der Vice-Bürgermeister von Horn sehr eifrig, wer hat den Schurken zum Zuchtmeister bestellt? Trüg' der ein gutes Haar am Kopfe, er wär' im Militär geblieben und hätt' nicht meineidig seine Fahne verlassen, um wehrlose Leute zu überfallen und auszurauben; aber er ist ein Taugenichts von Jugend an, sein Vater ist ein Dieb und Räuber und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Doch noch ist nicht aller Tage Ende; der Preis von viertausend Gulden, den man in Wien auf seinen spitzbübischen Kopf gesetzt hat, wird die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen, endlich wird sich doch Jemand finden, der dem Lumpen die Schlinge um den Hals werfen wird, und meiner Treu, ich selbst würde mit Vergnügen d'ran gehen, ihn einzufangen. —

Wie, Sie selbst?

Warum nicht? Sind viertausend Gulden nicht ein hübsches Kapitälchen? Erweist man der Menschheit nicht einen Dienst, wenn man dem Schurken an den Leib geht?

Der Grasel soll ein kluger Kopf sein?

Pah! — klug! — Ich bin auch nicht auf's Hirn gefallen.

Er soll Muth besitzen.

Donnerwetter, hab' ich etwa keine Courage?

Er soll stark und gewandt sein.

Ich bin gottlob auch kein unbeweglicher Elefant, und was meine Körperkraft anbelangt, so heb' ich einen Ochsen in die Luft — vorausgetzt, daß er nicht gar zu alt ist.

Die Großsprecherei des Amtsherrn begann den Tuchmacher zu amüsiren.

Meiner Seel, sagte er aufgeheitert, ich wünschte fast, Sie möchten einmal mit dem Grasel zusammentreffen.

Das wünschte auch ich, aber was nützte es mir? Ich kenne ja den Spitzbuben gar nicht.

Was Sie sagen? Es cirkuliren ja Steckbriefe —

Ach hören Sie mir mit diesen Papierschnitzl'n auf, was nützt bei einem Grasel ein Steckbrief? Wir haben schon Hunderte arretirt, auf welche der Steckbrief paßte wie ein Haar zum andern, und kein Einziger von Allen war der Grasel —

Das muß für die Betreffenden nicht gar angenehm gewesen sein?

Im Gegentheil, es mußte jeden von ihnen sehr erfreut haben, denn wäre Einer oder der Andere der Grasel gewesen, so hätte man ihn aufgeknüpft.

Sie haben den Grasel noch nicht gesehen?

Hätt' ich es, der Schurke wär' mir gewiß nicht ausgekommen.

In diesem Falle war ich glücklicher wie Sie, denn ich war mit dem Grasel erst vor drei Tagen beisammen.

Der Vice-Bürgermeister von Horn riß die Augen weit auf.

Sie, rief er, waren mit dem Räuberhauptmann, mit dem Rinaldini, mit dem Vagabunden beisammen?

Was ich sage, ist Wahrheit.

Hat er Sie ausgeplündert?

Er dachte nicht daran.

In welchem Walde trafen Sie ihn?

Es war kein Wald, sondern die Kreisstadt Znaim, wo ich ihn traf.

Alle Teufel, haben ihn die Znaimer nicht arretirt.

Die Znaimer arretiren keinen, den Sie nicht mindestens vorher sehen.

Zum Teufel hinein, wie ging das Alles zu?

Ich will es Ihnen gleich erzählen. In Znaim ist ein Schneidermeister, der seinen Bedarf an Tuch von mir bezieht. Auf meiner jetzigen Durchreise besuchte ich nun meinen Kunden wie gewöhnlich, um ihm neue Waaren zu liefern und um mir die früher gelieferten bezahlen zu lassen. Da wir schon seit vielen Jahren mit einander in Geschäftsverbindung stehen, so lud mich der Meister, nachdem unsere Rechnungen geordnet waren, zum Mittagessen ein. Wir saßen eben wohlgemuth beim Mahle, als ein junger Mann eintrat, der einen fertigen Mantel zu kaufen wünschte.

Thut mir leid, sagte ihm der Schneider, ich habe keinen Mantel fertig, wohl aber besitze ich ganz neue Brünner Tücher, und will Ihnen in fünf Tagen einen prächtigen Mantel liefern.

Ich kann leider nicht warten, war die Antwort des Anderen, denn ich befinde mich auf der Durchreise und muß das Kleid sogleich haben.

Der Kukuk, woher soll ich in der Eile eines nehmen?

Bei dieser Frage des Schneiders blickte der junge Mann um sich und sah an der Schnur, die durch einen Theil der Stube gespannt war, einen neuen Mantel hängen.

Da ist ja, was ich brauche, rief er erfreut dem Meister zu.

Wohl wahr, lachte mein Kunde, allein dieser Mantel ist von unserem Herrn Sindikus bestellt, und muß noch heute abgeliefert werden.

Der junge Mann nahm das Kleid von der Schnur, betrachtete es von allen Seiten und sagte dann, zufrieden mit dem Kopfe nickend: Der Mantel gefällt mir!

Glaub's gerne, rief der Schneider lachend, er ist vom feinsten Tuch —

Was kostet er?

Der Meister nannte die Summe.

Der Durchreisende hängte den Mantel um, besah sich wohlgefällig und rief:

Abgemacht, ich gebe Euch zehn Gulden mehr als Ihr verlangt und behalte den Mantel —

Sapperment, das geht ja nicht, unser Herr Sindikus —

Euer Herr Sindikus, unterbrach ihn der Bursche, kann warten bis Ihr ihm einen zweiten Mantel fertig macht, da ist das Geld, Gott befohlen!

Kreuzelement, so bleibt doch und wartet wenigstens bis ich den Mantel ausgebiegelt habe.

Wozu diese Aufmerksamkeit, rief der aufdringliche Käufer zur halboffenen Thüre hinein, der Grasel trägt auch Mäntel, die nicht ausgebiegelt sind.

Und damit war er fort.

Verfluchter Kerl, rief der Vice-Bürgermeister von Horn, welche Keckheit, raubt dieser Bursche mitten in der Stadt!

Der Mantel war nicht geraubt, verbesserte der Iglauer Tuchhändler, sondern mit zehn Gulden überzahlt. —

Und der Schneider, schlug er nicht gleich Lärm?

Als der Meister erst recht zum Verständniß kam, war der Grasel schon über den Berg hinab aus der Stadt.

Und Sie, was thaten Sie bei der Sache? Warum haben Sie ihn nicht verfolgt?

Was ging der ganze Handel mich an? Ich wohne in Iglau, was kümmert es mich, wenn der Grasel in Znaim einen Mantel kauft und zehn Gulden mehr dafür gibt als der Meister begehrt?

Sie haben also den Schurken gesehen?

Von Angesicht zu Angesicht.

Wie sieht er aus?

Sie verzeihen, Herr Sturz, daß ich Ihre Frage nicht mehr beantworten kann, wir befinden uns bereits mitten in Horn, mich hungert, außerdem muß ich mich um eine Herberge umsehen.

Der Horner Amtsherr zeigte sich nicht geneigt, sich von dem Iglauer zu trennen, bevor er die gewünschte Aus-

kunft erhalten und drang in ihn, seine Mittheilung fortzusetzen.

Dieser weigerte sich.

Sie sind, wie ich merke, auf den Räuber erpicht, sagte er, hätte der Weg, den wir mit einander gingen, länger gedauert, ich würde Ihnen eine Menge Geschichten erzählt haben — jetzt aber kann ich nicht mehr, ich bin ermüdet und ermattet und bedarf der Erfrischung.

Wissen Sie was, rief der Amtsherr, plötzlich von einer Glorie von Gastfreundschaft beschattet, begleiten Sie mich in meine Wohnung und theilen Sie mit mir die Jause, welche mich erwartet; meine Alte muß die Geschichten von dem Spitzbuben ebenfalls mit anhören und ich wette, sie läßt Sie für heute gar nicht mehr aus dem Hause, denn sie brennt vor Begierde, von dem Grasel und seinen Mitspitzbuben erzählen zu hören.

Der Tuchmacher weigerte sich Anfangs die Einladung anzunehmen, da aber der Horner in ihn zu dringen nicht aufhörte, erwiderte er endlich:

Nun denn, da Sie es gar so dringlich wünschen, so sei es, ich kehr' bei Ihnen ein, jedoch nur unter einer Bedingung.

Und die ist?

Daß Sie, wenn Sie Ihr Weg einmal durch Iglau führt, auch bei mir vorsprechen. Sie dürfen nur nach dem Tuchmacher Kohl fragen und jedes Kind wird Ihnen mein Haus weisen.

Der Horner ließ sich diese Bedingung gefallen und geleitete den improvisirten Gast in sein Haus.

Der arme Vice-Bürgermeister!

Wäre er mit den Firmen der Iglauer Tuchmacher bekannt gewesen, er hätte gewußt, daß es dort und in der ganzen Umgegend keinen einzigen Tuchmacher gab, der den Namen Kohl führte.

Kein Mensch kann seinem Schicksal entgehen, folglich auch nicht ein Vice-Bürgermeister von Horn.

Das Städtchen Horn liegt anmuthig auf einer Anhöhe, zu deren Füßen sich in einer Schlucht der Mörderingbach und der Taffabach vereinigen.

Drei Thore, das Wiener-, Taffa- und Mörderingerthor führen in die Stadt, welche von alten Ringmauern und Thürmen eingerahmt ist.

Auch ein Schloß besitzt Horn, einen dreistöckigen, weitläufigen Bau neuerer Zeit, der mitsammt den Nebengebäuden gewissermaßen einen eigenen Stadttheil bildet.

Man sieht es heutzutage dem bescheidenen Landstädtchen nicht an, welche Rolle es im siebzehnten Jahrhunderte gespielt, wo es in den traurigen Tagen der Religionswirren der Hauptsitz der österreichischen Protestanten gewesen.

Das Haus des ehrenwerthen Herrn Sturz befand sich auf dem großen Platze unweit von der Pfarrkirche.

Als der Amtsherr mit seinem Gaste die im ersten Stockwerke gelegene Wohnung betrat, rief er seine Gattin, oder seine „Alte", wie er sie nannte, herbei und sagte zu ihr:

Schatz, hier bringe ich dir für den Abend einen werthen Gast, Herrn Kohl, Tuchmacher und Bürger aus Iglau, er wird so gut sein, uns über den Räuber Grasel manche Aufklärung, besonders aber eine genaue Beschreibung seiner Person zu geben, die uns einmal vielleicht sehr gut zu Statten kommen wird.

Frau Aloisia Sturz kam wirklich herbei, machte ihren freundlichsten Knix und lächelte den Iglauer holdselig an.

Die Horner Vice-Bürgermeisterin war ein kleines, munteres Geschöpf, flink und schlank, braun und aufgeräumt, mit einem schnippisch aufgestülpten Näschen und sehr warmen Gefühlen, die sich lieber auf der Promenade als in der Küche ergingen.

Madame pflanzte sich an die Seite ihres Gatten und wich nicht von der Stelle. Ob dieses Interesse ihrem Manne, dem Grasel, oder gar dem Iglauer Tuchmacher zugeschrieben werden mußte, wagen wir nicht zu entscheiden, trotzdem daß der Letztere ein sehr angenehmer Mann mit einem noch angenehmeren Backenbart war, und es in ganz Horn als eine ausgemachte Sache galt, daß die Frau Vice-Bürgermeisterin ein großer Mäcen gut gepflegter Backenbärte war, besonders wenn sie auf männlich' schönen Gesichtern saßen.

Zweites Kapitel.

Der Iglauer Tuchmacher beim Horner Vice-Bürgermeister.

Der Appetit, den der graselfeindliche Amtsherr mitbrachte, rettete den Mährer von der Pein, welche eine Unterhaltung mit hungerigem Magen mit sich führt.

Es wurde eine Jause aufgetragen, die man auch ohne Vergrößerungsglas für ein Mittagsmahl hätte halten können.

Dame Aloisia, die außer ihrer Verehrung stattlicher Backenbärte auch eine absonderliche Schwärmerei für gut besetzte Tafeln besaß, stimmte in dieser Vorliebe mit ihrem Gatten vollkommen überein, und dem Iglauer blieb, was die Gastfreundlichkeit betraf, nichts zu wünschen übrig.

Während der Mahlzeit sprach man von gewöhnlichen Dingen, Frau Aloisia ließ sich von Iglau erzählen und der Tuchmacher nahm dafür Horner Stadtgeschichten in den Tausch.

Herr Adam Sturz machte endlich dieser ihm wenig zusagenden Unterhaltung ein Ende, indem er sagte:

Schatz, du hältst unsern Herrn Gast ununterbrochen in Athem, ohne daß wir bis jetzt auch nur Ein Wort von dem Erzspitzbuben, dem Grasel, erfuhren. —

Richtig, der Grasel! erinnerte sich das interessante Weibchen und benützte diese Gelegenheit, dem Gaste ein wenig näher zu rücken, erzählen Sie was von dem Grasel.

Wie es scheint, Madame, interessiren Sie sich für ihn.

Ich läugne es nicht, doch reicht meine Theilnahme nur bis zum Bedauern.

Was fällt dir ein, Schatz, rief der Amtsherr, einen fetten Gansfuß zerfleischend, wer wird solchen Schlingel bedauern? Vögel dieses Gelichters muß man mit kaltem Blute baumeln sehen.

Adam, wer wird denn so grausam sein.

Fiat mundus, pereat justitia! rief der Vice-Bürgermeister, im Eifer den Schnitzer, den er eben gemacht hatte, gar nicht ahnend.

Ich halte zu Ihnen, Madame, nahm jetzt der Tuchmacher das Wort, ich bedauere den Grasel ebenfalls und denke, wer weiß welche Wege er von Jugend an geleitet wurde, bis er auf den Punkt ankam, wo er jetzt steht.

Das läßt sich hören, versetzte die junge Frau, ich möchte nur wissen, wie es kommt, daß der Mensch bereits durch Jahre her sein Wesen treibt, ohne daß man bis jetzt seiner habhaft werden konnte.

Das kommt daher, Madame, weil er die Kunst verstand, sich Freunde zu erwerben.

Der Spitzbube, polterte Herr Sturz dazwischen, theilte von jeher seinen Raub mit den armen Leuten und zog das halbe Land in sein Interesse —

Jeder sucht sich zu helfen wie er kann, meinte Herr Kohl —

Das Bettelpack hat mit dem Räubergeld gewiß kein Glück und keinen Segen.

Im Gegentheil, es bekommt ihm sehr gut, erwiderte der Tuchmacher lachend, der Schulmeister von Schiltern kann es Ihnen bezeugen.

Alle Teufel, rief der Amtsherr entsetzt, wohin wird es mit uns am Ende noch kommen, wenn sogar die Schullehrer, die Leiter der Jugend, mit dem Räuber im Einverständniß leben.

Hören Sie mich vorher an und urtheilen Sie dann. An einem schönem Abende des vorigen Sommers ging unweit von Schiltern, bekanntlich ein Ort in Mähren nahe an der österreichischen Grenze, ein ärmlich aussehender Mann am Tayabach in der Nähe des Kalkofens spazieren und hatte den Kopf traurig nachdenkend zu Boden gesenkt.

Auf einmal hörte er sich grüßen, blickte auf und stand einem Jäger gegenüber.

Nachdem dieser seinen Gruß erwidert hatte, sagte er zu dem Andern:

Euer Gruß lautet zwar freundlich, aber die Miene dabei war sauertöpfisch genug. Was fehlt Euch, Alter?

Mir fehlt gar viel, ich bin der Schulmeister von Schiltern.

Und die Herrschaft läßt Euch darben? —

Das gerade nicht, aber wenn's mir besser ginge, würd' ich auch noch nicht übermüthig werden.

Ihr seid also unzufrieden?

Ich bin nicht unzufrieden, aber sehr arm.

Ihr ergeht Euch daher an der Thaya und denkt nach, wie Ihr reich werden könntet?

Den Weg dazu hätte ich wohl, allein es fehlen mir die Mittel!

Ihr macht mich neugierig.

Mir haben drei Nummern geträumt —

Der Jäger unterbrach den Schulmeister mit einem lauten Gelächter, was ihm dieser schier verübelte, denn er war durchdrungen, die geträumten Nummern würden bei

der Ziehung herauskommen, an welcher sich zu betheiligen nur noch eine Stunde Zeit war.

Man stritt sich eine Weile herum, der Jäger begriff nicht, wie der Schulmeister wegen eines so geringfügigen Betrages in Verlegenheit gerathen könne, dieser gestand ihm, daß er momentan das Geld nicht besitze, daß er sich aber auch nicht entschließen könne, es zu borgen, weil es seiner Reputation schaden würde.

Dem Jäger dünkte das Ganze blos eine Ausrede, er gab daher dem Schulmeister Geld und sagte zu ihm:

Da nehmt, ich schenke Euch diesen Betrag, behaltet ihn oder setzt ihn in die Lotterie, mir ist's gleich, thut Ihr das Letztere, dann wünsch' ich Euch viel Glück und solltet Ihr eine Terne machen, so findet Euch heute über acht Tage an diesem Platze um die jetzige Zeit ein, damit ich mich Eueres Glückes freue.

Acht Tage waren um und Jäger und Schulmeister trafen am Tayabache in der Nähe des Kalkofens richtig zusammen, Letzterer warf sich dem Jäger an den Hals, wies ihm die Tausende, die er mit dem erhaltenen Betrage gewonnen hatte, und rief:

Ihr seht, mein Traum ist in Erfüllung gegangen, wir waren glücklich; ich sage wir, denn Euch gebührt von Rechtswegen die Hälfte des Gewinnstes, wir werden theilen.

Wie so? fragte der erstaunte Jäger, ich habe Euch damals das Geld geschenkt und der ganze Gewinn gehört Euch, ich nehme von dem Gelde keinen Heller. Ihr seid arm und besitzt eine zahlreiche Familie, Euch wird das Geld nicht zu viel werden; was mich betrifft, so bin ich jung, gesund und stark und weiß mir schon Geld zu holen, wenn ich welches brauche, denn damit Ihr es auch wißt, wem Ihr Euer Glück zu danken habt, ich bin der — Grasel.

Der Schulmeister war wie vom Schlage gerührt und starrte dem Jäger nach, der sich gegen Windschau zu entfernte.

Der Vice-Bürgermeister von Horn schüttelte über diese Mittheilung des Iglauer Tuchmachers mißvergnügt den Kopf, seine zweite Hälfte jedoch beeilte sich, ihrem Wohlgefallen Worte zu leihen und sagte:

Das Benehmen des Grasel in diesem Falle ist beinahe räthselhaft, er weist hier eine Geldsumme zurück, die ihm gebührt, um anderwärts zu stehlen und zu rauben, man möchte fast glauben, daß dieser Mensch nicht um Geldeswillen auf Raub ausgehe, sondern weil das Verbrechen bei ihm zur Leidenschaft wurde, so wie bei einem Anderen der Trunk oder das Spiel.

Ich bin in der Lage, Ihre Ansicht zu widerlegen, entgegnete der Mährer, und zwar durch einen Vorfall, der sich bei Jamnitz, ebenfalls in Mähren, ereignete und dessen Richtigkeit ich Ihnen, so wie Alles, was ich erzähle, verbürgen kann. Der Grasel und seine Leute hatten es schon seit längerer Zeit auf einen Verwalter abgesehen, der in Podoli, gegenüber von Jamnitz, wohnte. An einem stürmischen Abende brachen fünf Personen, den Grasel an der Spitze, ein, um den Beamten, der in der Gegend sehr verhaßt war, zu berauben. Die Knechte und Mägde flohen oder verkrochen sich und ließen ihre Herrenleute schutzlos zurück, ich sage schutzlos, denn die Frau und die kleinen Kinder konnten sich nicht vertheidigen und der Verwalter lag, was dem Grasel unbekannt war, auf dem Sterbebette.

Jammergeschrei erfüllte die Stube, die Frau und die Kinder hatten sich auf den Kranken geworfen und flehten nur um das Leben.

Grasel nahm das Geld, welches seine Leute erbeutet hatten, legte die ganze Summe, sie war nicht unbeträchtlich, auf den Tisch und sagte zu der unglücklichen Frau:

Mein Besuch galt Ihrem Manne und nicht Ihnen, Sie sind an seiner Hartherzigkeit unschuldig, daher soll auch Ihnen nichts genommen werden, hätte ich gewußt, daß Ihr Mann

im Sterben liegt, ich würde Ihnen den Schreck erspart haben.

Damit entfernte er sich, ohne das Geld mitzunehmen und ohne Jemanden ein Haar zu krümmen.

Zum Kukuk, rief der Horner Amtsherr dem Tuchmacher zu, Sie erzählen mir ja lauter Geschichten, als ob der Schurke der edelste Mensch im ganzen Lande wäre, am Ende wollen Sie ihn gar zu einem barmherzigen Samariter stempeln.

Jedenfalls, meinte die junge Hausfrau, ist er kein herzloser Mensch.

O, Herz hat der Lump genug, und er ist deßhalb um so gefährlicher, denn Herz ohne Moral ist eine Hölle mit einem schönen Aushängschilde, ein Abgrund, mit grünen Reisern bedeckt. Jetzt aber sagen Sie mir, mein Bester, wie kommt es, daß Sie alle diese Geschichten so genau wissen und sich für deren Wahrhaftigkeit verbürgen können?

Der Iglauer versetzte, eine höchst gleichgiltige Miene annehmend:

Wer so wie ich den größten Theil des Jahres im Lande herumzieht, und heute hier, morgen dort Geschäfte hat, wer Jahr aus Jahr ein mit unterschiedlichen Leuten verkehrt, der erfährt Alles, was in der Gegend vorgeht, und es gehört nichts dazu, als ein gutes Gedächtniß, um auch Alles wieder erzählen zu können.

Der Amtsherr stellte sich, als befriedige ihn diese Auskunft, doch war er zu wenig Meister der Verstellung, um die Mißstimmung zu verbergen, welche der Iglauer durch seine Mittheilung erweckt hatte.

Herr Sturz ärgerte sich über die Theilnahme seiner Gattin für den Räuber, eine Theilnahme, die über die Grenzen der Neugierde hinausging, ferner mißfiel ihm auch die unverkennbare Sympathie des Tuchmachers für Grasel, welche sich in Ton und Wort offenbarte und in ihm beinahe einigen Verdacht weckte.

Der Herr Vice-Bürgermeister von Horn stand mit dem Manne, der das Schießpulver erfunden hatte, in gar keiner Verwandtschaft, er pflegte jedoch manchmal weniger dunkle Augenblicke zu haben, und ein solcher war es, dem folgende stille Frage ihre Entstehung verdankte:

Wie kommt es, daß dieser Tuchmacher, der fortwährend auf der Straße ist, der Geld und Waare bei sich führt, der mithin von dem Grasel zu fürchten hat, wie kommt es, daß dieser offenbar wohlhabende Mensch Partei für den Räuber nimmt und mit einer Theilnahme von ihm spricht, als ob er gar nichts von ihm zu besorgen hätte?

Diese höchst folgenrichtige Frage verursachte dem Amtsherrn einige Unruhe und er fühlte, wenn auch nur dunkel, das Verlangen, eine klarere Einsicht der Situation zu erlangen.

Zu diesem Zwecke lenkte er das Gespräch nach einer andern Richtung und sagte:

Ich begreife, daß Sie auf Ihren Reisen viel erfahren, und es muß angenehm sein, in der Welt herum zu kommen und fast täglich mit andern Leuten zu verkehren; allein jedes Gute hat seine böse Seite. Ihre Reisen sind auch mit Gefahren und mit Unruhen verbunden. Ich zum Beispiel würde heute Nacht nicht ruhig schlafen können, wenn ich so wie Sie meinen Wagen sammt der Waare in Harmannsdorf hätte zurücklassen müssen und in steter Furcht ausgeraubt zu werden, leben müßte.

In früheren Jahren, erwiderte der Mährer, war was Sie sagen auch wirklich der Fall; allein mit der Zeit lernte ich Unruhe und Besorgniß überwinden, und es geht mir jetzt wie dem Matrosen, der in seinem Reisekasten auf dem treulosen Elemente eben so ruhig schläft wie ein Nicht-Seefahrer in seinem Bette auf dem festen Lande. Genau betrachtet, bleibt die Gefahr vor bösen Menschen überall

gleich; sind Sie zum Beispiel in Ihrem Hause sicherer, wie ich auf der Straße?

Der Vice-Bürgermeister stierte den Tuchmacher an.

Dieser fuhr fort:

Sie bewohnen dieses Stockwerk allein?

So ist es.

Haben Sie männliche Dienerschaft?

Nein.

Wer wohnt zu ebener Erde?

Unten befindet sich ein Kaufmannsgewölbe und ein Magazin.

Uebernachtet dort Jemand?

Die beiden Lokalitäten werden nach dem Ave-Maria-Läuten stets geschlossen.

Dem Amtsherrn lief es bei der Beantwortung der Tuchmacher-Fragen immer kühler über den Rücken.

Da man jetzt das „Ave Maria“ bereits geläutet hat, fuhr der Iglauer fort, so befinden Sie sich mit Ihrer weiblichen Umgebung allein im Hause.

Nehmen wir nun an, ich wäre, wenn auch nicht der Grasel selbst, so doch ein Stück von ihm —

Den Amtsherrn überlief jetzt eine Gansbaut.

Nehmen wir weiter an, ich zöge ein langes sehr spitzes und sehr scharfes Messer aus meinem Stiefel heraus — der Tuchmacher brachte wirklich ein derartiges Instrument an das Licht der beiden Kerzen, welche die Stube erhellten und sich in der polirten Klinge spiegelten — würden Sie in diesem Falle in Ihrem Hause sicherer sein als ich auf der Straße?

Herr Sturz wußte nichts zu antworten.

Sollte er die Scene für Ernst oder Scherz nehmen?

War sein Gast ein wirklicher Tuchmacher oder ein verkappter Räuber?

Hatte er einen ehrlichen Menschen oder einen Spitzbuben vor sich?

Um Antworten auf diese Selbst-Fragen zu finden, warf er einen verlegenen, fast flehenden Blick auf seine Frau, die jedoch bleich und regungslos da saß, und die Freundlichkeit zu bereuen anfing, die sie an den gefährlichen Gast verschwendet hatte.

Der Tuchmacher weidete sich einen Moment lang an diesem Bilde des Schreckens, dann senkte er das Messer wieder unter den Tisch, wo es in seinem früheren Verstecke verschwand, und mit einem Lächeln, so gutmüthig, wie es je von den Lippen des harmlosesten Gastes gekommen war, sagte er:

Sie sehen also, mein bester Herr Sturz, die Gefahr vor bösen Menschen bleibt sich überall gleich. Sie in Ihrem Hause sind nicht sicherer, als ich auf der offenen Straße, es wird aber schwerlich Einem von uns etwas zu Leide geschehen, wenn wir ruhig unseres Weges gehen und das Feuer nicht löschen, welches uns nicht brennt.

Hätte der Vice-Bürgermeister von Horn in diesem Augenblicke einen Griffel zur Hand gehabt, und würden seine beringten Finger weniger gezittert haben, er hätte sich gewiß die goldene Lehre des Iglauer Tuchmachers hinter die Ohren geschrieben.

Der sonderbare Gast, da er einmal die Führung des Gespräches übernommen hatte, ließ sich dieselbe auch nicht mehr entschlüpfen und wendete sich nun an die Frau des Hauses:

Madame, es thut mir leid Sie erschreckt zu haben, warum haben Sie aber auch einige Fragen, die ich beispielweise an den Herrn Vice-Bürgermeister richtete, für Ernst genommen? Ich bin nichts als ein harmloser Tuchmacher aus Iglau, den Ihr Herr Gemal zu Gast lud, um Aufschlüsse über Grasel zu erhalten. Einiges habe ich ihm bereits erzählt, mit Anderem steh' ich ihm noch zu Diensten, wenn er es wünscht —

Ich — dan — ke! stotterte der Amtsherr —

Ihre Neugierde war leicht zu befriedigen, sagte der Mährer schmunzelnd, ich fürchte, die prächtige Bewirthung, die mir an Ihrer Tafel zu Theil wurde, nicht genugsam verdient zu haben und wünschte daher, Ihnen in irgend einer Weise gefällig zu sein, sprechen Sie, womit kann ich Ihnen meine Dankbarkeit an den Tag legen?

Nach einer Pause fuhr er fort: Sie schweigen — Sie weisen mein Anerbieten zurück, da muß ich mich schon anstrengen, selbst etwas zu finden, was ihnen angenehm oder nützlich sein kann.

Nach kurzem Besinnen: Ich hab's schon; Sie verriethen mir auf dem Wege hieher den Wunsch, jene viertausend Gulden, die man in Wien als Preis für Grasel's Kopf ausschrieb, zu verdienen, ich will Ihnen dabei behilflich sein, indem ich Ihnen das getreue Signalement des Räubers angebe.

Der Vice-Bürgermeister sah den höchst verdächtigen Gast in einer Weise an, welche die Zweifel an die Glaubwürdigkeit seiner Angabe jetzt schon ausdrückte. Der Tuchmacher jedoch, ohne auf Blicke oder Geberden zu reflektiren, ließ sich in seiner Redseligkeit nicht stören und fuhr fort, indem er zwei bedruckte Blätter Papier aus der Tasche zog.

Hier sehen Sie jene Kundmachung der Wiener Polizei, in welcher der oftерwähnte Preis „auf des Raubmörders Grasel Einbringung und Angabe" ausgeschrieben ist. Dieser Kundmachung ist, wie Sie lesen können, eine „Personsbeschreibung des höchst gefährlichen Raubmörders Johann Georg Grasel" angefügt, welche aus den Verhören seiner verhafteten Raubgenossen genommen ist, die aber, unter uns gesagt, so grundfalsch ist, daß Sie mit derselben in ihrem Leben den Preis nicht verdienen werden, wenn ich Ihnen die Irrthümer dieses Dokumentes nicht aufdecke und berichtige. Vor Allem ist Grasel nicht 22 Jahre alt, wie es hier zu lesen ist, sondern fünfundzwanzig. Sein Haar ist dermalen lang und pechschwarz, sein Backenbart voll und buschig, seine Augenbrauen

stark und gewölbt, ob dies Alles echt ist, weiß ich nicht, aber jetzt trägt er es so. Seine Nase ist weder links noch rechts gebogen, sondern sitzt sehr anständig in der Mitte des Gesichts und ist, wie alle Welt weiß, eine sehr feine Nase. Die Sommersprossen hat er sich seit der polizeilichen Preisausschreibung vertrieben und von Blatternarben war bei ihm ohnedem nie die Rede. Was die Schramme hinterm Ohr betrifft, die quer gegen die Wangen laufen soll, so versichere ich Sie, daß die verhafteten Raubgenossen des Grasel, als sie diese Angabe machten, sich einen sehr miserablen Spaß erlaubten, um die Gerichte irre zu führen, dasselbe gilt auch von dem kleinen Finger an der rechten Hand, der krumm und einwärts gebogen sein soll; ich weiß es für bestimmt, daß der Grasel durchgehends sehr „lange Finger" hat und daß er nur „krumme Finger" macht, wenn es gilt, einem Reichen die Taschen zu leeren. Seit dem Erscheinen der Preisausschreibung hat sich der Grasel das Tanzen abgewöhnt und auf die Liebe zu den Frauenzimmern verzichtet, er bleibt sogar unerbittlich, wenn selbst vornehmere Damen ihn ihrer Freundlichkeit würdigen. Um die veröffentlichte Personsbeschreibung vollends Lüge zu strafen, trägt Grasel gar keine Ringe mehr, hält sich nicht mehr in Wäldern und abgelegenen Wasenmeistereien, sondern viel lieber bei Pfarrherren, Amtsleuten und Bürgermeistern auf, auch gibt er sich nicht mehr für einen Pferdehändler, Viehhändler oder Schweinhändler, sondern ganz einfach für einen Tuchmacher aus und legt sich nicht mehr die Namen Schönauer, Frei, Fleischmann u. s. w. bei, sondern nennt sich einfacher und kürzer Herr Kohl.

Der Amtsherr zitterte wie Espenlaub — in der grenzenlosen Verlegenheit, die ihn jedes Entschlusses unfähig machte — versuchte er mechanisch eine Bewegung, als wolle er sich vom Sitz erheben, der entsetzliche Tuchmacher hielt ihn jedoch zurück, indem er mit drohender Stimme rief:

Rühren Sie sich nicht von der Stelle, und auch Sie nicht, Madame, denn schon haben mehrere meiner ver-

trautesten Leute sich um das Haus geschlichen und harren nur eines Zeichens, um in den Remisen und Magazinen Feuer anzulegen und mich zu retten, wenn mir Gefahr drohen sollte; in Ihrem eigenen Interesse wünsche ich jedoch, daß dies nicht der Fall werde. Es läge jetzt in meiner Macht, von Ihnen Geld zu verlangen, ich thu' es jedoch nicht, weil Sie mich freundlich bewirthet haben und weil Madame von mir nicht so übel denkt wie Sie, Herr Sturz. Sie haben nun mit dem Grasel persönlich zu thun gehabt und ihn kennen gelernt, jetzt wissen Sie, was Sie von ihm zu halten haben. Für die Schonung, die ich Ihnen heute angedeihen lasse, erwarte ich, daß Sie von nun an nach dem Blutgelde, welches auf meinen Kopf gesetzt ist, kein Verlangen tragen werden, überlassen Sie dieses Verdienst anderen Leuten, einem Amtsherrn Ihrer Sorte würde es schlecht anstehen. Und nun, Herr Sturz, legen Sie Ihre Uhr auf den Tisch.

Der Vice-Bürgermeister von Horn zog willfährig seinen silbernen Stundenzeiger mit dem Gehäuse von Schildkrötenschale aus dem Uhrtäschchen und legte ihn auf den Tisch.

Ihre Uhr, fuhr Grasel fort, zeigt zehn Minuten vor Neun, ich werde Sie nun verlassen und erwarte, daß Sie durch dreißig Minuten auf Ihren Plätzen bleiben, kein Wort sprechen oder schreiben und auf keine Weise verrathen, was sich hier so eben zutrug. Im entgegengesetzten Falle steh' ich Ihnen weder für Ihr Leben, noch für Ihr Gut. Leben Sie wohl.

Damit verließ der Iglauer Tuchmacher unangefochten das Gemach — das Haus — und das Städtchen.

Die Drohung Grasel's war eine leere gewesen, keiner seiner Genossen befand sich in der Nähe, er hatte sich ganz allein inmitten der Stadt im Hause des Amtsherrn befunden, und seine einfache Drohung reichte hin, sich unan-

gefochten der Gefahr entziehen zu können, in die er sich muthwilliger Weise begeben hatte.

Herr Sturz und seine Gattin machten gute Miene nach dem gefährlichen Spiel, und da der Räuberanführer ihnen einmal entschlüpft war, so fanden sie es zweckmäßiger, den Vorfall ganz zu verheimlichen, um nicht noch den Spott auf sich zu lenken, nachdem sie schon den Schreck überstanden hatten.

Drittes Kapitel.

Der Gemeindehirt in Oberhöflein und sein Kind.

Am Fuße des Hartberges zwischen Geras und Frohnsburg, kaum zwei Wegstunden von der mährischen Grenze entfernt, liegt am Fugnitzbache der Ort Oberhöflein.

Könnten wir unsere Leser zur schönen Jahreszeit in jene anmuthige Gegend führen, sie würden sich ergötzen an den saftgrünen Triften, an den baumreichen Höhen, an den romantisch gelagerten Hügeln, und endlich dürfte sogar der Ort selbst nicht minder ihr Wohlgefallen erwecken, als die beneidenswerthe Frische und Ueppigkeit der Vegetation, die Ihnen hier überall entgegen blinken und Ihre Sinne erfreuen würde.

Auf dieses Vergnügen müssen wir jedoch verzichten; der Winteer lagert in voller Wucht auf der Gegend und beraubt sie ihres Schmuckes und ihrer Reize; statt des buntfarbigen Bildes sehen wir nichts als einförmiges Weiß, die zahlreichen Schattirungen von Grün sind verschwunden, die Tinten sind erloschen, überall Schnee und Eis; wohin

man blickt sieht man nichts als den weißen Pelz, den der Winter schenkt, um vor dem Winter zu schützen.

Die Gegend ist ausgestorben, öde und leer, das Leben hat sich geflüchtet vor dem Frost, der es zu zerstören drohte — wünschen wir mit Menschen zu verkehren, so müssen wir sie in ihren Wohnungen aufsuchen, draußen im Freien sind sie nicht zu finden.

Dort am Ende des Dörfleins, wo die Straße nach Geras führt, liegt ein kleines, sehr bescheidenes Hüttchen.

Im Bewußtsein seiner Schwäche schmiegt es sich an die Erde, und wagt nicht einmal seinen Schlott zu erheben; man braucht den armen Bau nur anzusehen und man wird gleich wissen, daß er von Menschen bewohnt ist, die wenig oder gar nichts besitzen; von seinem angeräucherten Giebel weht das Banner der Armuth herab, an seinem baufälligen Thore hat die Vehme der Dienstbarkeit drei Spähne ausgehauen, um anzudeuten, daß die Bewohner verurtheilt und verdammt sind, ihr Brot im Dienste Anderer zu essen.

In jenem kleinen Gehöfte wohnte nämlich mit seiner Tochter M a r i e der alte K a s p a r K r a m e r, der G e m e i n d e h i r t von O b e r h ö f l e i n, oder wie sich die österreichischen Landleute viel prosaischer ausdrücken, der — „Halter.“

Als der gute gemüthliche Vater Geßner seine Hirten im idillischen Zustande aufmarschiren ließ, als er seine „Pithiasse“ und seine „Damone“ schilderte, da — wir wetten Tausend gegen Eins — hatte er ganz gewiß nicht den „H a l t e r“ von O b e r h ö f l e i n zum Vorbilde genommen.

Die baufällige Hütte des alten K r a m e r war ebenso wenig geeignet den Schauplatz einer Idille abzugeben, als er selbst befähiget war, eine Rolle in einem derartigen ländlichen Gemälde zu übernehmen! seine ganze Erscheinung war eine so alltägliche, sein Charakter ein so gewöhnliches Gemisch mittelmäßiger Eigenschaften, daß man an ihm keine

Eigenthümlichkeiten, die eine Beleuchtung vertragen hätten, hervorzuheben fand.

Er arbeitete so viel als er mußte, hütete die Herde, damit sie keinen Schaden litt, rauchte ununterbrochen Tabak und that nie mehr und nie weniger als seine Schuldigkeit gerade erheischte; man hatte an dem Gemeindehirten nichts zu loben, aber auch nichts zu tadeln; er besaß keinen Feind im Orte, aber eben so wenig einen Freund.

Wir bitten unsere Leser um Verzeihung, wenn sie sich in den Erwartungen, die wir vielleicht mit der Aufschrift dieses Kapitels rege gemacht haben, im Verlaufe desselben getäuscht finden.

Sie mögen im Stillen gehofft haben „der Gemeindehirt von Oberhöflein und sein Kind" würden vor Ihnen aufmarschiren, sonntäglich herausstaffirt, aufgeputzt mit dorfgeschichtlicher Naivität, tugendsamer Lebensanschauung und Seelenhoheit; der Vater mit der Schalmei, die Tochter mit der Spindel in der Hand, er voll Zärtlichkeit für sein einzig' Kind, sie voll Ehrfurcht für den Vater, der ein würdiger Greis mit silberweißem Haar, sie eine braungelockte Jungfrau, beschnürt und bebändert, mit einem Busen voll süßer Gefühle und höchst tugendsamer Liebesgedanken. Was hätte ein nur halbwegs gewandter Frasenjäger aus diesem Gemeindehirten und seiner Tochter herausgedrechselt, mit welchen Gefühlen hätte er sie galvanisirt, welch' schöne anmuthige Redensarten würde er ihnen in den Mund gelegt haben!

Wir können uns zu dergleichen Ausschmückungen nicht verstehen; wo das Leben dürre Prosa schreibt, wird jede Schnörkelei zur Fratze, deren Unnatur anwidert und aneckelt; wir führen die Menschen vor wie sie sind, und nicht wie sie sein könnten oder sein sollten.

Der alte Kramer mit seinem schweren trottelhaften Gang, den Nasenwärmer zwischen den Zähnen und die kurzgestielte Peitsche in der Hand war eine wenig malerische

Erscheinung, sein ungehobeltes Organ und seine ungeschlachte Redeweise hätten völlig jede Illusion zerstört, wenn eine solche denkbar gewesen wäre.

Mit seiner achtzehnjährigen Tochter verhielt es sich freilich anders, wenn auch nicht viel!

Marie war ein üppiges Mädl, ein schmucker Schatz mit dunklem Teint, kohlschwarzen Augen und reichem braunem Haar.

Die „Halterische“ in Oberhöflein war, wie sich die Raufbolde auf sechs Meilen in der Umgegend ausdrückten, ein fetter Bissen, dem zu Liebe man schon meilenweit Fensterln gehen durfte, wär's auch nur gewesen, um einen Händedruck oder ein freundlich' Wort zu erobern.

Es eroberte aber Keiner was — mit Ausnahme eines Einzigen, konnte sich Niemand rühmen, von Marie irgend eine Gunstbezeugung erhalten zu haben. Es gab Viele, denen es nach dem fetten Bissen in Oberhöflein gelüstete, allein alle Bewerber zogen mit stattlichen Körben ab und konnten sich mit der Kehrseite ihres Aermels den Mund abwischen, da ihnen in der Regel der Luxus der Nasentücher noch unbekannt war.

Marie blieb also der Gegenstand zahlreicher Dorfhuldigungen und einer ungetheilten Aufmerksamkeit, denn Jeder war auf den Mann neugierig, dem es endlich gelingen würde, das Herz der spröden Halterstochter zu erweichen.

Auf einmal erhob sich in Oberhöflein eine Munkelei, man wispelte sich's zu, man lachte höhnisch und raunte sich's ins Ohr:

„Die Halterische hat einen Liebsten!“

Aus dem Orte? — Nein!

Woher kam er? — Niemand wußte es.

Wie sieht er aus? — Kein Oberhöfleiner Auge hatte ihn noch gesehen.

Von wem kam also die Kunde?

War's eine Stimme in der Luft oder irgend ein altes Weib, welches geplaudert hatte?

Hundert Augen bewachten die verfallene Hütte am Ende des Dorfes, um den Liebewerber zu überraschen, aber Alle mit einander sahen nichts; fünfzig Hände bewaffneten sich mit Knitteln, um dem Eindringling den Rücken blau zu klopfen, weil er es gewagt hatte, seine Liebe über das Weichbild seines Geburtsortes herüber zu tragen; vergeblich, die Aufpasser bemühten sich umsonst, nicht einmal eine Katze, viel weniger ein Mensch erschien an Marien's Fensterchen.

Es ist eine Lüge, es ist nicht wahr, die Halterische hat noch keinen Liebsten, hieß es dann, und die bewegten Dorfgemüther begaben sich zur Ruhe.

Plötzlich aber erhob sich das Gerede wieder.

Gestern wurde beim Halter gefensterlt! lautete diesmal mit größerer Entschiedenheit die Kunde.

Im Nu waren die Burschen wieder in der Höh'.

So ist es also doch wahr! Die spröde Susanna hat also doch schon ihr Herz verschenkt! Aber Sapperment, wer mag nur der Teufelskerl sein?

Woher kam diesmal der Verrath?

Am Abend vorher war frischer Schnee gefallen und am Morgen bemerkte man Spuren von Tritten, die wer weiß woher in gerader Linie zu Marien's Fenster führten.

Man untersuchte die eingetretene Fußform, und fand, daß im ganzen Dorfe kein Bursch lebte, dessen Fuß so schmal und so kurz gewesen wäre.

Der niedliche Männerfuß erweckte den Neid der Burschen noch mehr und stachelte ihre Eifersucht abermals auf, sie schwuren weder zu ruhen noch zu rasten, bis sie den frechen Eindringling entdeckt und ordentlich durchgebläut haben würden; das Aufpassen und Spähen begann wieder, jedoch mit nicht günstigerem Erfolge wie früher. So lange die Burschen wachten, schien der Geliebte Marien's zu schlafen, kaum

aber daß ihr Eifer erkaltete, und sie sich zur Ruhe begaben, fanden sie Spuren von der Wachsamkeit ihres Gegners.

Drei Dinge standen fest. Marie hatte einen Geliebten, dieser Geliebte kam aus der Ferne her und hatte einen kleinen Fuß — weiter hinaus erstreckte sich das Wissen der Oberhöfleiner Burschen nicht, trotz der Nachfragen und Spähereien, deren sie sich beflissen.

Nachdem sie sich selbst zum öftersten genarrt und gefoppt hatten, kühlte der Winter ihren Eifer ab und sie stellten die Aufpasserei ein, nicht etwa, als ob sie zur Erkenntniß von Friedfertigkeit gekommen wären, im Gegentheil, ihr Groll kochte siedend wie früher, allein sie bauten auf das alte Sprüchlein, daß nichts so fein gesponnen, es käme doch an's Licht der Sonnen, und hofften, daß ein günstiger Zufall ihnen den Eindringling in die Hände liefere, wo ihnen dann ihre Rache um so süßer schmecken würde. Sie gaben also ihre Hinterhalte nicht ohne Hintergedanken auf.

Was that Marien's Vater während dieser Zeit? Wie benahm er sich? Wußte er um die Liebe seines Kindes oder nicht?

Wir werden dies gleich erfahren, denn gerade in dieser Epoche der Erwartung besuchen wir das Dorf, und zwar am Nachmittage, wo Kaspar Kramer eben mit einer Holzladung auf einem zweirädrigen Karren, den er selber zieht, aus dem Walde heimkehrt.

Beiläufig eine halbe Wegstunde vor dem Dorfe holte ihn eine rüstige Bauersfrau ein, die leer und ledig daherging und dem nämlichen Ziele wie er zuschritt.

Nach dem üblichen Gruße ließ sich die Bäuerin mit dem Gemeindehirten in ein Gespräch ein.

Schon wieder Holz geholt? begann sie mit jener Kürze, deren sich, gleichviel ob in der Stadt oder auf dem Dorfe, der Reichere gegenüber dem Aermeren stets bedient.

Der Winter ist streng, antwortete Marien's Vater und die Wärme thut wohl.

Wie kommt es, daß Ihr allein seid?

Bin ich doch mein lebelang allein in den Wald gegangen.

So lange Ihr noch bei voller Kraft war't, war's in der Ordnung, allein jetzt . . .

Jetzt, unterbrach sie der Hirt, muß ich mir's auch gefallen lassen, wer sollte denn sonst für mich die schwere Arbeit verrichten?

Wer denn sonst, als Euere Marie?

Das Mädl hat im Hause genug zu schaffen.

Einen Nachmittag in jeder Woche könnte sie sich wohl absparen, um Euch zu schonen; aber wie es heißt, ist sie ein träges Ding.

Wer sagt das? rief der Alte ein wenig unwirsch.

Die Leut' im Ort' sagen's.

Die Leut' im Ort' reden gar viel, wenn der Tag lang ist. Meine Marie ist ein braves arbeitsames Mädl.

Jedem Lappen, gefällt seine Kappen, replizirte die Bäuerin spöttisch.

Der Alte schupfte die Schultern und entgegnete:

Recht so, ich bin mit meinem Kinde zufrieden, was die übrigen Leute von ihr denken, daran liegt mir nichts. Ich weiß schon, woher die bösen Nachreden kommen. Die Burschen sind ihr nicht grün, weil sie einen nach dem andern heimschickt, ohne ihnen Gehör zu schenken, und wenn ich nicht irre, war Euer Bruder, der Peter, auch darunter.

Der Bauersfrau stieg die Röthe in's Gesicht.

Na, rief sie zornig, das fehlte mir noch, daß unser Peter, ein herrschaftlicher Jäger, sich nichts Besseres und Braveres sollte aufzusuchen wissen! Ein Mädl, wo fremde Burschen des Nachts aus und ein steigen, darf nicht erleben, in unsere Freundschaft zu kommen, selbst wenn ihr Vater der Richter wär', am allerwenigsten aber, wenn er gar der Halter ist.

Wer sagt Euch, daß bei meinem Kinde aus und ein gestiegen wird?

Die Leut' sagen's.

Schon wieder die Leut'! ich bin doch gottlob auch im Hause und müßte was davon wissen.

Wo steht es gedruckt, daß Ihr nichts davon wißt?

Der Teufel hole mich, wenn ich nur eine Ahnung davon hab'.

Auch möglich! Aber im Hinterstübchen kann gar Vieles vorgehen, ohne daß man es in der Vorderstube erfährt.

Lüge, Alles ist Lüge und Verleumdung, rief der Alte aufgebracht; daß die Burschen dem Mädl nachstellen, ist bekannt, daß sie an's Fenster kommen ist auch wahr, aber man verargt dies keiner Dirne im Lande, folglich kann man's meinem Kinde auch nicht verübeln; das Uebrige glaub' ich nicht, und damit Gott befohlen!

Die Bäuerin ging ihres Weges und der Gemeindehirt fuhr, mit sich selbst brummend, in sein Gehöfte.

Das eingebrachte Holz war abgeladen, der alte Kramer trat, von der Arbeit aufathmend, in die Vorderstube, wo ihn eine heiße Suppe zum Abendmahl erwartete.

Marie gewahrte seine finstere Miene und sagte:

Ist Euch was Unangenehmes widerfahren, Vater?

Ja, ich habe mich geärgert!

Warum habt Ihr Euch geärgert?

Weil die Leute dir Uebles nachreden.

Ich denke, daran solltet Ihr schon gewöhnt sein.

Man gewöhnt sich schwer an Kränkungen.

Was soll man thun, wenn man den Leuten das Reden nicht verbieten kann?

Man muß ihnen keine Gelegenheit dazu bieten.

Ihr schenkt doch dem Gerede keinen Glauben?

Bis jetzt noch nicht, aber ich fürchte —

Was fürchtet Ihr?

Daß das, was sie jetzt sagen, wahr werden könnte.

Habt keine Furcht, Vater — und denkt nicht an die Klatschereien. Die Suppe kühlt aus.

Meiner Treu, wenn mich das Volk böse macht, so brock' ich ihm eine Suppe ein —

Laßt den Leuten ihre Freude und verkümmert uns die unsere nicht. Ich habe für einen Abendtrunk gesorgt.

Ist der Krug vielleicht wieder mit Wein gefüllt?

So ist's, Vater.

Ei ei, Marie, woher hast du wieder das Geld genommen?

Ihr wißt doch, daß ich heute in Geras war und der Kaufmannsfrau Garn ablieferte, das ich für sie spinne.

Ja so, du warst in Geras, richtig, hätte bald darauf vergessen. Du bist ein braves, fleißiges Kind, und sorgst, daß ein paar Groschen in's Haus kommen.

Der Alte, freundlicher geworden, setzte sich an den Tisch, und aß und trank.

So oft er sein Glas leerte, schenkte es Marie voll und so oft das Glas voll war, leerte es der Vater.

So ging es fort und je mehr der Alte trank, desto gutmüthiger und gesprächiger wurde er, der Wein schwemmte den letzten Verdacht, der allenfalls noch in seinem Inneren wurzelte, fort, die Geister des Rebensaftes beschworen jene rosige Laune herauf, welche der Betäubung voraus zu gehen pflegt, endlich fand sich auch diese ein, als der letzte Inhalt des Kruges verschwunden war, dessen Maß bis jetzt noch immer hingereicht hatte, den Alten in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit zu versetzen.

Als diese eintrat, leitete das Mädchen den Vater zu seinem Lager, und hob ihn mit kräftigen Armen auf das Bett, wo er hinsank und auch sogleich entschlief.

Marie beobachtete ihn eine Weile, dann nickte sie zufrieden vor sich hin und lispelte:

Er schläft — nun hab' ich nichts mehr zu besorgen, nun mag er kommen, wir werden ungestört sein!

Wer war es, den sie erwartete?

Wir werden es gleich erfahren.

Viertes Kapitel.

Liebe in der Hirtenhütte.

Nachdem Marie ihren Vater zu Bette gebracht hatte, nahm sie die Lampe, verließ die Vorderstube und begab sich in die Hinterkammer, wo ihre Lagerstätte sich befand.

Dort stellte sie die Lampe auf den Tisch, begab sich zum Fenster und öffnete den einen der geschlossenen Balken, so daß man den erleuchteten Fenstertheil schon aus der Ferne wahrnehmen konnte. Die niedere Hütte wurde zum Leuchtthurm, um dem Liebesschiffer außen die Kunde zu signalisiren, daß jede Gefahr beseitiget sei und daß er sich dem Hafen ungescheut nähern könne.

Es währte auch kaum zehn Minuten, so erschien eine Männergestalt am Fenster und fuhr, mit den Fingern kratzend, über den Balken; auf dieses Zeichen hin blies Marie rasch die Lampe aus und Nacht umhüllte die Kammer.

Nun wurde von Außen der zweite Laden geöffnet, das nur angelehnte Fenster nach Innen zu aufgedrückt und ein Mann wand sich leicht und geschmeidig durch's Fenster in die Stube. Nachdem er festen Fuß gefaßt hatte, schloß er von Innen die Balken und Fenster, und zwar Alles mit einer solchen Kenntniß der Dinge und ihrer Lage, daß man daraus leicht schließen konnte, er habe diese Expedition heute nicht zum ersten Male unternommen.

Ja noch mehr, der Mann fand trotz der Dunkelheit den Weg zu einer Bank, wo er sich niederließ und wo er neben dem Mädchen, welches hier seiner wartete, zu sitzen kam.

Rasch schlang er den Arm um die Taille der Geliebten, zog sie an sich und überschüttete sie mit Küssen.

So bin ich wieder bei dir, Marie, begann er mit einem Tone, der sein Glück kundgeben sollte, ich halte dich in meinen Armen, ich küsse dich und bin glücklich.

Geh, geh, Hans, versetzte die Tochter des Gemeindehirten, stell' dich nicht als ob dir gar so viel an mir gelegen wär' —

Du zweifelst doch nicht an meinen Worten?

Ich will's schon glauben, daß du mich ein wenig lieb hast, erwiderte das Mädchen munter, aber zu viel nicht; ich möcht' dir's schriftlich geben, Hans, daß du aus Lieb' zu mir nicht närrisch werden wirst.

Glaubst du denn, Marie, ich würde den weiten Weg bis zu dir machen, wenn ich dich nicht gar so gern hätte?

Du hast wahrscheinlich wieder ein Geschäft in unserer Gegend vor, hast vielleicht wieder einen reichen Müller, einen Amtmann oder Pfarrer auf'm Korn?

Du irrst dich, Schatz, diesmal bin ich nur dir zu Lieb' heraufgekommen, und glaub' mir sicher, Marie, ich würde mich sehr gerne öfter bei dir einfinden, wenn ich nicht besorgen müßte, unsere Liebe könnte verrathen werden.

Ach, Hans, erwiderte Marie traurig, was ich heute bemerkt und erfahren habe, läßt mich ohnedem für die Zukunft unserer Liebe Alles befürchten.

Marie, du machst mich erschrecken!

Der Vater, fuhr das Mädchen fort, schöpft bereits Verdacht. Er forschte, woher ich das Geld nahm, um den Wein zu kaufen, was er sonst nie that.

Du hast ihm doch geantwortet, du hättest es in Geras . . .

Von der Kaufmannsfrau für das Gespinnst bekommen, das meine Ausrede, allein wenn es ihm einmal einfiele, sich in Geras zu überzeugen, ob meine Angabe auch wahr sei? ich befände mich in einer argen Verlegenheit.

Du mußt dich auf eine zweite Ausrede gefaßt machen, denn dein Vater darf nun einmal nicht erfahren, daß ich dich besuche und keine Seele darf ahnen, daß ich dir Geld gebe.

Das ist jedoch noch nicht Alles, was mich beunruhigt, ein anderer Vorfall von heute flößt mir noch größere Besorgniß ein. Du weißt, daß mehrere Burschen aus dem Orte sich um meine Liebe bewarben und daß ich deinetwegen Alle zurückwies. Unter diesen befand sich auch der Wartner Peter, dessen Schwester hier eine wohlhabende Bäuerin und der selbst in Geras herrschaftlicher Jäger ist. Als ich nun heute mit dir vor Geras zusammentraf und dich, nachdem ich von dir das Geld empfangen, verließ, bemerkte ich plötzlich den Jäger, der aus einer Thüre trat und mich höhnisch lächelnd ansah. Ich fürchte, Hans, der Jäger sah uns nicht nur mit einander verkehren, sondern er bemerkte auch, daß du mir Geld gabst.

Was liegt daran? Er kennt mich ja nicht. Im schlimmsten Falle wird dein Vater erfahren, daß du mit einem Burschen aus einem fremden Orte eine Liebschaft hast —

Und wenn er in mich dringt, ich solle ihm deinen Namen angeben?

Dann wirst du klug genug sein, einen zu erfinden. Begnügt sich der Alte damit nicht und macht er Miene, dich mißhandeln zu wollen, so verlassest du das Haus und suchst in der Gegend von Horn einen Dienstplatz, wo wir öfter wie hier zusammentreffen werden. Kurz und gut, mach' dir keine Unruhe und bleib' mein lieber, guter Schatz. So lange man dich im Verdachte einer gewöhnlichen Liebschaft hat, haben wir nichts zu fürchten, die Gefahr für dich begänne erst, wenn man bei dir den Grasel suchte, und für diesen

Fall haben wir auch vorgesorgt. Darum fort mit allen trüben Gedanken, wir lieben uns und wollen uns dieser Liebe freuen.

Das Freuen wär' schon recht, wenn's auch nur vom Herzen ginge.

Liebst du mich nicht mehr so heiß wie früher?

Die Gefahr, welcher ich mich deinetwegen aussetze, muß dir beweisen, daß meine Lieb' zu dir noch nicht erkaltet ist, aber eben deßhalb, weil ich dich so gern hab', weil ich so viel für dich wage, weil ich stets für dich besorgt bin und in Angst lebe, eben deßhalb muß es mich doppelt kränken, wenn ich höre . . .

Das Mädchen hielt ein, Grasel hörte sie schluchzen.

Mir scheint gar, du weinst? sagte er betroffen, ich weiß nicht, Marie, wie du mir heute vorkommst? Was fehlt dir? Was kränkt dich? Was hast du gehört?

Ich habe erfahren, daß du wieder eine neue Bekanntschaft gemacht hast —

Leeres Geschwätz —

Lüg' nicht, Hans, ich weiß sogar den Namen der Dirne, es ist die Ehegartner Nandl von Horn —

Ah, sieh doch, Marie, wie gut du Alles weißt —

Nicht wahr, es wundert dich, daß das arme Haltermädl in Höflein erfährt, welche Wege der Grasel in Horn geht?

Marie, du wirst doch nicht eifersüchtig sein?

Ja, Hans, ich bin's, ich will meinen Bub'n für mich haben, ich bin ein armes Mädl, welches sich nichts vorzuwerfen hat, als daß es sich mit dir in ein Verhältniß eingelassen hat; soll dies vielleicht der Dank für meine Lieb' sein, daß ich mir denken muß, jetzt bist du bei mir und morgen wirst du bei einer Andern sein?

Na, na, Marie, beruhige dich und ereifere dich nicht gar so arg. Laß uns gelassen über diese Angelegenheit sprechen, vielleicht gelingt es mir, dich zur Raison zu bringen:

ich will's versuchen, obwohl ich schon die Erfahrung gemacht habe, daß zwanzig Räuber leichter zu bewältigen sind als Ein eifersüchtiges Weib.

Nach einer Pause fuhr Grasel fort:

Du bist eifersüchtig, warum? Weil ich bei Horn ein Haus hab', wo ich im Nothfall einen sichern Versteck finde, gerade so wie bei dir; in jenem Hause wohnt eine hübsche Dirn, nicht so hübsch wie du, aber doch hübsch genug, um einen Burschen wie ich bin nicht anzuwidern, das Mädl ist mir nicht an's Herz gewachsen, aber an dem Versteck liegt mir viel, Leute meines Gleichen müssen suchen, sich so viele Freunde als möglich zu verschaffen, weil sie ohnedem Feinde genug haben; um von verletzter Eigenliebe und weiblicher Bosheit keinen Verrath befürchten zu müssen, bleibt mir nichts übrig, als bei der Ehegartner Nandl den Liebhaber zu spielen —

Was dir natürlich sehr schwer fällt! bemerkte die Halterstochter bissig.

Es fällt mir nicht gar so schwer, wie du vielleicht denkst, versetzte Grasel launig, und wenn es auch wäre, was muß der Mensch nicht Alles thun, um sich seine Freunde zu erhalten?

Wer weiß wie viele solcher Zufluchtsorte du im Waldviertel noch besitzest?

Wenn es dir zur Beruhigung dient, so kann ich dir noch neun herzählen.

Hans, du bist ein abscheulicher Mensch! —

Meine Verstecke beweisen das eben nicht —

O, warum hab' ich mich von dir betrügen lassen?

Hab' ich dich betrogen, Marie? fragte jetzt der Räuber mit dem Tone ernsten Vorwurfes, wie kannst du mich dessen beschuldigen? Schau, Marie, das ist nicht schön von dir. Als ich dich kennen lernte, erinnere dich nur jener Stunde, es war beim Tanz in Frohnsburg, machte ich vor dir von meinem Stand und meinem Gewerbe kein Geheim-

niß; ich sagte zu dir ganz offen: Mädl, du gefällst mir, möchtest du nicht mein Schatz werden? Ueberleg' dir's aber gut, bevor du „Ja“ sagst, denn ich bin der Grasel und eine Bekanntschaft mit mir ist nicht ohne Gefahr. Du hast dich nicht besonnen, denn dein Herz hat dich, wie du mir freiwillig gestanden, zu mir gezogen und wir sind Liebsleute geworden. Wo ist da eine Lüge, wo ein Betrug von meiner Seite?

Hast du mir nicht Treue versprochen?

Du irrst dich, Marie, auch in diesem Punkte hab' ich nicht gelogen. Ich versprach dir, dich immer zu lieben, und das hab' ich gehalten, was aber die „Treue“ anbelangt, so ist dieses Wort einem Frauenzimmer gegenüber noch nie über meine Lippen gekommen! Ich will nicht wortbrüchig sein, ich kenne mich und weiß, daß es mir unmöglich ist, treu zu bleiben. Ich bin heute hier, morgen dort, mein Gewerbe erfordert, daß ich der Vertrauten mehrere besitze, meine Sicherheit bedingt einen fortwährenden Wechsel meiner Aufenthaltsorte und dies hat mich an einen stäten Wechsel im Umgange gewöhnt; schon der Gedanke, durch mein ganzes Leben eine und dieselbe Person um mich zu haben, flößt mir Schrecken ein.

Grasel nahm die Geliebte in seine Arme, liebkoste sie und fuhr zärtlich fort:

Nicht böse sein, mein Kind, sei wieder mein lieber, lieber Schatz, der nicht eifersüchtig ist, der sich um das nicht kümmert, was in der Ferne vorgeht, sondern die süßen Stunden eben dann hinnimmt, wenn sie ihm geboten werden. Schmoll nicht, Marie, sondern küsse mich, so innig, so herzig, wie du es schon oft genug gethan hast, obwohl du damals eben so gut wie heute wissen mußtest, daß du nicht mein einziges Mädl bist.

Das Mädchen brach in Thränen aus, sie besaß eben so wenig die Kraft, den Schmerz, den das unumwundene Bekenntniß Grasel's ihr verursachte, zu unterdrücken, als dessen Lieb-

kosungen zurück zu weisen. Ein Opfer ihrer Leidenschaft, sah sie ihr traurig' Loos voraus und besaß dennoch nicht die Stärke, sich den Armen des Verderbens zu entwinden.

Der Räuber seinerseits kannte die Uebermacht, welche er über das schwache Geschöpf besaß, zu gut, um nicht jenen Gebrauch davon zu machen, der seinem Zwecke entsprach.

Er liebkoste Marie, schmeichelte ihr, überschüttete sie mit Küssen, die sie Anfangs duldete und dann erwiderte.

Plötzlich wurden die Liebenden aufgeschreckt.

Von der Seite her, wo sich die Hausthüre befand, vernahm man Geräusch und Stimmen.

Was mag es draußen geben? lispelte Grasel der Geliebten zu.

Verhalte dich ruhig, ich werde forschen, was es gibt, sagte Marie und eilte zur Thüre; sie öffnete leise und sah hinaus, stürzte jedoch, die Thüre hinter sich schließend, in die Stube zurück und auf den Geliebten los:

Um Gotteswillen, Hans — rette dich!

Hat man es auf mich abgesehen? fragte Grasel gelassen.

Ja, hauchte das Mädchen, es sind Bewaffnete auf der Straße!

Späh' einmal durch die Klinse des rechten Fensterladens, befahl Grasel der Geliebten weiter, aber ohne Geräusch und ohne den Laden zu öffnen.

Marie that wie Hans ihr befahl.

Nach einigen Sekunden schon kehrte sie zurück und lispelte wieder:

Das Fenster ist ebenfalls bewacht!

Die Spitzbuben haben also die Hütte umstellt; meinethalben, den Grasel sollen sie dennoch nicht bekommen!

Fünftes Kapitel.

Wo steckt der Grasel?

Grasel hatte sich nicht getäuscht, die Hütte des Gemeindehirten von Oberhöflein war von Revierjägern und bewaffneten Gerichtsdienern umrungen.

Vor jedem Fenster standen zwei Personen, die Hähne ihrer Stutzen aufgezogen und die Mündungen auf die Fenster gerichtet, der Hof war bewacht, das Thor besetzt, kurz, die ganze Hütte derart umstellt, daß nicht eine Katze, viel weniger ein Mensch zu entkommen im Stande war.

Der Ueberfall galt in der That dem Räuber, allein wie wurde seine Anwesenheit verrathen, wer hatte ihn erkannt und angegeben?

So wie gar oft im Leben, so trieb auch hier ein Zufall sein Spiel, und zwar zu Ungunsten Grasel's.

Der Räuber, in der festen Ueberzeugung, er sei in Geras von Niemanden gekannt, nahm in dem dortigen Wirthshause vor seiner Zusammenkunft mit Marie ein Frühmahl ein, bei welcher Gelegenheit er von einem alten Mütterlein erblickt wurde, welches, aus seinem Heimatsorte stammend, ihn sogleich als den Hansjörg des alten Grasel erkannte.

Die Alte trippelte schleunig zum Richter und während man sich da berathschlagte und sich verwunderte, hatte Grasel das Gasthaus ahnungslos verlassen und traf vor dem Orte mit Marie zusammen.

Bis man einige Bewaffnete zusammenbrachte, welche den Muth besaßen, auf den Grasel zu fahnden, war dieser verschwunden, und man begann nach ihm im Geheimen im Orte zu forschen; die Kunde davon gelangte auch zu dem herrschaftlichen Jäger Peter Wartner, der Marie mit einem Unbekannten verkehren sah, auf den die Beschreibung, welche die

Alte von dem Grasel machte, genau paßte; Peter gelangte daher zur Ueberzeugung, daß Marie mit Grasel verkehrt und von ihm Geld empfangen habe.

Peter hatte sich, wie wir bereits wissen, vergebens um die Liebe der Halterstochter von Oberhöflein beworben, in seinem Herzen kochte es daher und gohr es gar gewaltig. Es dürstete ihn nach Rache, nach Vergeltung, wie er es nannte, und jetzt ward ihm die Gelegenheit geboten, sie zu befriedigen.

Peter zweifelte keinen Augenblick, daß zwischen Marie und Grasel ein innigeres Verhältniß bestehe, daß der bis jetzt unbekannte Liebhaber Marien's Niemand sonst als Grasel sei, er glaubte dies an den Blicken und Mienen zu erkennen, mit denen sich das Pärchen bewillkommte und verabschiedete, er beschloß demnach Alles daran zu setzen, für seine Ueberzeugung sich Beweise zu verschaffen und den Räuber bei Marien zu überraschen.

Daß sich ihm diese Gelegenheit schon in wenigen Stunden darbieten würde, dachte er Nachmittags freilich noch nicht.

Es war beschlossen, daß zahlreiche Bewaffnete von Geras bei einbrechender Nacht eine Streifung gegen Höflein vornehmen sollten, da eingezogenen Erkundigungen zufolge Grasel Nachmittags in dieser Richtung gesehen wurde. Peter befand sich bei der Expedition.

Wie wir wissen, wohnte eine Schwester des Jägers in Oberhöflein; als man nun diesem Orte nahe kam, verfügte Peter sich zu seiner Schwester, um ihr die gemachte Entdeckung mitzutheilen und sie mit in's Vertrauen zu ziehen.

Die Hütte des Gemeindehirten lag am Ende des Ortes auf der Straße nach Geras. Peter mußte daher an dem Gehöfte vorüber.

Die Nacht machte bereits ihre volle Herrschaft geltend, das Gehöfte lag einsam und öde da — kein Lichtstrahl fiel

durch die geschlossenen Fensterläden — auf einmal jedoch erleuchtete sich die Hälfte des Fensters.

Peter stutzte.

Was war das? Er kannte jenes Fenster recht gut, es gehörte zu Marien's Schlafkammer, er hatte oft genug an demselben gestanden und das schmucke Mädchen vergebens herbeibeschworen.

Der Jäger blieb horchend stehen.

Nach einer Weile gewahrte er einen Schattten vor dem Fenster auftauchen, der Lauscher war nahe genug, um aus den Umrissen und dem Hut auf dem Kopfe nicht nur einen Mann, sondern sogar den nämlichen Mann wieder zu erkennen, mit dem Marie am Mittage in Geras gesprochen hatte.

Jetzt erlosch das Licht in der Stube.

Peter wußte aus eigener Erfahrung, was dies zu bedeuten habe, und jubelte in seinem Innern:

Der Grasel ist bei der Marie eingestiegen, jetzt hab' ich den Vogel in der Falle!

Er flog zurück zu den bewaffneten Kameraden, von denen er sich kurz vorher getrennt hatte, und theilte dem Rentschreiber Werner, unter dessen Befehl die ganze Expedition stand, die gemachte Entdeckung mit.

Dieser, ein entschlossener Mann, ließ sogleich das verabredete Signal ertönen, damit seine Bewaffneten sich um ihn versammelten, und verabredete mit Peter und einem zweiten Jäger den Plan zur Ueberrumpelung der Hirtenhütte. Diesem Plane zufolge wurden die Rollen vertheilt, die Stutzen schußfertig gemacht, die Bewaffneten gruppirten sich und setzten sich in der jeder Patrouille angedeuteten Richtung gegen das Gehöfte zu in Bewegung.

Die einzelnen Abtheilungen langten glücklich an den bestimmten Stellen an, die Umzingelung geschah präcis und ohne Geräusch, und, wie wir wissen, befand sich Grasel noch in Marien's Schlafkammer, als jene schon vollzogen war.

Peter hielt sich an der Seite des Rentschreibers. Beide umkreisten das Gehöfte, und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Besetzung pünktlich vollzogen war, sagte Herr Werner zu dem Jäger:

Wenn der Räuber sich jetzt noch in der Hütte befindet, so entkommt er uns nicht mehr.

Sie werden doch an meiner Aussage nicht zweifeln? fragte der Jäger.

Es ist immerhin möglich, daß er während jener Zeit, die seit Ihrer Entfernung verstrich, das Gehöfte verließ.

Man steigt bei einer Geliebten nicht ein, um sie schon nach einer halben Stunde zu verlassen.

Nun, wir wollen das Beste hoffen.

Der Rentschreiber, von Peter und noch vier Bewaffneten begleitet, begab sich an ein Fenster der Vorderstube und begann an dasselbe zu pochen.

Der Höfleiner Gemeindehirt schlief so fest — der Leser weiß recht gut, warum — daß alle Posaunen Josua's ihn nicht geweckt haben würden, viel weniger ein Klopfen an den Fensterläden.

Verdammter Spitzbube, er stellt sich, als hörte er uns nicht.

Vielleicht ist er nicht zu Hause.

Klopft stärker!

Die Fensterbalken erbebten — die Schläge mußten eine Viertelstunde weit gehört werden, Herr Kramer rührte sich trotzdem nicht.

Was ist zu thun?

Die Thüre erbrechen, damit nicht zu viel Zeit verstreicht.

Wozu dies, wir werden die Jungfer aufstöbern.

Man begab sich zu dem Fenster von Marien's Schlafkammer und klopfte dort zu wiederholten Malen.

Wer ist es? hörte man endlich Marien's zitternde Stimme rufen.

Das Gericht ist's! rief Herr Werner zurück, und darum öffne.

Das Mädchen erschloß die Thüre, zu welcher sich jetzt der Schreiber mit seiner Begleitung begab.

Im Lichte einer nun geöffneten Blendlaterne trat man in die Hütte.

Wo ist dein Vater, fuhr Herr Werner das Mädchen an.

Er schläft.

Wo schläft er?

In seinem Bette in der Vorderstube.

Dein Vater muß sich eines sehr festen Schlafes erfreuen, da ihn sogar unser Hämmern an den Fensterläden nicht zu erwecken vermochte.

Nach dieser mißtrauischen Bemerkung wurden die Thüren besetzt und das Mädchen ins Verhör genommen.

Weißt du, warum wir in's Haus gekommen sind?

Nein! antwortete Marie kurz und trocken.

Vor ungefähr einer Stunde erschien an deinem Fenster ein Mann, du ließest ihn in deine Stube steigen, wo er sich noch befindet und wo wir ihn herausholen werden, denn jener Mann ist der Grasel.

Diese Kundgebung schien auf das Mädchen gar keine Wirkung hervorzubringen, sie hatte sich gefaßt und war auf die Scene vorbereitet.

In meiner Stube, antwortete sie daher gelassen, befindet sich weder der Grasel, noch irgend ein anderer Mann.

Du wagst zu lügen?

Da Sie ohnedem das ganze Haus durchsuchen werden, so wird es sich bald zeigen, ob ich lüge oder nicht.

Du behauptest demnach, daß sich in deiner Kammer Niemand befinde?

Ich behaupte, daß sich in unserer ganzen Hütte außer meinem Vater und mir vor Euerer Ankunft keine menschliche Seele befand.

Die Entschiedenheit und Festigkeit des Mädchens imponirte dem Schreiber, er begann seine Ruhe zu verlieren und rief:

Wenn ich dir aber sage, daß der Grasel an deinem Fenster gesehen wurde?

Ich kenne den Grasel nicht.

Meinethalben, so war's ein Anderer, und dieser Andere stieg durch's Fenster in die Stube.

Das ist nicht wahr, versetzte Marie mit bewunderns-werther Kaltblütigkeit, wer will das gesehen haben? Wer ist der niederträchtige Verleumder?

Jetzt trat Peter vor und sagte im vollen Bewußtsein der Richtigkeit seiner Angabe:

Ich stand kaum dreihundert Schritte von deinem Fenster entfernt, und sah mit diesen meinen Augen einen Mann, den ich für den Grasel halte, an demselben stehen.

Das Mädchen sah Peter mit einem verächtlichen Blicke an und fragte ihn mit durchdringendem Tone:

Und du sahst wie jener Mann bei mir durch's Fenster stieg?

Letzteres, lautete die Erwiderung, vermochte ich freilich nicht zu sehen, weil du früher das Licht auslöschtest, so wie es alle Dirnen machen, um ihren Buben das Zeichen zu geben, daß er willkommen ist.

Marie wendete von dem Jäger den verächtlichen Blick ab und als würdige sie ihn keiner Antwort mehr, kehrte sie sich zu dem Rentschreiber und sagte:

Der Mann, der an meinem Fenster bemerkt wurde, war wenigstens seiner Stimme nach ein Fremder. Er kam, wie er angegeben, von Geras und fragte mich, ob es hier im Orte ein Gasthaus gäbe, wo er übernachten könne? Da ich, um ihm Auskunft zu geben, das Fenster öffnete, so löschte der Windzug die Lampe aus, was mich verhinderte, den Mann zu sehen. Nach erhaltener Auskunft entfernte er sich und ich ging zu Bette.

Und du glaubst mich mit dieser Ausrede zu befriedigen? fuhr Herr Werner sie an.

Was ich sage ist Wahrheit und keine Ausrede, durchsuchen Sie die Hütte und überzeugen Sie sich selbst.

Je größere Ruhe und Sicherheit die Hirtentochter in ihren Angaben entfaltete, desto schwankender wurde die Ueberzeugung des Schreibers von der Anwesenheit Grasel's; doch dachte er deßhalb noch lange nicht, sich für überwunden zu erklären; die Angabe des Mädchens war allerdings möglich, auch wahrscheinlich, allein die Behauptung des Jäger verdiente mehr Glauben, denn einen Theil von dessen Angabe bestätigte ja das Mädchen bereits selbst, hatte sich Peter darin nicht getäuscht, so konnte sich auch der andere Theil bewahrheiten.

Herr Werner versetzte daher auf die letzte Behauptung Marien's:

Was die Haussuchung anbelangt, so hat es keine Eile damit, ob eine Viertelstunde früher oder später, ändert an der Lage nichts, das ganze Gehöfte ist so umstellt, daß keine Katze entschlüpfen kann, viel weniger ein Mensch. Bevor ich also die Durchsuchung vornehmen lasse, erheischt es meine Pflicht als Amtsperson, dich auf Folgendes aufmerksam zu machen. Du weißt wohl von dem Preise, der auf Grasel's Kopf gesetzt ist?

Ja, ich weiß davon, die Kundmachung wurde öffentlich vorgelesen.

Dann wirst du dich auch des Punktes „Drei" jener Kundmachung entsinnen, welcher ausdrücklich bestimmt, daß, wer seiner Pflicht und seines Gewissens uneingedenk, so vermessen ist, den Raubmörder Grasel oder seine Genossen zu verbergen, wer ihnen Unterstand oder Unterschleif gibt u. s. w. u. s. w., auch wenn er sonst keinen Antheil an ihren Verbrechen hat, nach Paragraph so und so viel des Gesetzes mit drei bis fünf Jahren schweren Ker-

kers bestraft werden wird. Erinnerst du dich an diesen Punkt?

Ein schwaches Beben erschütterte den Körper des Mädchens, das Blut entwich vollends den Wangen, doch raffte sie ihre letzte Kraft zusammen und antwortete, ohne daß ihre Stimme den Kampf im Innern verrieth:

Ich weiß von diesem Punkte, doch geht er mich nichts an, ich habe nie mit dem Grasel und seinen Gesellen zu thun gehabt.

Bleibst du auch bei deinen Angaben, daß kein Mann in deiner Stube ist, daß du den Grasel gar nicht kennst? daß er deine Stube nie betrat?

Ich bleibe bei der Wahrheit!

Wohlan, jetzt ist es Zeit, die Hütte zu durchsuchen.

Die Bewaffneten, die für diesen Theil der Expedition reservirt waren, zerstreuten sich in die wenigen Räume des ohnedem kleinen Gehöftes, zwei von ihnen führten Marie in die Stube, wo Einer sie bewachte, während der Andere die Durchsuchung unternahm; der Rentschreiber, von Peter und noch *einem* Manne begleitet, trat in die Vorderstube, um sich über den räthselhaften Schlaf des Gemeindehirten Aufklärung zu verschaffen.

Der Zustand, in dem sie Marien's Vater antrafen, reichte allein schon hin, das Räthsel vollkommen zu lösen, wenn auch das Glas und der Krug auf dem Tische — die Weindüfte ausströmten — nicht laut genug gesprochen hätten.

Der Alte ist betrunken, und liegt angekleidet im Bette.

Sollte er vielleicht mit dem Räuber gezecht haben?

Wohin denkt Ihr? Dieser Rausch ist älter als eine Stunde, er mußte sich ihn schon angezecht haben bevor der Andere durch's Fenster stieg, überdies steht hier nur ein Glas, wären Zwei da gewesen, es befände sich gewiß ein zweites auf dem Tische.

Von dem Alten, wenn es uns auch gelänge, ihn zu erwecken, woran ich aber sehr zweifle, bekommen wir doch keine verständige Antwort, geben wir uns daher mit ihm keine Mühe, und durchsehen wir blos die Stube, natürlich auch das Bett, wo der Trunkenbold liegt.

Die Hütte wurde nun einer mit unglaublicher Sorgfalt und Genauigkeit vorgenommenen Untersuchung unterzogen, kein Schrank blieb ungeöffnet, kein Möbel unberücksichtigt. Die Betten wurden geleert und die Strohsäcke durchwühlt, kein Kamin, keine Truhe blieben verschont, der Boden, die Kammer wurden durchspäht, sogar der Schlott entging der Aufmerksamkeit nicht.

Anderthalb Stunden lang währte das Durcheinander in der Hütte, acht Personen kehrten das Unterste zu oberst und fanden keine Spur von der Anwesenheit oder Flucht eines Mannes!

Die Wachen außen thaten ihre Schuldigkeit vollkommen, allein sie sahen nichts und hörten nichts, als höchstens das Geräusch, welches aus der Hütte herausdrang.

Während dieser ganzen Zeit war Marie auf der Bank, wo sie sich niedergelassen hatte, sitzen geblieben, hielt die Männer, die ihre Schlafkammer durchsuchten, unverwandt im Auge und zeigte eine lächelnde, dem Anscheine nach unbesorgte Miene, als wollte sie sagen: „Euer Suchen ist vergeblich, Ihr werdet nichts finden!“

Nachdem jede Hoffnung auf ein günstiges Ergebniß der Durchsuchung verschwunden war, begab sich der Rentschreiber in die Hirtenkammer, wo Marie sich befand.

Er blieb vor dem Mädchen stehen und betrachtete es mit forschendem Blicke. Marie senkte ihre Augen zu Boden, und zeigte in Miene und Haltung Demuth ohne Verlegenheit, Zuversicht ohne Herausforderung, ein gerechtes Bewußtsein ohne Hohn und Triumpf.

Wir haben Niemanden gefunden, begann jetzt Herr Werner, ich muß demnach annehmen, daß deine Aussage

keine Lüge war; ich sage, ich muß, denn überzeugt von deiner Wahrheitsliebe bin ich noch keineswegs. Peter hat gesunde Augen und du selbst gibst ja zu, daß ein Mann an deinem Fenster stand; meine Meinung geht nun dahin, daß jener Mann sich wirklich bei dir befand, daß euch aber unsere Absicht zeitlich genug verrathen wurde und dein Geliebter entfloh.

Die Tochter des Gemeindehirten ließ den Rentschreiber ruhig aussprechen; als er zu Ende war, sagte sie wehmüthig:

Sie mißtrauen meinen Worten, es thut mir leid, ich bin nur ein armes Mädl und besitze keine Mittel, Ihr Mißtrauen zu beseitigen. Und warum mißtrauen Sie mir? Weil Peter gegen mich aussagt? Im ganzen Orte weiß man es aber, daß Peter mich lange Zeit mit seiner Lieb' verfolgte und daß ich ihn nicht erhört hab', weil er ein boshafter schadenfroher Mensch ist. Sie haben meinen Vater in einem vollkommen bewußtlosen Zustande getroffen, in dem er sich bereits seit Nachtanbruch befindet; wenn jener Fremde am Fenster mein Liebhaber gewesen wäre, hätte ich nicht nöthig gehabt, ihn durch das Fenster in meine Stube zu lassen, sondern er hätte bequem zur Hausthüre herein kommen können, da sich außer meinem Vater und mir kein Mensch in der Hütte befand. Peter hat schon lange auf eine Gelegenheit gelauert, meinem Rufe zu schaden, heute glaubte er sie gefunden zu haben.

Ein kluger Schütz bewahrt seine besten Pfeile bis zu Ende auf — auch Marie befolgte diese Klugheitsregel und der Erfolg war ein vollkommener.

Die ohnedem schwankend gewordene Ueberzeugung des Rentschreibers stürzte unter den in der That sehr triftigen Gründen vollends zusammen und er fing an, an Marien's Unschuld zu glauben, ohne sie indessen durch Worte anzuerkennen.

Schon gut, sagte er mit dem geringschätzenden Tone, den Vorgesetzte stets anschlagen, wenn sie gezwungen wer-

den, bestrittene Aussagen von Untergebenen anzuerkennen, ich weiß schon, was ich von gewissen Leuten zu halten habe, es ist dein Glück, daß wir den Grasel bei dir nicht fanden, deine Lieb' wäre dir in diesem Falle theuer zu stehen gekommen.

Hierauf wendete er sich seinen Leuten zu, befahl ihnen die ausgestellten Posten zusammen zu rufen, und sich vor der Hütte zu sammeln; er selbst verließ von Peter begleitet die Stube.

Ich machte Sie im Voraus darauf aufmerksam, sprach er zu dem Jäger, daß der Spitzbube die Zeit Ihrer Abwesenheit zur Flucht benützt haben könne. —

Woher aber mag ihm in diesem Falle die Warnung zugekommen sein?

Sie wissen, daß Grasel in der Gegend zahlreiche geheime Vertraute besoldet, die ihn eifrigst von jeder Gefahr in Kenntniß setzen, wer weiß, ob nicht selbst unter unseren Leuten ein geheimer Anhänger des Räubers sich befindet, der, mit ihm und Marie im Einverständniß, ihnen die Warnung zukommen ließ, bevor wir noch aufgebrochen waren.

Peter, der Grund hatte mit dem Mißlingen der Expedition am unzufriedensten zu sein, theilte die Meinung des Rentschreibers und konnte sich von der Ansicht, daß Grasel in der Hütte verborgen sei, nicht loswinden, obwohl er sich hütete, sie jetzt noch laut zu behaupten.

Es bedurfte einer längeren Weile, bevor die ausgestellten Posten auf dem Sammelplatze sich einfanden, diese Frist benützte der Jäger dazu, sich noch einmal, und zwar allein in Marien's Stube zu begeben.

Er stellte sich als habe er dort etwas vergessen, in Wahrheit aber beherrschte ihn nur der Drang, sich noch einmal umzusehen, denn er vermochte sich von dem Gedanken, den Grasel hier zu finden, nicht zu trennen.

Marie war damit beschäftiget, ihre vollkommen zerstörte Lagerstätte herzurichten.

Sie würdigte den Jäger keines Blickes, sondern fuhr ihn laut an:

Was hast du hier noch zu suchen, Peter?

Ich habe mein Tuch vergessen, lautete die kurze Antwort des Jägers.

Er begann umher zu spähen und durchschritt dabei die Kammer.

Außer dem Geräusch seiner Tritte herrschte eine grauenvolle Stille.

Peter war an das Fußende der Lagerstätte gekommen.

Er hielt an und fuhr überrascht zusammen.

Einen Moment lang blieb er regungslos stehen.

Der Jäger hielt das Laufende seines Stutzens, an dem der Hahn aufgezogen war, in der Hand, so daß der Schaft den Boden berührte.

Plötzlich rief er:

Holla, ich hab ihn, an dieser Stelle ist der Boden hohl, hier unten liegt der Grasel!

Und um sich seiner Entdeckung zu vergewissern, schlug er mit dem Schaft auf die in der That hohl tönende Diele — in demselben Momente jedoch erfolgten Blitz und Knall und verschlangen den Ruf des Jägers, der Stutzen entlud sich und das tödtende Blei fuhr dem Jäger durch den Unterkiefer hinein und am Scheitel heraus.

Marie stieß einen Angstschrei aus, Peter stürzte leblos zu Boden.

Der Rentschreiber eilte herbei; die Betäubung, die jede Schußwunde im ersten Momente hervorbringt, verhinderte den Jäger zu sprechen, einige Minuten später war er eine Leiche und nahm seine Entdeckung mit sich ins Grab. *)

. . . .

. . . .

---

*) Das Erscheinen dieses Romans war kaum bekannt gemacht, als ich auch schon aus Mähren, aus dem Waldviertel und selbst von

Eine Stunde später, die Bewaffneten waren abgezogen, da begab sich die Tochter des Gemeindehirten, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß keine Gefahr eines Verrathes mehr bestand, an jene Stelle, wo der Jäger früher verunglückte, kniete an derselben nieder, brachte den Mund an die Diele und rief dreimal den Namen: Hans!"

Gleich darauf bewegte sich das eine Ende des Pfostens nach aufwärts und aus einer grabähnlichen Vertiefung unter demselben kroch Grasel hervor.

Gottlob, "sagte er, das Mädchen in seine Arme schließend, die Gefahr ist fort, mein Glücksstern hat diesmal fast wunderbar über mir gewaltet.

Nach diesen Worten zog er das bekannte Porträt, welches er wie einen Talisman an seiner Brust trug, hervor, küßte es inbrünstig und rief fast begeistert:

Ich danke dir, du Schutzengel meines Lebens, du warst bei mir, und mir konnte kein Leid begegnen!

Und mir dankst du nicht? fragte Marie fast gekränkt, weißt du, wie viel ich für dich gewagt habe?

---

hier mehrere Zuschriften empfing, in welchen mir zur Benützung eine Menge Thatsachen aus Grasel's Leben mitgetheilt wurden, wie sie damals im ganzen Lande erzählt und geglaubt wurden. Da viele der erwähnten Zuschriften von Männern herrühren, die zu jener Zeit bei den Patrimonialgerichten fungirten, und mithin an der Quelle saßen, so läßt sich über die Wahrhaftigkeit der von ihnen mitgetheilten Daten kaum ein Zweifel erheben, und ich versäumte auch nicht, jene Einsendungen als „Quellen" zu benützen. Auch „Grasel's Liebschaft mit der Hirtentochter in Oberhöflein", „die Katastrofe mit dem Jäger", genau so wie ich sie erzählte, verdanke ich einer solchen zuvorkommenden Mittheilung.

„Die so eben erzählte Thatsache", lautet die Schlußstelle des betreffenden Schreibens, „verdient um so mehr von Ihnen beachtet zu werden, da sie noch jetzt in der ganzen Gegend allgemein bekannt ist, und man i Höflein noch heut zu Tage die am Ende des Dorfes auf der Straße nach Geras führende Halterhütte zeigt, wo der Vorfall sich ereignete." — Ich erachte diese Anmerkung im Interesse meines Romans für nicht überflüssig. Eduard Breier.

Der Räuber schloß das Mädchen wiederholt in seine Arme und entgegnete:

Du bist eine treue, eine anhängliche Seele, Marie, und ich denke, du kennst mich zu gut, um erst auf den lauten Dank der Lippen zu warten, da der stille des Herzens dir bereits geworden ist.

Hans, sagte hierauf Marie, mit dem Tone des leisen Vorwurfes, ich habe dir nun bewiesen, was ich für dich zu wagen im Stande bin, trotzdem du mich erst kurz vorher versichertest, daß ich nicht deine einzige Liebe bin; ach, würdest du mir, mir allein angehören . . .

Grasel ließ sie nicht aussprechen, sondern schloß ihr den Mund mit Küssen, um sie von dieser unliebsamen Wendung des Gespräches abzubringen.

Beruhige dich, mein Schatz, versetzte er mit einem Anfluge von Laune und nimm dir deinen Vater zum Beispiel, er trinkt sich einen Rausch an und ist glücklich!

Der Gemeindehirt von Oberhöflein war an diesem Abende in der That der Beneidenswertheste in seiner Hütte.

Er verschlief den Besuch des Räubers, den Ueberfall, den Tumult, den Unglücksfall des Jägers, kurz, er wußte beim Erwachen nichts, als daß er Abends vorher zu viel getrunken hatte, und die einzige Folge davon war, daß er am folgenden Tage ein Opfer jener unbehaglichen Seelen- und Körperstimmung wurde, die man im gewöhnlichen Leben mit dem Worte „Katzenjammer“ zu bezeichnen pflegt.

Sechstes Kapitel.

Der Marquis und die beiden Räuber.

Der Wanderer, der, um sein Ziel zu erreichen, einen hohen, weitgestreckten Berg hinansteigt, hält manchmal, wenn sein Fuß zu ermüden droht, in seinem Gange ein, aber nicht

etwa um den Weg zu messen, sondern um sich umzuwenden und sich an der Strecke zu ermuntern, die ihm bereits im Rücken liegt. „Der Gedanke: „diesen weiten Weg hast du bereits gemacht!“ erheitert ihn, belebt seine Kraft und frischt seinen Pilgermuth auf — wer da will, daß seine Thatkraft mitten in der Arbeit nicht erlahme, muß sich stets an dem Anblicke desselben laben, was er bereits verrichtet hat.

Auch wir, lieber Leser, wollen diesem Beispiele folgen, wir wollen, in unserer Erzählung auf einer ziemlichen Weghöhe angelangt, ein wenig inne halten um aufzuathmen, und wollen bei dieser Gelegenheit zurückschauen auf das Terrain hinter uns, um zu sehen, wie weit unsere Arbeit bereits gediehen ist.

Indem wir dieses thun, gewinnen wir folgenden Ueberblick!

„Die beiden Personen, welche diesem Buche den Titel leihen, stehen vor dem Leser vollkommen charakterisirt da, eine Reihe von Handlungen, vor unseren Augen vollführt, enthüllten ihre Denkart, ihre Leedenschaften, Verirrungen und Verbrechen; um bei diesem „Räuberspiel im Waldviertel“ auch die gehörige Staffage nicht zu vermissen, weisen wir auf die untergeordneten Genossen des Anführers hin, deren Figuren diesen einen Theil der Scene ergänzen und vervollständigen.

„Doch das ist noch nicht Alles! Jene beiden Personen griffen bereits in das Räderwerk der Handlung ein; der Vater, indem er mit dem jungen Marquis Gabriel L'Espine das Grab in der Hohensteiner Gruft untersuchte — der Sohn, indem er den jungen Robert, der sich bisher für ein Kind des Teichmüllers hielt, aus dieser Täuschung riß.

„Gabriel, der seine Mutter todt geglaubt, findet in ihrem angeblichen Grabe ein Fantom, Robert, der um über seine Eltern Kunde zu erhalten, auf Schloß Hohenstein erscheint, wird dort getäuscht, und wieder ist es der jüngere

Grasel, dem er die Gewißheit dessen verdankt, und der es sogar übernimmt, an seiner Statt zu wirken und ihm das Geheimniß seiner Geburt enthüllen zu helfen.

„Schloß Hohenstein und sein jetziger Besitzer Herr Perinell bilden den Knotenpunkt der Handlung, aber noch sehen wir nicht Gabriel dem Schloßherrn entgegentreten, noch hat der Räuberanführer sein Werk gegen den Hohenstein nicht unternommen.

„Außer diesen Hauptgruppen gewahren wir bei unserem Ueberblicke in weiter Ferne noch zwei Personen — jenen Mann, der sich für den Sohn eines Königs hält, und jene Frau, welche das Interesse des Marquis L'Espine zu erregen verstand; obwohl nur Nebenpersonen, gehören sie doch zum Ganzen."

Nachdem wir hier in Kurzem die Uebersicht nach rückwärts skizzirt haben, wenden wir uns nach vorwärts, um unseren Weg getrost fortzusetzen; wir überfliegen in Gedanken jene Ueberfülle von Handlung, wie wir sie entwickelten seit der Nacht, wo Madame Storch in Wien zu der geheimnißvollen Geburt abgeholt wurde, bis zu jener Nacht, wo man in der Hütte des Gemeindehirten von Oberhöflein vergebens den Grasel gesucht hat, wir überfliegen alle die geschilderten Scenen, blicken dann forschend nach Vorwärts und die Lösung des Ganzen liegt offen vor uns — schnell, lieber Leser, folgen Sie uns, auch Sie sollen sie erfahren, wär' es auch nur aus Dankbarkeit für die uns bewiesene Geduld und geschenkte Theilnahme.

. . . .

Wir verließen den Marquis Gabriel L'Espine auf dem Rückzuge vom Schloß Hohenstein, nachdem er in der dortigen Gruft die Ueberzeugung gewann, daß das angebliche Grab seiner Mutter deren Leichnam nicht enthalte.

Vater Grasel fühlte den Drang, dem Schuft Perinell, wie er sich ausdrückte, ein kleines Andenken zu hinterlassen,

und steckte das Dach des Kapellenthurmes an; — beim Anblicke des Brandes ergriffen die Schatzgräber die Flucht, damit sie in der Nähe der Brandstätte nicht bemerkt und mit keinem Verdachte belastet würden.

Auch der Mottinger Micherl lief, und zwar an der Spitze des Kleeblattes; trotz seines stämmigen Körperbaues, trotz seiner kurzen Dachsbeine behauptete er bei dem Fluchtrennen doch den Preis der Schnelligkeit und jagte voran. Die beiden Anderen, um ihn nicht einen zu großen Vorsprung gewinnen zu lassen, hatten Mühe, ihm zu folgen, was besonders beim alten Grasel der Fall war, dem der Athem zu versagen drohte.

He, Micherl, so halt doch an, keuchte er endlich hinten drein schnaubend, wir sind ja schon weit genug von dem Höllenneste!

Der Micherl leistete dem Rufe Folge, wendete sich den Anderen zu und sagte:

Meinethalben, ich bleib' stehen, aber Euch zu Liebe thu' ich's nicht, denn daß Ihr's nur wißt, Vater Grasel, Ihr seid der miserabelste Schuft auf Gottes Erdboden, Ihr seid nicht würdig, der Vater eines Menschen zu sein, wie der Hansjörg einer ist; Ihr hättet nach Wien gehen und dort ein gemeiner Dieb werden sollen, denn für einen Freiburschen aus dem Waldviertel seid Ihr zu schlecht. Wozu habt Ihr's nöthig gehabt, dem Perinell den rothen Hahn auf's Dach zu stecken und mich und Eueren Lebensretter einer unnützen Gefahr auszusetzen?

Was schimpfst du, Micherl? fiel ihm der Alte in die Rede, hast vielleicht wegen des Bischens Feuer Furcht?

Ihr wißt es recht gut, erwiderte der Weißhaarige, daß ich nichts fürchte, was von dieser Welt ist, und wenn's nothwendig wird, so steck' ich selbst eine Stadt in Brand und mach' ein Feuer an, daß die Heiligen im Himmel vor Hitze ihre Füße einziehen sollen, aber einen Zweck muß es haben; der Perinell ist ein Schuft, das ist wahr, allein er hat uns noch nichts ge-

than, überdies wißt Ihr recht gut, daß wir gestern den Gams und den schönen Nazl in der Nähe des Schlosses trafen, sie waren sicher auf Kundschaft und in diesem Falle ist der Hansjörg mit im Spiele, hat was vor gegen den Hohenstein, und Ihr allarmirt unzeitig die Schloßleute! Wenn darin ein Fünkchen Verstand steckt, so will ich in meinem Leben keinen guten Bissen mehr verdauen! Habt Ihr mich begriffen?

Der Mottinger Micherl hatte sich derart ereifert, daß sein fettes, blatternarbiges Gesicht von Schweiß tropfte und seine ohnedem blühende Farbe in ein Hochroth ausartete, welches dem gesottener Krebse gleichkam.

Gabriel pflichtete ihm bei.

Wer in Gemeinschaft mit Anderen handelt, sagte er, darf nicht allen seinen Leidenschaften und Gelüsten folgen, sondern muß auch stets das Wohl seiner Gefährten im Auge haben. Euch mag nichts daran liegen, einen Brand mehr oder weniger auf Eurem Gewissen zu haben, bei mir ist es ein Anderes. —

Es ist mir recht, ergriff jetzt der Alte mürrisch die Rede, daß wir endlich auf Euch zu sprechen kommen. Ihr seid Ursache, daß ich die Teufelsarbeit dieser Nacht übernahm —

Bleibt fein gelassen, alter Spitzbube, unterbrach ihn der Marquis und hofft nicht, den Verdruß, den Euch der Micherl durch die Wahrheit seiner Vorwürfe verursacht hat, an mir zu kühlen. Die Gemeinschaft zwischen Euch und mir ist zu Ende; ich habe Euch das Leben gerettet, Ihr seid mir beigestanden und wurdet dafür bezahlt, Dienst für Dienst, jetzt sind wir geschiedene Leute.

Als Grasel wie zum Widerspruch den Kopf schüttelte, fuhr Gabriel fort:

Ihr zweifelt daran? Wofür haltet Ihr mich? Ich sage Euch, ich bin, was Ihr nie gewesen seid: „Ein ehrlicher Mann!" Kommt mit zum nächsten besten Gericht und ich werde, was ich heute Nacht unternahm, dort vertreten, man wird mir kein Verbrechen zur Last legen können.

Ei, meinte der Grasel, wenn Ihr gar so ehrlich seid, warum habt Ihr Euch mit mir eingelassen?

Weil ich eines Werkzeuges bedurfte, wozu Ihr gut genug wart. Ich wollte Niemanden ins Vertrauen ziehen, deßhalb mußte ich mich mit Leuten einlassen, die weniger gewissenhaft sind. Nun aber habt Ihr es mit angesehen, daß es mir nicht darum zu thun war, ein Verbrechen zu begehen, sondern einem begangenen auf die Spur zu kommen. Das Schatzgraben war nur ein Vorwand um Euren Eigennutz wach zu rufen und mir Eure Mithilfe zu sichern. Ich merkte es gleich, Ihr habt mich für Eures Gleichen angesehen, doch ließ ich Euch den Wahn, um Euer Vertrauen nicht zu erschüttern.

Bei diesen Worten wendete sich Grasel zu dem Mottinger und sagte kleinlaut:

Siehst du, Micherl, ich hab' dir's heute Nacht, als er am Grabe kniete, gleich gesagt, daß er nicht ist, wofür er sich ausgibt —

Und ich, versetzte der Weißkopf, gab Euch damals gleich zur Antwort, daß die Erkenntniß bei Euch jedenfalls sehr spät komme. Ich hatte es gleich weg, daß der Herr da kein Handwerksbursche und kein Schatzgräber ist, aber ich ließ ihn gewähren und dachte das Ende vom Liede abzuwarten. Gefahr ist bei ihm keine vorhanden und trotzdem, daß er keiner der Unseren ist, traue ich ihm doch mehr als Euch, Vater Grasel.

Der Marquis klopfte den Weißkopf lächelnd auf die Schulter und versetzte:

Klug gesprochen, Micherl, Euer Vertrauen soll Euch keinen Schaden bringen, Ihr habt mir gedient und ich denke nicht daran, Gutes mit Bösem zu vergelten, obwohl es mir leid ist, Euch mit diesem da auf einer und der nämlichen Fährte zu treffen. Nun, nehmt Beide den Rest des versprochenen Lohnes, unsere Wege scheiden sich.

Die Räuber nahmen das Geld und der Micherl fragte überrascht:

Wie, Ihr wollt uns schon verlassen?

Ja, mein Ziel erheischt es.

Wohin geht Ihr? fragte der Alte.

Was kümmert dies Euch? Gedenkt Ihr mir vielleicht aufzulauern, wenn ich allein bin? Euere Mühe wär' umsonst, denn meine Barschaft ist fast zu Ende und Ihr fändet kaum einige Gulden, die schwer hinreichen, um damit nach Wien zu gelangen. Micherl, Gott befohlen, habt Acht, daß Euch kein Unglück begegne, denn um Euch thät' es mir leid.

Gott befohlen, Herr Gabriel, rief der Weißkopf.

Die Räuber blickten dem Gefährten nach, bis er durch das Gebüsch ihren Blicken entzogen war.

Hierauf kehrte sich der Mottinger zu dem Alten.

Nun, Vater Grasel, sagte er, was gedenkt Ihr jetzt zu beginnen?

Ich werde auch meines Weges gehen.

Und welches ist Euer Weg? fragte der Kakerlack mit lauerndem Blicke.

Was kümmert es dich?

Mehr als Ihr denkt, Vater Grasel, ich kenne meine Leute und seh' Euch's an, Ihr wollt Euerem Lebensretter folgen —

Der Teufel hol' ihn, ich hab' ihm sein bischen Wagniß hundertfach abgezahlt, wir sind quitt, ich schuld ihm nichts mehr.

Thut mir leid, Vater Grasel, aber meine Ansicht ist eine andere; kurz und gut, ich kann Euch nicht gewähren lassen.

Micherl!

Ich weich' Euch nicht von der Seite, Ihr dürft dem Gabriel nicht an den Leib —

Micherl, du wirst mich böse machen!

Ist nicht mehr möglich, Vater Grasel. Indessen, wenn Ihr Courage habt, so versucht es; ich bin bereit, es mit Euch aufzunehmen, trotzdem daß ich einen verteufelten Hunger hab' und mein Magen Feuer schreit. Wenn Euch jedoch

Eure ganzen Rippen werth sind, so fügt Euch, gebt die Hintergedanken auf und kommt mit mir. —

Wohin willst du mich führen?

Wir gehen mit einander in die Waldschenke, dort thun wir uns ein Gutes, wir besitzen Geld, haben uns heute Nacht genug geplagt, es ist demnach in der Ordnung, daß wir uns stärken und kräftigen.

Während der Mottinger ihm diesen Vorschlag machte, verwendete der Grasel kein Auge von ihm; weit entfernt, seine geheimen Pläne aufzugeben, sann er nur darüber nach, diese mit dem Vorschlage des Weißkopfes in Verbindung zu bringen und sie auszuführen, ohne diesen gegen sich herauszufordern.

Der Alte wußte recht gut, daß er in einem ehrlichen Kampfe mit Micherl den Kürzeren ziehen müsse, daher seine Scheu vor einer offenen Kriegserklärung.

Du forderst mich auf, dich in die Waldschenke zu begleiten? fragte der Alte.

Ja, Vater Grasel, ich bitte Euch darum.

Wirst du auch die Zeche bezahlen?

Pfui, Vater Grasel, Ihr seid ein schmutziger Filz; doch damit Ihr seht, daß der Mottinger Micherl ein flotter Kerl ist, dem es auf einige Gulden nicht ankommt, so sei es, ich zahle Alles.

Brav, erwiderte der Alte, jetzt bin ich dabei, gehen wir in die Schenke.

Und leise dachte er:

„Warte nur, du weißköpfiger Schurke, du sollst mir dies Anerbieten nicht vergebens gemacht haben.“

Siebentes Kapitel.

Herr Perinell und Gabriel.

Gabriel hatte sich von den Räubern getrennt, nicht etwa, als ob es ihn gedrängt hätte, sich augenblicklich nach Hohenstein zu begeben und Herrn Perinell seinen Besuch abzustatten, sondern weil er es vermeiden wollte, mit den Verbrechern länger in Verkehr zu bleiben.

Was sein angestrebtes Ziel betraf, so war die in der Gruft gemachte Entdeckung für ihn so überraschend, so neu, daß er nothwendig einiger Tage Ueberlegung bedurfte, um den Weg, den er einzuschlagen hatte, mit Bedacht zu wählen — außerdem zogen die Gemüthsbewegung der letzten Nacht, die stundenlange Aufregung, die physische Anstrengung eine so große Abspannung der Kräfte nach sich, daß ihm, trotz seiner kräftigen Natur, eine Erholung zum Bedürfniß wurde.

Er begab sich daher nach Idolsberg, verweilte dort einige Tage und machte sich dann neu gestärkt auf die Wanderung, um seinen gefaßten Beschluß auszuführen.

Dieser bestand vorerst in der Nothwendigkeit, Herrn Perinell entgegen zu treten.

Der bedrängte Gebieter des Hohenstein hatte kaum den Sturm mit Robert Zeiner hinter sich, und schon zog in dem jungen Marquis L'Espine ein neues, noch gefährlicheres Gewitter heran.

Wie gesagt, das Netz der Widerwärtigkeiten sollte vollständig gewoben werden und der Augenblick, wo es über dem Haupte Perinell's zusammen zu schlagen drohte, rückte immer näher.

Wird er die Geschicklichkeit besitzen, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen? wir werden es sehen.

Gabriel fand an der Pforte des Hohenstein in

Bezug auf Einlaß dieselben Schwierigkeiten wie der Teichmüller; seit dem Brande des Kapellenthurmes war man im Schlosse noch vorsichtiger geworden, man verweigerte daher dem schlichten Handwerksburschen, als solcher erschien der Marquis, den Eintritt ins Schloß, bis Gabriel endlich, die Geduld verlierend, dem Schloßherrn bedeuten ließ, daß er im Namen des Marquis L'Espine Einlaß begehre.

Das war nun freilich ein Name, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabgefahren kam.

Perinell glaubte zu träumen.

Der Marquis L'Espine, murmelte er, wen sendet er daher? Was mag er wollen? Sollte hinter dem Ganzen ein Betrug, eine List stecken?

Trotz dieser stillen Einwürfe und Selbstbedenken wurde Gabriel dennoch, aber nicht ohne besondere Vorsichtsmaßregel, eingelassen, und von zwei handfesten Dienern vor Herrn Perinell geführt.

Als der Schloßherr das Aeußere des Fremden gewahrte, das, wie wir wissen, weniger den Salon als vielmehr den Wald verrieth, überfiel ihn trotz der Anwesenheit der beiden schützenden Diener eine Herzensbeklemmung, die man, den sichtbaren Simptomen nach, für Furcht hätte halten mögen.

Gabriel fixirte ihn einige Augenblicke, dann redete er ihn an, jedoch in französischer Sprache.

Mein Herr, sagte er, nach den Verhältnissen, in denen Sie vor Jahren mit Franzosen gestanden, setze ich voraus, daß Sie dieser Sprache vollkommen mächtig sind. Ich bediene mich ihrer erstens, weil mir die Anwesenheit dieser Domestiken lästig ist, und zweitens weil ich damit Ihr Mißtrauen zum Theil wenigstens zu beseitigen hoffe.

Die gewählten Worte des Fremden, die mit seinem Aeußeren in so großem Widerspruch standen, ermunterten den Schloßherrn ein wenig und er entgegnete:

Ich bin wirklich überrascht, mich in einer Sprache anreden zu hören, die ich seit beinahe achtzehn Jahren schier verlernt hätte, wenn . . .

Wenn nicht, fiel ihm der Andere in die Rede, die französischen Korrespondenzen mit den Herzogen von Lointier oder mit dem Marquis L'Espine Sie in fortwährender Uebung erhalten hätten.

Herr Perinell, dem es nicht gelang, dem jungen Manne gegenüber die nöthige Sicherheit zu gewinnen, blickte ihn von der Seite fast verstohlen an, und nachdem er, in der Ahnung der Scene, die da kommen würde, vorsichtshalber die Diener durch einen Wink entfernte, versetzte er:

Sie scheinen mir beweisen zu wollen, daß Sie mit Verhältnissen aus vergangener Zeit bekannt sind?

Ich denke, derartige Beweise wären überflüssig —

Besonders, unterbrach ihn der Alte, wen ich sie statt einer Legitimation hinnehmen müßte.

Aha, ich verstehe, Sie wünschen zu erfahren, wer ich bin?

Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich darüber aufklären.

Der Herzog von Lointier besaß, wie sie sich erinnern werden, drei Söhne: Leonhard, Marcell und Reni.

Sind sie vielleicht einer von diesen?

Oho, Herr Perinell, wenn Sie mir schon eine Falle legen, so darf es keine plumpe sein. Ich weiß recht gut, daß der Jüngste der drei Herzoge mehr als doppelt so alt ist wie ich, und daß er im Jahre 1796 schon ein stattlicher Jüngling war.

Der Schloßherr kniff die Unterlippe zwischen den Zähnen zusammen, so daß sie noch bleicher wurde als sie ohnedem schon war, und schwieg.

Gabriel fuhr in belehrendem Tone fort:

Der Herzog von Lointier erfreute sich außer der drei Söhne auch noch einer einzigen Tochter Namens Blanchefleur, die mit dem Marquis Jules L'Espine vermält war.

So ist es richtig, ich hätte beinahe vergessen, daß Sie im Namen des Marquis L'Espine um Einlaß baten.

Gabriel richtete sich auf und antwortete mit imponirender Würde:

Ich habe nicht um Einlaß gebeten, sondern ich habe ihn gefordert, Herr Perinell. Ich bin Gabriel, der legitime Sohn des Marquis Jules L'Espine und befinde mich in diesem Augenblicke in dem ehemaligen Besitzthume meines Großvaters, des Herzogs von Lointier, dessen Vertrauter Sie waren.

Herr Perinell konnte seine Ueberraschung nicht verbergen.

Sie — sind — stammelte er — der — Marquis — der kleine Gabriel?

Ja, mein Herr, ich bin der kleine Gabriel und Sie werden begreifen, daß der Enkel Desjenigen, dem Sie — wer weiß, für welche geleisteten Dienste — Alles verdanken, was Sie besitzen, nicht erst Noth hat bei Ihnen um Einlaß zu bitten.

Wenn Sie wirklich Derjenige sind, für den Sie sich ausgeben, dann allerdings ...

Der Marquis ließ ihn nicht weiter sprechen, sondern sagte:

Ich werde mich nicht so tief erniedrigen, mich vor Ihnen zu legitimiren; ob ich der bin, für den ich mich ausgebe, werden die Gerichte entscheiden.

Die Gerichte?

Ja, mein Herr, denn der Grund, der mich hieher führt, wird Gegenstand einer Klage werden.

Sie setzen mich in Erstaunen, Herr Marquis?

Schon jetzt? fragte Gabriel spöttisch, und doch wissen Sie noch gar nicht, was ich eigentlich will?

Ich strenge mich vergebens an, es zu errathen.

Wohlan, mein Herr, so will ich Ihrem Scharfsinne zu Hilfe kommen, Schloß Hohenstein war im Jahre 1796 Eigenthum meines Großvaters.

Dem ist so.

In jenem Jahre starb meine Mutter?

Es war in der Fastenzeit —

Schon gut, Sie werden mir vielleicht auch den Tag anzugeben wissen, ich verzichte jedoch darauf; meine Mutter wurde in diesem Schlosse begraben?

In der Gruft, der Stein zeugt noch heute ....

Wo sich die Ruhestätte der Marquise L'Espine, geborenen Herzogin von Lointier, befindet, ich weiß das. So weit wäre Alles in der Ordnung Nun kommt die Rückseite. Es gibt nämlich Leute, die da behaupten, meine Mutter wäre in jenem Jahre gar nicht gestorben ...

Herr Perinell fuhr auf, als wenn eine Viper ihn gestochen hätte —

Gabriel, ohne den stieren Blick von ihm zu wenden, fuhr fort:

Es gibt ferner Leute, die noch weiter gehen und bereit sind zu beschwören, daß jenes Grab in der Gruft zu Hohenstein die Leiche meiner Mutter nicht enthalte, sondern eine Puppe von Wachs, die man damals begrub.

Der Schloßherr glotzte den jungen Marquis mit verglasten Augen an, alles Blut war ihm gegen das Herz zurück gewichen, er besaß nicht einmal die Kraft, zu zittern.

Gabriel schwieg, um ihm Zeit zur Erholung zu gönnen.

Aus dem Chaos von Gedanken, welches den Kopf Perinell's erfüllte, rang sich nur einer gewaltsam hervor, und dieser betraf die Gefahr, die ihm auch von dieser Seite drohte.

Nachdem eine geraume Weile verstrichen war und der Schloßherr noch kein Verlangen zeigte, das Wort zu nehmen, sagte der Marquis zu ihm:

Nun, Herr Perinell, was erwidern Sie auf die Anklage jener Leute?

Der Gefragte stammelte:

Wer vermag den Leuten das Schwätzen zu verbieten — grundlose — Anschuldigungen —

Ob grundlos oder nicht werden die Gerichte entscheiden.

Die Gerichte? rief der arme Schloßherr, neuerlichst zurückbebend.

Ich sagte Ihnen ja schon vorhin, daß der Grund, der mich hieher führte, Gegenstand einer Verhandlung vor Gericht werden würde.

Wie, Herr Marquis, Sie wollten? . . .

Ja, Herr Perinell, ich will wissen, wo meine Mutter ist! Sie werden doch nicht zweifeln? . . .

O doch, mein Herr. Ich zähle ebenfalls zu den Leuten, die an einen Betrug glauben, der damals vor sich ging, um so mehr, da ich durch einen Zufall auch von anderen Dingen unterrichtet wurde, die sich damals ereigneten. Erinnern Sie sich noch des Namens Robert von Wendheim?

War dem Schloßherrn sein Gedächtniß wirklich untreu geworden, oder stellte er sich blos als wär' dies der Fall, genug, er blickte den Marquis forschend an, was er mit diesem Namen wolle?

Ich muß Ihrem Verständniß zu Hilfe kommen, sprach Gabriel weiter, Robert von Wendheim war der Gegenstand jener unglücklichen Liebe, deren Folgen die Marquise bei der Rückkehr ihres Gatten unter ihrem Herzen trug, von diesem Kinde meiner Mutter war in meiner Familie nie die Rede, was geschah mit diesem Kinde?

Ein Schlag folgte dem andern; Herr Perinell versuchte es kaum sich von dem einen aufzurichten, so traf ihn schon ein zweiter; es war eine entsetzliche, martervolle Stunde.

Endlich raffte der Alte den letzten Rest seiner Kraft und seiner Entschlossenheit zusammen und entgegnete:

Ich finde es sonderbar, Herr Marquis, daß Sie in Angelegenheiten, die nur Ihre Familie und nicht die meine betreffen, sich an mich wenden. So viel ich weiß, lebt Ihr Vater noch, eben so die Brüder Ihrer Mutter, wie kommt es demnach, daß Sie nicht von Ihren Verwandten Aufklärungen wünschen, sondern von mir, einem Fremden?

Ich bin bereit, Ihnen auch dieses Räthsel zu lösen, Herr Perinell. Sie waren im Hause meines Großvaters eine Art von Vertrauter, der Geschäfte besorgte, wie sie in der Regel einem Intendanten zukommen. Zum Lohn für Ihre geleisteten Dienste schenkte man Ihnen diese Besitzung, ein Werth, welcher die Wichtigkeit der Dienste andeutet, die Sie meiner Familie geleistet haben mögen. Aus dieser Thatsache so wie aus dem Umstande, daß man Sie gleichsam zum Hüter jenes leeren Grabes machte, schließe ich, daß Sie in die Geheimnisse unserer Familie vollkommen eingeweiht sein müssen, und daher fordere ich auch von Ihnen die erwünschte Aufklärung.

Sie gedenken demnach Ihre Verwandten zu verschonen?

Wenn es mir möglich sein wird, so soll es geschehen, wenn nicht, so bin ich bereit, auch gegen ihren Willen meinen Zweck zu erreichen.

Warum machten Sie also den weiten Weg hieher? Hätten Sie nicht bequemer Ihren Prozeß in Paris beginnen können?

Bewahre, Herr Perinell, der erste und der Hauptbeweis des Betruges befindet sich hier, nämlich das leere Grab; heute spreche ich mit Ihnen, morgen wird das Grab geöffnet und meine Anklage ist gerechtfertigt. Hätte ich jedoch, wie Sie meinen, in Paris Klage geführt, so würde meinen Verwandten und Ihnen Zeit und Wege genug geblieben sein, meiner Anklage zuvorzukommen und sie durch irgend einen Querstrich zu entkräften. Die Restauration ist jetzt in voller Blüthe, meine Familie ist ihrer Anhänglichkeit an die königliche Familie treu geblieben und steht jetzt am Hofe in zu

hohem Ansehen, als daß ich von einer Klage, deren Gegenstand so verjährt ist, einen Erfolg hoffen dürfte. Ich glaube daher viel sicherer und zweckmäßiger zu verfahren, wenn ich meine Verwandten aus dem Spiele lasse und mich an Sie halte. Ich will wissen, was mit meiner Mutter und was mit jenem armen Wesen geschah, das sie unter ihrem Herzen trug?

Dem Schloßherrn schwindelte vor den Schreckbildern, die aus seiner Seele Tiefen emportauchten.

Unwillkürlich dachte er an Robert Zeiner.

Was der Marquis L'Espine zu wissen verlangte, war eigentlich Dasselbe, wonach auch des Teichmüllers Pflegesohn forschte. Diesen hatte er, wenn auch momentan, sich vom Halse geschafft, was aber sollte er mit Gabriel beginnen?

Die Wahrheit bekennen? Unmöglich, denn mit derselben ging auch seine ganze Existenz zu Grunde, das Glück seines Lebens war verloren.

Lügen? der Marquis schien von Allem zu gut unterrichtet, um sich mit einer Unwahrheit zufrieden zu geben.

Der einzige Ausweg, der ihm, wenn er ein ganz aufrichtiges Geständniß vermeiden wollte, übrig blieb, war, den jungen Marquis mit einer glaubwürdigen Mischung von Wahrheit und Lüge zu bedienen, so daß es ihm unmöglich sein sollte, beide von einander zu unterscheiden, auf diese Art hoffte Herr Perinell das Gewitter von Hohenstein ab- und nach Paris hinzulenken.

In diesem Sinne fiel auch seine Antwort aus.

Herr Marquis, sagte er mit einem Scheine von Aufrichtigkeit, wie ich wahrnehme, sind Sie von dem Verhältnisse gut unterrichtet, es wäre daher meinerseits nutzlos, eine Lüge zu ersinnen, da Sie dieselbe ohnedem gleich erkennen würden. Ihre Erscheinung, noch mehr aber Ihre Nachforschungen, haben mich in eine große Bestürzung versetzt, nicht etwa, als ob ich mich irgend einer Schuld bewußt wäre, son-

dern wegen meiner Theilnahme an dem Wohle Ihrer Angehörigen, die in dieser Angelegenheit die einzigen Betheiligten sind. Sie haben vorhin selbst des traurigen Zustandes erwähnt, in dem sich Ihre Frau Mutter bei der unerwarteten Ankunft Ihres Vaters in Wien befand, ich setze voraus, daß Sie die Vorfälle jener Tage genau kennen, das Unglück war damals gewaltig über die arme Frau hereingebrochen, denn in dem Momente, wo sie mit ihrem Geliebten entfliehen wollte, wurde dieser wegen politischer Verbrechen verhaftet, Ihre Mutter war daher hilflos, verlassen und konnte nichts thun, als dem Herzoge, Ihrem Vater, zu Füßen fallen und Ihre Schuld eingestehen.

Der alte Mann war fast außer sich, er sah mit einem Male die Ehre seiner Familie gebrandmarkt, gebrandmarkt durch seine einzige Tochter. Die Brüder Ihrer Mutter waren oder stellten sich noch mehr aufgebracht, statt den ohnedem strengen Greis zu besänftigen, stachelten sie seinen Zorn noch mehr auf und Ihr Vater war kaum in Wien angelangt, so hatte er die ihn entehrende Kunde auch schon erfahren.

Sie erlauben mir, daß ich die Scenen, die nun in Ihrer Familie stattfanden, mit Stillschweigen übergehe und Ihnen blos das endliche Ergebniß eines Familienrathes mittheile, dessen Gegenstand Ihre Mutter und das arme Wesen waren, welches sie unter ihrem Herzen trug.

Die Schande der Familie, so wurde beschlossen, muß vor der Welt ein Geheimniß und Ihre von dem Gatten verstoßene Mutter bis zu ihrer Entbindung von der Welt abgesperrt bleiben. Die Entbindung selbst sollte auf geheimnißvolle Art vor sich gehen, so daß sogar die Hebamme nicht ahnen durfte, wem sie in schwerer Stunde Hilfe leiste. Nach der Entbindung, ward ferner festgesetzt, solle das Kind von der Mutter getrennt und diese öffentlich für todt erklärt, in Wirklichkeit aber unter fremdem Namen in ein Bußkloster nach Frankreich gebracht werden.

Ihre arme Mutter fügte sich dieser harten Verfügung ihrer Verwandten, weil man ihr nur unter dieser Bedingung versprochen hatte, für das Kind Sorge zu tragen und es nicht verderben zu lassen.

Und wohin wurde das Kind gebracht? frug Gabriel, dessen Herz bei dieser Mittheilung unsägliche Schmerzen litt.

Das Kind wurde, so viel ich erfahren konnte, ebenfalls nach Frankreich gebracht.

War es ein Knabe oder ein Mädchen?

Es war ein Mädchen.

Der Name?

Robertine.

Was mich betrifft, fuhr Herr Perinell fort, so werden Sie leicht begreifen, daß man mich bei der untergeordneten Stellung, die ich in dem Hause Ihres Großvaters einnahm, in das Geheimniß nur in so weit einweihte, als man meiner Mitwirkung bedurfte, ich wußte, daß man Ihre lebende Mutter für todt ausgab und in der Gruft dieses Schlosses einen Sarg begrub, in dem sich nur eine Puppe befand; wohin man jedoch Ihre Mutter und das Kind brachte, fand man für gut, auch vor mir zu verheimlichen. Um sich meiner Verschwiegenheit zu versichern, zum Theil aber auch, um zu verhüten, daß bei einem etwaigen Umbau dieses Schlosses der Betrug mit dem leeren Sarge durch einen Zufall entdeckt werde, erhielt ich diese Besitzung von ihrem Großvater zum Geschenke unter der Bedingung, das mir anvertraute Geheimniß wie mein Leben zu wahren, was ich bis zu diesem Momente getreulich erfüllt habe. Ich habe Ihnen ehrlich und wahrheitsgemäß was ich weiß mitgetheilt; es steht nun in Ihrer Macht, bei den Gerichten einzuschreiten und die Schande Ihrer Familie an das Tageslicht zu zerren. Sie werden nichts erfahren, als was Sie ohnedem schon wissen, nichts finden, wie ein Grab, dessen Sarg keine Leiche, sondern eine Puppe von Wachs umschließt, ein weiteres Ergebniß können Sie durch mich nicht errei-

chen, da ich nichts mehr weiß und bei allen Forschungen Sie einzig und allein auf Ihre Verwandten verweisen müßte.

Gabriel vernahm die Auseinandersetzung des Schloßherrn mit jenem bitteren Gefühle, welches jede Enttäuschung hervorbringt.

Gestützt auf die Entdeckung in der Hohensteiner Gruft, hoffte er von seinem Besuche bei Heren Perinell die Enthüllung des zwanzigjährigen Geheimnisses in einer vollkommen befriedigenden Weise zu erfahren; seine geträumten Wünsche, der Bau seiner Hoffnungen, stürzten jedoch bei dem Geständnisse des Alten zusammen und der ganze Gewinn seiner bisherigen Anstrengungen bestand darin, daß er nun die Gewißheit dessen besaß, was er früher nur geahnt hatte, daß aber der Kern des Geheimnisses ihm noch immer verschlossen blieb.

Die Mittheilungen Perinell's stimmten mit dem, was der junge Marquis bereits wußte, so genau zusammen, daß dieser in die Richtigkeit der Angaber, die überdies so natürlich lauteten, keinen Zweifel setzen konnte; kein Argwohn beschlich seine Seele, kein Verdacht regte deu Fittig.

Gabriel sah im Geiste seine Mutter büßend in einem Kloster und seine Schwester in irgend einem Winkel Frankreichs, unbekannt mit ihrer Abkunft, als das Kind eines Landmanns oder Bürgers erzogen.

Ein bitterer Schmerz erfüllte die Seele des jungen Mannes, er glaubte seinem Ziele nahe zu stehen und befand sich nun von demselben so fern wie je.

Der Schloßherr nahm sich wohl in Acht, die seiner Mittheilung folgende Stille zu unterbrechen; die Wirkung des Gehörten spiegelte sich auf dem Antlitze des Marquis ab nnd der sichtbare Druck versprach jene Herabstimmung des Gemüthes zu erzeugen, welche entnervend wirkt und jede weitere Unternehmung verleidet.

Ein Mensch, von dem Mohnduft getäuschter Hoffnungen betäubt, erholt sich schwerer und langsamer wie jener, den ein

Fall vom Glücksgipfel momentan seiner Sinne beraubt hat; diesem bleibt, wenn er zum Bewußtsein gelangt, die Energie, bei jenem ist auch diese erschlafft.

Darauf rechnete der Schloßherr.

Gabriel's Geist war in der That so niedergedrückt, und litt unter dem Eindrucke der Enttäuschung so sehr, daß er fast keine Worte fand, um Herrn Perinell etwas zu erwidern, er mußte sich sammeln, um sich der letzten Rede des Schloßherrn zu entsinnen, und erst dann versetzte er:

Es war nie meine Absicht, die Schande meiner Familie zu veröffentlichen; Sie werden jedoch begreifen, daß dem Sohne das Schicksal seiner Mutter am Herzen liegen muß, daß meine Verwandten, indem sie mir dies verheimlichen, sehr unrecht handeln. Was ich von der Vergangenheit weiß, erfuhr ich durch Zufall und von fremden Menschen, und Sie können sich den Schmerz denken, der meine Seele erfüllte und noch jetzt erfüllt, wenn ich an das Mißtrauen und die Geringschätzung denke, mit der meine Verwandten mich zurücksetzen. Ich kam mit einer Seele voll Hoffnungen hieher und gehe von dannen mit einem Herzen voll Schmerz; es erübrigt mir nichts, als nach Paris zurückzukehren und dort mit jener Schonungslosigkeit, die ich bisher aus Familienrücksichten sorgfältig vermied, den Verwandten entgegen zu treten und von Ihnen jene Aufklärung zu fordern, die Sie mir schulden. Ihnen, mein Herr, danke ich für die erhaltenen Mittheilungen, wir Beide haben mit einander nichts mehr zu thun und Sie haben von mir keine Belästigung mehr zu fürchten.

Der junge Mann grüßte und ging.

Herr Perinell traute seinen Augen nicht.

Entfernte sich Gabriel wirklich? Sollte diese Gefahr in der That so leicht und so rasch beseitiget sein?

Es litt keinen Zweifel, Gabriel hatte das Schloß im Rücken und das Thor klappte hinter ihm zu.

So war er also fort, und mit ihm die Todesangst des Schloßherrn.

Dieser athmete auf, wie von einer Zentnerlast befreit, wirbelte vergnügt die Hände in einander und murmelte:

Er ist wirklich fort, und ich habe das Wetter glücklich von meinem Haupte ab- und nach Paris gelenkt, möge die Sippschaft sehen, wie sie mit ihrem jungen Poltron fertig wird; doch will ich sie eiligst von dem, was vorfiel, brieflich unterrichten und ihr meine Nothlügen mittheilen, damit wir in keinen Widerspruch gerathen. Der Teufel hat diesen Marquis zur selben Zeit hieher geführt, wo auch der Robert Zeiner rappelköpfisch wurde; wenn ich mir diesen so leicht vom Halse schaffen könnte, wie Jenen, dann freilich wär' ich befreit, aber ich fürchte, daß es mit dem Müllerjungen noch manchen Sturm absetzen wird.

Die Befürchtung des Herrn Perinell sollte in Erfüllung gehen, wenn ihm auch das Geschick noch eine Armesünderfrist vergönnte.

Achtes Kapitel.

Wie es dem Mottinger Micherl mit dem Vater Grafel ergangen ist.

Wohin hatte sich der Marquis von L'Espine gewendet, nachdem er Schloß Hohenstein verließ?

Sein Entschluß war, den Weg nach Horn einzuschlagen und von dort nach Wien zu reisen.

Die ausgestorbene Wildniß, durch welche der wandernde Fuß ihn führte, stimmte ganz mit seiner Gemüthsstimmung überein.

Eine düstere Niedergeschlagenheit, die sich seiner bemächtigte, ließ ihn weder an die Entbehrungen des Leibes

denken, noch auf die Richtung des Weges achten, den er nehmen mußte, wenn er sein Ziel erreichen wollte.

Gabriel ging nicht, sondern irrte durch den Horner Wald, dessen einsame Pfade sich labirinthisch kreuzten.

Der Nachmittag war heiter, aber frostig, die bereiften Zweige erglänzten in den Strahlen der scheidenden Sonne, deren Kuß mehr eine Liebkosung des Anstandes als des Gefühls, nicht einmal zu erwärmen, viel weniger zu schmelzen vermochte.

Woran der Marquis dachte?

An seine Mutter, an seine Schwester, an die Verwandten, an Judith, an den Freund in Wien, an Perinell, und damit das Bild vollständig sei, auch an den Mottinger Micherl und an den Vater Grasel.

Was er gehofft, wonach er gestrebt, was er erlebt, Alles zog wieder in seiner Seele vorüber, die Gedanken flogen umher wie eine Taubenschaar, unter die der Geier fuhr, bei Gabriel war das Mißgeschick der Raubvogel, der die Ideen auf- und aus einander wirbelte.

Wohin er auf dieser unachtsamen Wanderung endlich gelangt wäre, läßt sich schwer bestimmen; zu seinem Glücke sollte sie jedoch nicht lange dauern; ein Schreien schreckte ihn aus seinem Dahinbrüten, und als er nach der Seite blickte, sah er einen Mann auf sich zueilen, in dem er den Mottinger Micherl erkannte.

Sapperment, Herr Schatzgräber, rief der Weißhaarige, wie kommen Sie daher?

Der Leser wird bemerken, daß der Freibursche, seitdem er bestimmt wußte, daß Gabriel nicht seinesgleichen sei, ihm nicht mehr so wie früher mit „Ihr“, sondern mit „Sie“ anredete.

Ich komme von Hohenstein. —

Und wohin gehen Sie?

Nach Horn!

Hoho, rief der Kackerlack, wenn Sie in dieser Richtung fortgehen, kommen Sie wohl über Rindersburg nach Altenpölla, aber nie nach Horn.

Auf diese Weise hätte ich die Richtung verfehlt?

Und wie! rief der Räuber, wenn Sie nach Horn gelangen wollen, müssen Sie mit mir gehen, mein Weg führt mich in dieselbe Richtung; wir müssen uns nämlich nach aufwärts halten gegen den Kamp und nach rechts gegen den Jägerbach, dort kommen wir über Hammer, dann durch die Sulz nach Kloster Altenburg, von wo sich die Straße gerade über Burgewiesen nach Horn zieht. Ich kenne den Weg, als ob ich ihn mit eigenen Händen gemacht hätte, und dieser Wald, Kreuz divi Domine, in diesem Wald gibt es kein Gebüsch, unter dem ich nicht schon gelegen wäre; das bringt unser Leben mit sich, im Winter freilich, da ist man im Freien nicht gut aufgehoben, den Winter hat auch der Teufel erfunden, dagegen in der schönen Jahreszeit, Herrgott, das ist ein Leben, daß man aufjauchzen möchte vor Freude.

Woher kommt Ihr jetzt? fragte der Marquis den Räuber.

Ich komme geraden Weges aus der Waldschenke, Sie wissen doch die Schenke, wo wir uns das erste Mal sahen, als mich Vater Grasel, der Lump, zu Ihnen brachte.

Und wo habt Ihr die paar Tage zugebracht, seitdem wir uns trennten?

Während dieser Tage befand ich mich in Einem fort in jenem Wirthshause.

Ihr habt vermuthlich ausgeruht?

Den Teufel hab' ich und nicht geruht! Ich hab' Karten gespielt. Der Grasel, der alte Lump, hat mich fürchterlich zugerichtet. Als Sie uns verließen, wollte der Schurke Ihnen nachschleichen und wer weiß, was in diesem Falle geschehen wäre, denn, wie ich Ihnen schon sagte, der Kerl ist zu Allem fähig und hat keinen Funken Gewissen. Ich

stellte mich jedoch ihm in den Weg, und um ihn am Bösen zu verhindern, lud ich ihn ein, mich in die Waldschenke zu begleiten und versprach ihm, seine Zeche zu bezahlen. Wegen der paar Gulden, dachte ich, was liegt daran, ich hatte ja von Ihnen Geld genug bekommen, und konnte Ihrethalben schon einige Gulden springen lassen. Gesagt, gethan, wir gehen mit einander in die Schenke und ich ließ auftragen was gut und theuer war. Als der Vater Grasel, diese alte Kanaille, sich voll gefressen hatte, sagte er zu mir: Micherl, wir haben uns gestern und die heutige Nacht hindurch schrecklich geplagt, ich denke, wir bleiben einige Tage hier und ruhen uns aus!

Gut, versetzte ich, ruhen wir einige Tage lang aus, hier sind wir ja sicher.

Wir begannen richtig auszuruhen.

Die erste Ruhestunde war aber noch nicht vorüber, da sagte das alte Donnerwetter schon wieder zu mir: Micherl, wenn wir blos ausruhen und sonst nichts thun, so wird uns die Zeit lang werden.

Ich wußte noch nicht, wo hinaus der Millionhallunke eigentlich wolle und erwiderte: Kurzweilig ist es eben nicht, wenn man gar nichts thut.

Darum will ich dir einen Vorschlag machen.

Laßt hören, Vater Grasel.

Spielen wir ein's!

Gut spielen wir ein's!

Ich Esel sah die Falle nicht, die mir der Erzschurke legte und setzte mich an den Tisch. Wir befanden uns rückwärts in der Kammer, die wir stets bewohnen, wenn wir dort sind.

Der Grasel ließ ein Pfund Kerzen bringen und begann die Fensterbalken zu schließen.

Hollah, Vater Grasel, sagte ich zu ihm, wozu benöthigen wir so viel Kerzen?

Damit wir im Ausruhen nicht gestört werden.

Sie werden es nicht glauben, Herr Gabriel, aber ich geb' Ihnen mein Wort, ich ahnte noch nicht, was die alte Pestilenz im Sinne hatte. Ich hab' seitdem allen Respekt vor meinem Verstand verloren.

Der Wirth brachte Karten.

Nun, Micherl, was meinst du, was spielen wir?

Mir ist's gleich, könnt Ihr Mariaschen?*)

Pfui Teufel, ich bin doch kein altes Weib!

Was beliebt Euch also?

Ich denke wir Zwicken.

Gut, Zwicken wir!

Können Sie Zwicken, Herr Gabriel, unterbrach der Räuber plötzlich seine Erzählung.

Nein! antwortete der Marquis lächelnd.

Gut, so will ich Ihnen das Spiel erklären.

Wozu dies? fiel ihm Gabriel in die Rede, es ist wohl zum Verständniß Eurer Geschichte nicht nothwendig, daß ich das Spiel verstehe?

Das gerade nicht!

Dann erzählt nur weiter, damit ich das Ende vom Liede erfahre.

Das Ende vom Liede war, daß wir bei Kerzenlicht und bei dicht verschlossenen Fenstern sechsundfünfzig Stunden, mit Ausnahme der Essenszeit, ununterbrochen gezwickt haben und daß wir wahrscheinlich noch jetzt am Spieltisch säßen, wenn mir der Vater Grasel, der niederträchtige Schuft, nur Einen Knopf Geldes gelassen hätte —

Wie, Ihr habt Alles verspielt?

Alles, was ich bei mir trug, ist pfutsch, mein ganzes Geld ist in Vater Grasel's Rachen gefahren. Der schlechte Mensch hat mich kahl gemaust, als ob ich in meinem Leben keinen Heller mein eigen genannt hätte.

---

*) Ein bekanntes Kartenspiel.

Ihr habt doch von mir nahe an hundert Gulden bekommen?

Und wären es tausend gewesen, der Satan hätt' sie mir auch abgenommen, nur mit dem Unterschiede, daß wir wahrscheinlich noch jetzt Zwicken würden. Darauf hatte es der alte Betrüger abgesehen und ich Rindvieh merkte es nicht, wie gesagt, ich kann vor meinem Verstand keinen Respekt mehr haben, ich war zu dumm.

Welch' ein Leichtsinn! Ihr verdient das Geld mit Gefahr Eueres Lebens und verspielt es! —

Daß ich mein Geld verspielt habe, daran liegt mir eigentlich nichts, denn ich hätte eben so gut gewinnen können, wenn der Grasel kein Betrüger wär'; was mich jedoch ärgert, ist, daß ich den Alten nicht gleich durchschaut habe, daß ich ihm in die Falle ging. Als meine Barschaft alle war, erhob er sich und sagte: So, Micherl, jetzt hören wir auf zu spielen, denn ohne Geld kann man wohl sterben, aber weder Heiraten noch Zwicken. Du hast dich mir in den Weg gestellt, als ich dem bärtigen Herrn, der uns zum Schatzgraben verleitete, nachschleichen wollte, dafür hab' ich dich jetzt bestraft, ein andermal lösch' nicht, was dich nicht brennt, sonst könntest du in Zukunft noch mehr Haare lassen müssen.

Ich wußte vor Aerger nicht, ob ich den Vater Grasel niederschlagen, oder ob ich mir ein paar Ohrfeigen geben solle? Ich Schaf kenne den Alten schon so lange und hätte seine Absicht gleich wittern sollen, aber geschieht mir schon recht, warum war ich so einfältig.

Und wohin gedenkt Ihr jetzt zu gehen, da Ihr kein Geld habt?

Jetzt geh' ich zu meiner Schwester, die unweit der Hofmühle in Umlauf eine Hütte hat.

Wie weit ist's noch bis dahin?

Wenn wir ordentlich ausschreiten, so langen wir gegen acht Uhr dort an; ich werde schon Sorge tragen, daß Sie dort

ein ordentliches Nachtlager erhalten, und morgen können Sie dann Ihren Weg nach Kloster Altenburg fortsetzen.

Wer ist denn Eure Schwester?

Wer meine Schwester ist? Aha, ich verstehe, Sie sind mißtrauisch. Ohne Scheu, Herr Gabriel, meine Schwester ist ein ehrliches Mädl, ganz ehrlich, begreifen Sie mich? Meine Schwester kümmert sich nicht was ich außer Hause unternehme, sie braucht auch nicht zu erfahren, daß ich Schatzgraben geh. Kurz, meine Schwester bleibt immer aus dem Spiel, damit, wenn mir heute oder morgen etwas Menschliches begegnete, man ihr niemals was anhaben kann.

Euere Vorsicht ist lobenswerth, ich denke jedoch, Ihr würdet besser thun, wenn Ihr auch um Euerer Sicherheit willen diesen Lebenswandel ganz und gar aufgeben würdet?

Das geht nicht, Herr Gabriel.

Warum nicht?

Weil mir meine Kameraden zu lieb sind.

Zum Beispiel, der Vater Grasel!

Den ausgenommen; ich sag' Ihnen, aber im Vertrauen, der Alte läge lange schon in irgend einer Schlucht zerschmettert, wenn wir ihn dem Hansjörg zu Liebe nicht verschonen würden.

Während dieses Gespräches war man wacker ausgeschritten, die Nacht hatte sich herabgesenkt und die Finsterniß so überhand genommen, daß nur ein Mensch, der wie der Micherl im Walde zu Hause war, den Weg zu verfolgen vermochte.

Auf einmal ergriff der Weißkopf den Arm des Marquis, zog ihn an sich und lispelte ihm zu:

Ich weiß nicht, ob ich recht höre oder nicht? Aber mir ist's als ob Jemand uns nachschliche?

Gabriel wollte sich umsehen, sein Gefährte hielt ihn jedoch davon ab und fuhr so leise wie früher fort:

Halten wir nicht an, damit der Schelm hinter uns nicht merke, daß wir seine Anwesenheit ahnen; überdies würde unser

Spähen nach rückwärts umsonst sein, die Finsterniß ist so dicht, daß man kaum zehn Schritte weit vor sich hin sehen kann, und der hinter uns ist wenigstens dreißig entfernt, es ist besser, wir greifen aus und thun ganz unbefangen.

Hierauf begann Micherl zu jodeln, als ob's ihm, wer weiß wie wohl und wie leicht ums Herz wär', dabei aber verlängerte er seine Schritte ums Doppelte.

Wer mag der Mann hinter uns sein?

Nach der Sicherheit seiner Schritte zu schließen, ist's einer, der im Walde zu Hause ist.

Fürchtet Ihr einen Späher?

Bewahre, der hinter uns ist ein Schelm, der es auf mich oder auf Sie abgesehen hat.

Nach einer Pause: Nun passen Sie auf, nun werden wir bald erfahren, wer er ist; er beeilt sich, uns nachzukommen.

In diesem Moment fiel ein Schuß.

Der Marquis schrie auf und stürzte zusammen.

Vater Grasel ist's, rief der Mottinger Micherl, und drohte mit geballten Fäusten nach der Gegend, woher der Schuß gefallen war, warte nur, du alter Meuchler, du feige Bestie, von rückwärts schießen wie ein altes Weib ist keine Kunst, falsch spielen ist auch keine Kunst, was haben wir dir gethan, du rachsüchtiger Hund? Mein Geld hast du mir ohnedem abgezwickt, was willst du noch? Ich werde es dem Hansjörg klagen, du Erzschurke, Hundsfott, galliger Lump, wenn du mir nahe kommst, so erwürg' ich dich!

Der feige Schütze näherte sich aber nicht, sondern floh waldeinwärts, und der Weißkopf, in seinem Schelten innehaltend, bückte sich, umfaßte mit kräftigen Armen den Marquis, sprach ihm Trost zu, ermahnte zur Geduld und eilte mit ihm beschwingten Fußes weiter, als trüge er ein geraubtes Kind durch Nacht und Wald.

Neuntes Kapitel.

In dem Gemeindeschank zu Mödering.

Ungefähr eine Wegstunde oberhalb Horn liegt in der Richtung gegen Ge·as der kleine Ort Möbering

Der Leser wird sich dieses Namens noch erinnern aus der Mörderdorfer Sage, welche der alte Gföhler unter Anderem den Räubern zur Unterhaltung erzählte, an jenem Abende, bevor er gehetzt und angeschossen wurde, worauf der Motz ihm das Leben rettete.

Möbering liegt an dem Bache gleichen Namens und hat nichts aufzuweisen als eine alte Kirche und einen steinernen Thurm, dem es jetzt seltsamlich vorkommen mag, von Eisenbahnen sprechen zu hören, während er in seiner Jugend die Kreuzfahrer bewunderte, die übers Meer zogen ohne Dampf, durch ganz Europa Propaganda machten ohne Druckerpresse, und das heilige Grab erobern wollten ohne Pulver

Doch halt, daß wir nicht vergessen, außer jener Kirche und dem alten Thurm besitzt Möbering noch etwas, und zwar das Himmelreich, so heißt nämlich der Berg gegen Radingersdorf zu, dessen zwei Kuppen der Ober-Himmelreichberg und der Unter-Himmelreichberg genannt werden.

An einem Abende saßen in der Möberinger Gemeindeschenke mehrere Gäste beisammen.

Das der kleine Ort damals und noch vielfrüher schon ein Wirthshaus besaß, wissen wir, ob er auch mit einem Schulhaus versehen war, möchten wir nicht beschwören; es gibt gar manche Orte die keine Kirche, viele die keine Schule haben, man wird aber kein Nest finden, welches nicht seine Schenke besäße. Doch man verarge diese patriarchalische Einrichtung den ehemaligen Feudalherren nicht; die Gemeinde-Wirthshäuser tragen Pachtzins in den Säckel und die lumpigen

Schulhäuser waren im Gegentheil mit Auslagen verbunden, ja noch mehr, sogar der Schulmeister wollte erhalten sein, während der Gemeindewirth für den eigenen Unterhalt selbst Sorge trug!

Die Gäste in dem Gemeindewirthshause zu Mödering waren sogenannte „hausgesessene" Leute, das heißt Leute die im Orte wohnten.

Oben an saß der Kohlbauer, neben ihm der Gevatter Schuster, der jahraus, jahrein mehr Pech als Leder konsumirte, woraus man sich von der Nettigkeit seiner Arbeit eine Vorstellung machen kann; neben dem Meister saß der Müller von der Steidl-Mühle, dann einige andere Minderhonoratioren, deren Namen der Nachwelt zu überliefern die bureaukratische Tradition nicht der Mühe werth gefunden.

Die Unterhaltung dieser Gäste war eine sehr lebhafte, man sprach — man wird es uns wohl auf's Wort glauben — vom Grasel.

Das Abenteuer in Oberhöflein hatte sich, wenn auch nicht mit telegrafischer, so doch mit vierräderiger Reisegelegenheit von Weiler zu Weiler, von Ort zu Ort fortgepflanzt und die Lügenfertigkeit der Halterstochter fand eben so viele Bewunderer wie des Räubers Verschmitztheit; was den verunglückten Jäger betraf, so schüttelte männiglich den Kopf über den merkwürdigen Zufall, daß sein Gewehr so unzeitig losging und die Entdeckung des Räubers vereitelte.

Wie aber kam es, so wird der neugierige Leser mit Recht fragen, daß man den ganzen Vorfall sogleich mit allen Umständen erfuhr?

War etwa die Halterstochter so unvorsichtig, der Welt zu erzählen, daß der Grasel nach der Entfernung der Späher aus dem Versteck unter ihrem Bette hervorgekrochen sei?

O nein, die Dirne war klug genug, zu schweigen, aber der Grasel selbst brachte die Geschichte ans Licht, er durfte

sie nur einigen Vertrauten erzählen und diese beeilten sich, sie nach allen Richtungen weiter zu verpflanzen, denn sie erhöhten damit die Berühmtheit ihres Anführers, ja, in diesem speziellen Falle erreichten sie auch noch einen andern Zweck, indem sie auf die wunderbare Weise hinwiesen, wie der Grasel ohne sein Hinzuthun unentdeckt blieb, ein Beweis, daß seine Gefangennahme durch eine höhere Fügung vereitelt worden sei, worauf sich die Spitzbuben was einbildeten.

Außer dieser Oberhöfleiner Geschichte erzählte man sich aber auch noch eine andere, und zwar die, wie der Grasel dem Vice-Bürgermeister von Horn seinen eigenen Steckbrief diktirte."

Auch Herr Adam Sturz und seine Gattin verriethen ihr tuchmacherisches Abenteuer mit keinem Hauche, und doch kam es unter die Leute, und wie, und mit welchen entsetzlichen Zusätzen?

Die laut- und breitmaulige Fama begnügte sich nicht, die romantische Vorliebe der Frau Vice-Bürgermeisterin für den Räuberchef zu konstatiren, o nein, sie ging ein — zwei — vier — acht Schritte weiter und behauptete, Madame Sturz habe während einiger Minuten des Alleinseins mit dem Gaste eine Liebeserklärung des Iglauer Tuchmachers gar huldvoll entgegengenommen und der Herr Vice-Bürgermeister, als er ein wenig zu eilig zurückkehrte, habe eine Scene vorgefunden, in welcher der Iglauer Tuchmacher keine Spur von einem egiptischen Josef verrieth.

Darüber wäre nun dem Herrn Gemal, wenn auch nicht der ganze Kopf, so doch das eine Auge aufgegangen und es habe sich daraus eine zweite Scene entwickelt, in welcher der Grasel das Messer aus dem Stiefelschafte zog u. s. w.

Als dieses auf das Ehrenrührigste ausgeartete Abenteuer zu den Ohren des Vice-Bürgermeisters zurückgelangte, wünschte er vor Wuth zu bersten, um etwas bequemer aus

Digitized by Google

der Haut fahren zu können, allein Wallfische und Vice-Bürgermeister haben in der Regel sehr dicke Häute, die nicht so leicht bersten und so erübrigte dem Amtsherrn nichts, als in seiner angestammten Haut und in der selbst eingebrockten Sauce stecken zu bleiben und die Tage der Rache in Geduld und Ergebung abzuwarten.

Die beiden Abenteuer waren es nun, welche von den pleno Titulo Herren Gästen in der Gemeindeschenke zu Mödering besprochen und beglossirt wurden.

Mir thut es um den Herrn Sturz leid, gurgelte der Kohlbauer mit einem Organe, als ob die Worte aus einer quergeackerten Kehle kämen, mir thuts wirklich leid um ihn, daß er bösen Mäulern zu Gespötte wird, allein eines Theils geschieht es ihm recht; was hat er auf die Jagd zu gehen? Ihr werdet doch einsehen, daß ihm das Unglück gar nie widerfahren wäre, wenn er das Jagdgehen vermieden hätte. Bürgerliche Leute sollen keine herrschaftlichen Passionen treiben.

Die Horner, bemerkte der Schuster, werden sich weidlich ärgern, daß ihr Viceherr so grobes Pech hatte —

Kreuz Tausend Element, polterte der Steidl-Müller, wenn man meinem Weibe so was nachsagte, ich hinge ihr einen Mühlstein an den Hals und versenkte sie in den Mörderingbach!

Ihr seid sehr eifersüchtig!

Kann man so was ruhig mit ansehen?

Ei, mein lieber Steidl-Müller, so einfältig stellen es die Weiber nicht an, daß man's mit ansehen kann, man kann sich's eben nur vorstellen.

Die übrige Gesellschaft lachte.

Während dem trat ein bejahrter fremder Mann, auf einen Knotenstock gestützt, in die Schankstube.

Langes, graues Haar deckte Schläfe und Nacken; das Antlitz war bleich, die Augen in den Höhlen wie vergraben, kurz, an der ganzen Erscheinung machte sich eine Kränk-

lichkeit und Hinfälligkeit bemerkbar, die das Mitleid für den Siechen erweckte.

Die Anwesenden fanden es nicht der Mühe werth, dem neuen Gaste einige Aufmerksamkeit zu spenden und fuhren in ihrer Unterhaltung fort.

Der Alte verlangte in einem kreischenden Tone, dem man die Erschöpfung der Brust abhörte, ein Glas Wein und ein Stück Brot, was ihm der Gemeindewirth auch verabreichte jedoch nicht ohne ihn mit jenem Scheelblicke zu messen, den Gastgeber gewöhnlich anwenden, wenn sie Gäste prüfen, deren Aeußeres Zweifel über ihre Zechzahlungsfähigkeit erweckt.

Der kranke Gast kümmerte sich nicht darum.

Nach beiläufig fünf Minuten öffnete sich abermals die Thüre und hereintrat Herr Adam Sturz, der Vice-Bürgermeister von Horn, gefolgt von zwei Gerichtsdienern, von denen einer Fabian Brennthaler hieß.

Alledrei waren mit Stutzen bewaffnet.

Bevor wir weiter erzählen, wollen wir den Lesern den Gerichtsdiener Brennthaler in kurzen Umrissen zeichnen, damit sie das, was in dem Möderinger Schank sich vorbereitete, begreiflich finden.

Der Horner Gerichtsdiener Fabian Brennthaler war eine nicht nur in selbiger Stadt, sondern auch in deren nächster Umgebung wohlbekannte Persönlichkeit, sein Abzeichen war eine gelblederne Hose, die niemals von seinem Leibe kam.

Brennthaler gab an, dieses Beinkleid sei von Hirschleder, seine alten Bekannten jedoch behaupteten, es habe in der Jugend sehr geböckert, das heißt nach Bockausdünstungen geduftet.

Sei dem wie ihm wolle, durch die Dauer der Jahre war der Spiritus verflogen und das Leder war geblieben.

Aber wie?

Lederne Hosen sind in der Horner Gegend keine Seltenheit, allein die lederne Hose des Herrn Brennthaler war wirk-

lich eine Rarität, denn sie blieb trotz ihres Alters ewig jung und ewig gelb.

Man mochte sie wann immer ansehen, am Sonntag oder am Mittwoch, im Sommer oder im Winter, sie war immer gleich rein und gleich gelb.

Welch' eine Merkwürdigkeit! Alles auf dieser Erde unterliegt dem Wechsel, Alles hat seine Mängel und Fehler, selbst die Sonne am Himmel hat ihre Flecken, nur die Hose des Herrn Brennthaler war und blieb fleckenlos.

Was der Gerichtsdiener mit seiner Ledernen in stiller Nacht vornahm, wenn die Menschen schliefen und die Geister wachten, das zu wissen, durfte sich kein sterbliches Wesen rühmen, war's ein Zauber oder ein Okeranstrich, der seine Geliebte in dem Zustand ewiger Jugend erhielt, man wußte es nicht, man begnügte sich mit dem wundersamen, lieblichen Anblick und forschte nicht weiter.

Außer diesem Beingewand war an der äußeren Hülle des Gerichtsdieners nichts Merkwürdiges, dies allein unterschied ihn von den übrigen Dienern der Horner Gerechtigkeit, ja sogar von der ganzen sonstigen Horner Menschheit.

Wir kommen nun zu den übrigen Eigenthümlichkeiten des Fabian Brennthaler.

Wer da glaubt, daß in Horn der Bürgermeister der Sindikus oder eine andere amtliche Person regierte, der irrt sich, der eigentliche und der wahre Regent von Horn war damals der Gerichtsdiener Brennthaler.

Ob die Bäcker satzungsmäßiges Brot bucken, ob Maß und Gewicht verringert wurden, deß kümmerte sich Fabian wenig, er war eine zu solide Magistratsperson, um den bürgerlichen Wirthen, Fleischern und Kaufherren Steine in den Weg zu legen, wehe aber den Horner Schuljungen, wenn sie es wagten, auf öffentlichem Markte zu katzbalgen, zweimal wehe den fremden Händlern, wenn sie ihre Marktpfennige nicht ordentlich entrichteten, und dreimal wehe den Hand-

werksburschen, die es sich beikommen ließen, in der Stadt Horn fechten zu wollen.

Und schon gar fremde Bettler und Strolche! Sie waren in den Augen Brennthalers vogelfrei, wäre er nicht blos Gesetzvollzieher, sondern auch Gesetzgeber gewesen, er hätte sicher dir Folter wieder eingeführt, um das Gesindel torquiren zu können.

In letzterer Zeit, seitdem man nämlich ernstlich auf den Grasel zu fahnden begann, war der Brennthaler von einer neuen Monomanie besessen, er war — wir glauben uns durch dieses Wort am verständlichsten zu machen — er war graselsüchtig geworden.

Wo er einen Handwerksburschen erblickte, faßte er ihn am Genick und rief: „Ich hab' ihn, das ist der Grasel!"

Ganz Horn gerieth in Aufruhr und schrie: „der Fabian hat den Grasel gefangen!"

Bei der Untersuchung zeigte es sich nun freilich, daß der eingezogene Handwerker keine Ader vom Grasel besaß, das schreckte aber den Gerichtsdiener nicht, es vergingen keine zwei Tage, und er fing den Grasel schon wieder.

Brennthaler hatte auf diese Art nahe an fünfhundert Grasel eingebracht, aber keiner war der rechte.

Einmal wäre ihm seine Graselsucht beinahe theuer zu stehen gekommen.

Ein Schweinhändler trieb ein Rudel Säue durch Horn.

Fabian wurde seiner kaum ansichtig, so erinnerte er sich auch schon der Wiener Preisausschreibung, wo schwarz auf grau gedruckt stand, daß Grasel sich oft für einen Schweintreiber ausgebe, stürzte daher auf den Schweintreiber los, faßte ihn am Kragen und schrie: „Jetzt hab' ich ihn, der ist der Grasel!"

Der Gerichtsdiener war ein robuster starker Mann, mit einem kupfrigen Gesicht; er war auch entschlossen und muthig und wäre des Schweinhändlers gewiß Meister geworden, wo er ihn dann im unbarmherzigen Diensteifer von seinen Säuen

getrennt und eingeführt hätte; allein der Angegriffene besaß einen Hund, ein Riesenthier, welches es mit hundert Keulern aufnahm, um so mehr mit einem einzigen Gerichtsdiener, wenn dieser auch gelblederne Hosen trug.

Fabian hatte daher den Schweinhändler kaum am Hals gefaßt, so sprang auch schon der kolossale Hund, der seinen Herrn angegriffen sah, auf den Gerichtsdiener los und faßte ihn am Genick.

Fabian hielt den Schweinhändler, der Hund hielt Fabian, die Horner kamen aus den Häusern, der Auflauf war fertig.

Hätte der gutmüthige Händler seinen Hund nicht abwehrend angerufen, das Thier würde den Gerichtsdiener mit Beiseitesetzung allen Respektes zerfleischt haben, so aber kam er, wenn auch nicht mit ganz heiler Haut, so doch ohne gefährliche Verletzung, aber auch ohne den Grasel erwischt zu haben, davon.

Ein andermal gerieth Brennthaler in ein noch größeres und zwar diesmal mehr moralisches Bedrängniß.

Auf dem Hauptplatze hielt vor einer Handlung eine leichte Reisekalesche mit vier Pferden bespannt.

Es waren ungarische Rößlein, klein, leicht und dünnfüßig, mit langem Riemenzeug behängt, aber kothbespritzt und dampfend vor Hitze, da sie tüchtig angetrieben worden waren. Der Kutscher war ein Ungar.

Brennthaler hatte dieses Gespann kaum bemerkt, so begann er es zu umschnüffeln wie die Katze das Mausloch.

Es kam ihm verdächtig vor, eine herrschaftliche Kalesche mit so kleinen unansehnlichen Thieren bespannt zu sehen, ferner der wilde finstere Blick des Kutschers, dann ein paar in der Kalesche lehnende Stutzen, eine Waidtasche und wer weiß was noch Alles, außerdem fiel ihm eine Geschichte ein, die man in Horn allgemein erzählte, daß Grasel nämlich als Kavalier verkleidet mit seiner Geliebten herum-

gefahren sei, und zwar ebenfalls in einer vierspännigen Kalesche u. s. w.

Dies genügte unserem Fabian; er begab sich in die Handlung, wo der noble Reisende, eine Dame an der Seite, Einkäufe machte; Letzteres vergrößerte den Verdacht des Gerichtsdieners nur noch mehr, er schloß rasch die Ladenthür hinter sich, stürzte auf den Fremden zu, faßte ihn und schrie: Jetzt haben wir ihn, das ist der Grasel und seine Geliebte!

Der Kaufmann, durch Fabian's Siegesgewißheit verblüfft und verblendet, griff nun ebenfalls zu, man führte die Fremden unter dem fürchterlichsten Aufsehen zum Bürgermeister und es stellte sich heraus, daß es nicht Grasel und seine Geliebte, sondern ein Fürst und eine Fürstin Batthiany waren, die eine befreundete gräfliche Familie oberhalb Horn zu besuchen gedachten.

Man kann sich daher den Skandal in dem kleinen Städtchen vorstellen, es fehlte nicht viel, so wäre Brennthaler seiner Anstellung verlustig geworden; dies geschah nun wohl nicht, allein eine bittere Folge hatte die Graselsucht dennoch, Fabian wurde zum Stichblatt und bekam viele bissige Ausfälle zum Anhören.

Zum Glück trug Brennthaler eine gelblederne Hose und fühlte die Nadelstiche nicht.

Ihr redet mir lange gut, rief er den Spöttern zu, wenn ich auch noch so oft daneben greife, ich ermüde nicht, einmal werde ich doch nach dem Rechten tappen und dann kommt er mir auch nicht mehr aus!

Der Graselsüchtige ließ in der That nicht nach, fuhr in seinen Preisbestrebungen fort und brachte es endlich so weit, daß man die von ihm festgenommenen Individuen nur oberflächlich oder gar nicht mehr untersuchte, so zwar, daß wenn Fabian einmal zufällig den wirklichen Grasel erwischt häte, man den Räuber höchst wahrscheinlich als unverdächtig entlassen hätte, weil sich durch die Praxis herausgestellt

hatte, daß Brennthaler eher die ganze übrige Menschheit, als den Grasel zu arretiren vermöge.

Nach dieser zum Verständniß des Nachfolgenden unerläßlichen Erklärung kehren wir wieder in die Mörderinger Gemeindeschenke zurück.

Zehntes Kapitel.

Wie Fabian Brennthaler wieder einen Grasel fängt.

Der Horner Vice-Bürgermeister war kaum eingetreten, so war er auch schon von dem Kohlbauer und dem Steidlmüller erkannt.

Ah, Herr von Sturz, rief der Erstere nicht am angenehmsten überrascht, weil man kurz vorher von dem Eingetretenen ein wenig zweideutig gesprochen hatte, was führt Sie hieher?

Ich hatte mit Euerem Richter ein Amtsgeschäft abzumachen.

Und da haben Sie sich verspätet?

Warum denn verspätet? Es ist ja kaum finster geworden und draußen hält mein Wagen.

Sich zu den Gerichtsdienern kehrend:

Laßt Euch auf meine Rechnung eine Flasche Wein einschenken!

Schaut's, schaut's, bemerkte der Schuster mit einiger Devotion, die Horner Herren vom Amt lassen sich nicht spotten.

Wer wird denn schmutzig sein! lachte der Vice-Bürgermeister und nahm am Tische der Möderinger Platz, indem er seinen Stutzen zwischen den Beinen aufstellte, leben

und leben lassen ist mein Wahlspruch. Gemeindewirth! bringt auch mir ein Glas.

Der kränklich aussehende Fremde, der, wie erwähnt, abseits an einem etwas kleineren Tische saß, schielte den Vice-Bürgermeister nach der Seite an und zeigte eine etwas höhnische Miene.

Der Gemeindewirth brachte Wein für den Amtsherrn und die Gerichtsdiener.

Fabian Brennthaler hatte die Schenkstube kaum betreten, so durchflog sein diensteifriger Blick den ganzen Raum und blieb dann starr und unbeweglich auf den allein sitzenden Fremden gerichtet.

Den Alten sehen und ihn für den Grasel halten, war bei Brennthaler das Werk eines Moments.

Er trat nicht vor, sondern hielt sich rückwärts an der Wand, so daß sein Opfer, wenn es ihn sehen wollte, sich umdrehen mußte.

Brennthaler's Amtskollega — Nickl war sein Name — ahnte gar nicht, mit welch' großen Dingen jener schwanger ging, bis er durch einen bedeutungsvollen Wink, in welchem eine ganze Weltgeschichte stak, auf den Fremden aufmerksam gemacht wurde.

Fabian lehnte sein Gewehr bei Seite, nahm mechanisch die ihm vom Wirthe dargereichte Flasche, begann, das Auge wieder auf den Verdächtigen gerichtet, zu trinken, und er hätte in dieser Geistesversunkenheit sicher die Flasche völlig geleert, wenn sein Kollega ihn nicht durch eine Rippenmahnung zum Einhalten bewogen haben würde.

Fabian lauerte.

Während dem saß der Fremde keineswegs unbefangen da.

Bald schielte er nach dem Vice-Bürgermeister, bald versuchte er durch Verdrehen seines linken Augapfels — wobei er aber unbeweglich sitzen blieb — zu erspähen, was hinter ihm vorging, dann schielte er wieder hinüber nach dem Fenster und athmete etwas beengt auf.

Diese allerdings sehr verdächtigen Symptome konnte unser Fabian zwar nicht bemerken, aber er gewahrte eine andere Pantomime, die nicht minder verdächtig war.

Der gute Herr Sturz, mitten unter den Mödringern drinnen, unterhielt sich sorglos und ahnte ebenfalls nicht, daß er sich an der Schwelle historischer Ereignisse befand.

Der Gerichtsdiener mit der gelbledernen Hose bemerkte nämlich, daß der kränkliche Fremde mit der rechten Hand langsam und verstohlen an seinem Beine hinabfuhr, so wie ungefähr Jemand thun würde, der aus seinem Stiefelschaft ein Messer hervorzuziehen gewillt ist.

Das war für Fabian der „Moment der Schlacht“, wie Napoleon jene höchste Spitze des Kampfes nannte, wo der Feldherr sein Genie leuchten lassen kann; diesen Augenblick benützte der Gerichtsdiener, und bevor die Hand des Fremden ihr Ziel noch erreichte, war er mit dem Sprunge einer Tiegerkatze hinter ihm, umfaßte ihn, indem er dessen Hände unschädlich machte, mit herkulischer Kraft von rückwärts und schrie:

Zu Hilfe, zu Hilfe, das ist der Grasel!

Bei diesem Rufe begann der Gerichtsdiener Nickl zu zittern, der Kohlbauer, der Steidlmüller, der Schuster und die übrigen Möderinger sprangen erschrocken von ihren Sitzen, nur der Horner Amtsherr blieb gleichgiltig am Platze und indem er die Andern beruhigte, sagte er:

Laßt Euch nicht erschrecken, Leut'l, und trinkt Eueren Wein ruhig weiter, unser Fabian macht nur wieder seine Narretheien.

Euer Gnaden, Herr Bürgermeister, keuchte dieser, sein Opfer nicht aus den Klauen lassend, ich versichere, diesmal ...

Ich weiß es, fiel ihm der Amtsherr gutmüthig in die Rede, und zwar mit dem Tone, den man gebraucht, wenn man einen mit einer fixen Idee behafteten Menschen nicht reizen will, sondern ihn in seinem Wahne noch mehr be-

stärkt, ich weiß es, der Fabian hat wieder den Grasel gefangen, schon gut, laß ihn der Fabian nur wieder los!

Aber, Euer Gnaden, wenn ich ihn loslasse, zieht er sein Messer, seine Pistolen —

Herr Sturz lachte und rief:

Mach' der Fabian keine Dummheiten und lass' der Fabian den armen Mann los, der Fabian preßt ihm ja schier die Zunge aus dem Leibe.

Aber um Gotteswillen, Euer Gnaden, dieser Spitzbub' ist kein armer Mann, sondern der leibhaftige Grasel.

Der Vice-Bürgermeister schlug jetzt eine noch hellere Lache auf.

Aber Fabian, rief er, sich vor Lachen schüttelnd und beinahe feichtäugig vor Wonne, der Fabian wird doch mich nicht den Grasel kennen lernen wollen? Mich, an dessen Tisch der Spitzbub vor kaum zehn Tagen gegessen und getrunken hat? O, ich hab' mir sein Aussehen gut gemerkt, und ich würde ihn auf tausend Schritte Entfernung erkennen, wenn er mir vor die Augen käme.

Euer Gnaden, replicirte der hartnäckige Gerichtsdiener, ich schwör's Ihnen, diesmal habe ich nicht fehlgegriffen. —

Herr Sturz würdigte seinen Untergebenen keiner Antwort mehr, sondern wendete sich zu den Anderen, und indem er vor ihnen diese Widerspenstigkeit zu entschuldigen suchte, sagte er:

Schaut's, Leut'l, so weit kommt es, wenn ein Mensch sich was in den Kopf setzt. Wenn man den Räuber nicht bald einbringt, so wird der Fabian noch verrückt und schaut am Ende den Herrn Pfarrer für den Grasel an.

Die Sicherheit des Bürgermeisters beruhigte die übrigen Gäste, sie nahmen wieder ihre Plätze ein und der Steidlmüller glaubte nun seinerseits auch ein besänftigendes Wort sprechen zu müssen und sagte:

Aber, Herr Fabian, laßt doch den armen, kranken Mann

los, der Herr Bürgermeister kennt ja den Spitzbuben persönlich . . .

Ich soll ihn loslassen? keuchte der Gerichtsdiener unter stätigem Ringen mit dem Fremden, der sich aus der unerbetenen Umarmung loszuschälen suchte, nicht um die Welt laß ich ihn los, der ist kein alter kranker Mann, denn er besitzt eine Kraft wie drei gesunde junge Burschen — er trägt Pistolen in der Seitentasche, ich fühl' sie.

Diese Worte entrissen die Gesellschaft abermals ihrer Ruhe, die Gäste blickten den Horner Amtsherrn an, als ob sie hätten sagen wollen: „Am Ende ist es doch der Grasel."

Die Anstrengungen des Fremden wurden immer gewaltsamer, in den kurzen Redepausen hörte man ihn und den Gerichtsdiener keuchen.

Fabian, fürchtend, daß seine Kraft nicht ausreichen würde, bis sein Vorgesetzter sich eines Bessern besänne, suchte nun die nöthige Unterstützung bei seinem Kollegen.

Nickl, schrie er diesem fast entathmet zu, steh' nicht da, wie eine alte Vettel, leg' das Gewehr auf den Spitzbuben an, und wenn er nicht ruhig steht, so brenn' ihn nieder!

Nickl, der die Sache viel ernster nahm als der Vice-Bürgermeister, that was Fabian wünschte.

Dieser drehte nun mittelst einer mächtigen Kraftanstrengung den Fremden um, so daß dessen Brust gegen Nickl's Gewehrlauf gerichtet war und rief dann:

Jetzt, Spitzbub, rühr Dich, und Du bist erschossen!

Der alte, kranke Mann hielt plötzlich in seinem Bestreben, sich von Fabian frei zu machen, ein, verhielt sich ruhig, schien aber trotzdem noch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben der gefährlichen Situation mit heiler Haut zu entkommen.

Der Amtsherr war genöthigt der ernsten Wendung, welche das Abenteuer genommen hatte, eine Konzession zu

machen, hörte zu lachen auf und sagte zu Brennthaler in einem sehr drohenden Tone:

Der Fabian treibt seine Ueberspanntheiten zu weit! Ich weiß zwar im Voraus, daß der Fabian diesem Armen Unrecht thut, aber weil der Fabian diesmal gar so versessen ist, will ich den Fall an Ort und Stelle untersuchen. Das aber sag' ich dem Fabian, wenn sich der Fabian diesmal wieder getäuscht hat, so kann sich der Fabian um ein anderes Brot umschauen; der Fabian weiß es recht gut, wie es der Fabian nur mir zu verdanken hat, daß man den Fabian nicht schon neulich vor die Amtsschwelle setzte, wie der Fabian den Fürsten und die Fürstin Batthiany für den Grasel und seine Geliebte angesehen hat. Uebrigens werde ich es mir merken und zur Warnung dienen lassen künftighin einem Gerichtsdiener Wein geben zu lassen, wenn er sich auf Dienstwegen befindet.

Und zu der Gesellschaft sich wendend, klopfte er, auf Brennthaler deutend, mit dem linken Zeigefinger auf die vicebürgermeisterliche Stirne und sagte: „Es ist offenbar, er hat da zu viel!“

Nach dieser Demüthigung Fabian's wendete sich der Amtsherr zu dem Fremden und sagte:

Er hat gehört, um was es sich hier handelt? Wer ist er? Kann er sich legitimiren?

Bis zu diesem Momente hatte der Verdächtige kein Wort gesprochen, jetzt konnte er einer Antwort nicht ausweichen. Er erwiderte daher offenbar mit verstellter Stimme, die Jedem, nur dem Herrn Amtsherrn nicht auffiel:

Ich bin ein armer Mann aus Pernegg, und habe noch niemals einen Ausweis gebraucht, so lang ich in der Umgegend geblieben bin.

Da hat man's, versetzte der Bürgermeister, der Mann hat vollkommen Recht, wer kann ihm im Wege Rechtens was anhaben? Er ist ein armer, kranker Mensch, sonst nichts! Jetzt hab' ich die Komödie satt, Fabian — belferte er dem Ge-

richtsdiener zornig zu, — jetzt befehle ich dem Fabian, laß der Fabian den Armen los!

Brennthaler hätte vor Wuth in den Boden sinken mögen! Was blieb ihm bei so entschiedener Opposition übrig, als dem Vorgesetzten zu gehorchen?

Er war auch schon d'ran, den engen Verband seiner Arme zu lösen und sein Opfer frei zu geben, als zu dessen Unglück eine neue Phase dieser Angelegenheit eintrat.

Der Kohlbauer hatte sich nämlich schon früher unbemerkt erhoben und dem Fremden von der Seite genähert; bevor nun dieser von Fabian losgelassen wurde, faßte der Kohlbauer sein Haar am Scheitel, riß es unsanft empor und siehe da — eine Perrücke löste sich vom Haupte des Kranken und ließ braunes, jugendliches Haar sehen.

Ein allgemeiner Ruf des Staunens folgte dieser Enthüllung.

Der Fremde, der sich entdeckt sah, machte Riesenanstrengungen, sich der Gefangennahme zu entreißen; allein nun warf sich auch der Kohlbauer auf ihn, Brennthaler jubelte auf: „Ich hab's ja gleich gesagt, es ist der Grasel!“ und diesmal hatte der Mann mit der gelbledernen Hose nicht fehl gegriffen, es war der wirkliche, wahrhaftige Johann Georg Grasel!“

Man warf sich auf den Ueberwundenen, man entpuppte ihn und Herr Adam Sturz erkannte zu seinem fast tödtlichen Schrecken den Iglauer Tuchmacher, freilich ohne Backenbart und ohne sonstigen Mummenschanz, wie es Grasel zu seiner damaligen Maske nöthig erachtet hatte.

Der Amtsherr erholte sich, und wußte dann nicht, solle er sich freuen über den unerwarteten, unverhofften, glücklichen Fang oder solle er sich ärgern über die neuerliche Blamage, die er sich durch den unglaublichen Stumpfsinn seiner Spürnase, die eigentlich gar nicht mehr den Namen einer Nase verdiente, zugezogen?

In den ersten Momenten des errungenen Sieges, als man den Räuber an Händen und Füßen band, war Brennthaler wie verklärt, von seinem Haupte ging eine Strahlenglorie aus, seine trunkenen Blicke waren eitel Dolche und Stilette.

Triumphirend trug er mit seinem Kollegen den gefesselten Räuber in den Wagen, und sie bewachten ihn mit aufgepflanzten Gewehren.

„Du führst Cäsar und sein Glück!" hatte einst der Römer dem Schiffe, das ihn trug, zugerufen; den Rossen des Horner Vice-Bürgermeisters war eine nicht mindere Ehre beschieden, sie führten Fabian Brennthaler und einen Grasel!

Eilftes Kapitel.

Der Fuchs in der Falle.

Der Leser wird es kaum glauben, und wiederholt die Frage stellen: War der Räuberanführer Grasel wirklich gefangen?

Ja, der Mann mit der gelben Lederhose hatte diesmal endlich recht gegriffen, und trotz der conträren Bemühungen seines Vorgesetzten den Gegenstand seiner heißesten Wünsche in Sicherheit gebracht.

Johann Georg Grasel saß wirklich im Diebsthurm zu Horn!

Aber kein Glück ist vollkommen!

Der arme Brennthaler! Auch dem seinigen ging etwas ab, was es erst vollkommen gemacht hätte.

Als man mit dem berühmten Gefangenen in Horn anlangte, war die Nacht schon vorgerückt, die guten Horner

hatten die Decken bereits über die Köpfe gezogen, sie träumten sogar, aber selbst im Traume ließen sie es sich nicht einfallen, daß ihr Gerichtsdiener den wirklichen Grasel gefangen habe!

Dieser Einzug in stiller Nacht, ohne Zusammenlauf, ohne Aufsehen, ohne Triumph, er war der Wermuthstropfen, der Fabian's Freudenkelch verbitterte.

Eine lange Winternacht mußte er noch verbringen, bevor er seinen Ruf offenbar, seinen Ruhm stadtkundig machen konnte, seinen Ruhm und die Schmach seines Vorgesetzten.

Fabian fügte sich der unabwendbaren Nothwendigkeit des Heute, und tröstete sich mit dem Gedanken an den Morgen.

Wenn man über den Möbringbach durch die kleine Vorstadt Alt-Oeding in die Stadt Horn gelangt, so führt eine abschüssige Gasse hinauf auf den mäßig großen unregelmäßigen Platz, dessen Mitte die Pfarrkirche einnimmt.

Bevor man jedoch dahin gelangt, trifft man an der linken Straßenseite jenes Schloß, dessen wir bereits bei unserem ersten Besuche des Städtchens erwähnten.

Dieses Schloß mit seinen weitläufigen Nebengebäuden entstand durch völligen Umbau einer alten Burg, welche Stadtzierde die Horner dem Grafen Hoyos von Sprinzenstein zu verdanken haben.

Zur Zeit unserer Erzählung war davon noch wenig zu sehen, das alte Schloß vegetirte vielmehr in ungestörter Verfallenheit, beherbergte einen Theil des Amtspersonals und in den unteren Räumen Missethäter und mindere Verbrecher.

Einen Theil dieses alten Gebäudes bildete ein nicht weniger alter Thurm, der fünfzehn bis zwanzig Klafter hoch in die Luft ragte, und dessen Aeußeres sich nicht im mindesten von anderen viereckigen Thürmen unterschied, wie sie ehedem bei den Befestigungen kleinerer Orte in Brauch waren.

Dieser Thurm — der Diebsthurm genannt — enthielt hoch oben ein festes Gelaß, ein sehr luftiges Stüblein, verwahrt mit schwerer eiserner Thüre und einem respektablen Gitter am Fenster.

Hier wurde der Räuber Grasel vorläufig einlogirt, als man ihn des Nachts nach Horn brachte.

In diesem traulichen Käfig fand er nichts als ein paar Gebünde Stroh, die sein Lager bildeten, sonst war Alles kahl und leer.

Man hatte den Gefangenen losgebunden, denn in dieser luftigen Höhe war man seiner sicher. Die mächtige Thüre verwahrt und verschlossen, daß man, um sie zu öffnen, Bresche hätte schießen müssen, das Fenster vergittert, wer durfte da an ein Entkommen denken?

Die Leser kennen jetzt den Ort, wo der Räuber gefangen saß, es ist nothwendig, daß sie wegen der ferneren Begebenheiten auch mit der weiteren Beschaffenheit der Oertlichkeit vertraut werden.

Das Fenster des Diebsthurmes sah hinab in den Schloßhof, welcher von dem daranstoßenden Schloßgarten durch einen Zaun getrennt war.

An den Schloßgarten stieß der Thiergarten, den eine Mauer einfriedete!

Jenseits der Mauer senkte sich das Terrain bis zum Taffabach abwärts, um sich auf der anderen Seite des Baches wieder zu erheben und zu einem Hügel aufzuwölben.

Dieser Hügel endete in der Zeitentfernung von kaum acht Minuten durch einen jähen Abschuß, und die Taffa, die sich in einem Bogen herüber schlängelt, umspülte ihn auch von dieser Seite und trennte ihn von der jenseitigen Anhöhe, auf welcher die Horner Abdeckerei lag, jenes Gehöfte, in dem die „Ehegartner Nandl“ wohnte, deren Namen der Leser zuerst von der Gemeindehirtenstochter in Oberhöflein aussprechen hörte, als das Mädchen in jener ereignißreichen Nacht zu Grasel sagte: „Ich habe erfahren, daß du wieder

eine neue Bekanntschaft gemacht hast" — und dann, als der Räuber dies in Abrede stellte: „Lüg' nicht, Hans, ich weiß sogar den Namen der Dirne, es ist die Ehegartner Nandl von Horn."

Der Ungetreue befand sich auf dem Wege zu dieser „Nandl", als das Schicksal, angethan mit einer gelbledernen Hose, ihn erwischte und ihn wie zum Hohne hübsch hoch bettete, damit er zur Geliebten hinüber schauen, sie aber nicht erreichen könne.

In welcher Gemüthsstimmung finden wir den Räuberanführer, als er sich zwischen den engen Wänden des Diebsthurmes eingeschlossen sah?

Grasel war nicht verzagt, nicht muthlos, sondern er ärgerte sich über sich selbst.

Er begriff gar nicht, wie er dazu kam, auf eine so herabwürdigende Weise gefangen zu werden, er mochte es kaum glauben, daß er, der viel gefürchtete Räuberhauptmann, von einem täppischen Gerichtsdiener erkannt und zum Falle gebracht worden sei!

Eine großartige Streifung, der Ueberfall durch bewaffnete Macht, das war allenfalls eine Schlinge, die seiner würdig erschienen wäre, aber der plumpe Griff eines Brennthaler's, dem er erlag, erfüllte seine Seele mit bitterer Wuth. Wie gesagt, Grasel ärgerte sich und der Zorn war die vorherrschendste Empfindung seiner Seele.

Nachdem sich jedoch seine Aufregung gelegt und die Wallung des Blutes sich gedämpft hatte, trat die kalte Ueberlegung in ihr volles Recht und der Verstand gewann wieder die Oberhand.

Der Räuber kam augenblicklich zur Erkenntniß seiner Lage und faßte den Gedanken, noch diese Nacht einen Fluchtversuch zu wagen.

Seine Gegner hatten, vielleicht aus Vergeßlichkeit, vielleicht aus Nachlässigkeit oder vielleicht auch im Gefühle ihrer Sicherheit zwei Unterlassungssünden begangen, die er nicht

unbenützt lassen durfte. Man hatte ihn erstens nicht gefesselt und zweitens waren seine Unterkleider undurchsucht geblieben.

Ließ nun Grasel diese erste Nacht unbenützt verstreichen, so mußte er mit Recht befürchten, daß man morgen das Versäumte nachholen werde und daß dann ein Fluchtversuch mit viel größeren Schwierigkeiten verbunden, daher auch die Wahrscheinlichkeit des Gelingens viel geringer sein werde.

Benützung des günstigen Moments — schleunige Flucht um jeden Preis, das war's, was er beschloß und auch augenblicklich auszuführen begann.

Grasel begab sich daher zu seinem Lager und untersuchte das Stroh, er wurde zufriedengestellt und murmelte:

Kurzsichtiges Gesindel, ich will euch beweisen, daß der Grasel nicht nur sein, sondern auch das Seilerhandwerk aus dem Fundament versteht. Sie glaubten mich wehr- und hilflos gemacht zu haben, als sie mir Pistolen und Messer nahmen, o, sie haben sich arg getäuscht, sie haben mir mein Liebstes, mein Theuerstes gelassen, den Retter aus der Noth, daher rasch an's Werk, Hansjörg, spute dich, du mußt befreit sein, bevor die Horner Schlafmützen auf die Beine kommen.

Der Räuber öffnete seine Kleider und brachte nach einer Weile eine Uhrfeder zum Vorschein, die sägeförmig mit Zähnen versehen war.

Thu' deine Schuldigkeit, harter Stahl und theile das Gitter von Eisen, ich bedarf von dir, als dem Werkzeuge, nichts als die Härte, den Druck werde ich ausüben, ich, dein gnädiger Herr!

Nach diesen Worten erkletterte er wie ein Eichhörnchen das hoch angebrachte Fenster, schob einen Fuß vorsichtig durch die Oeffnung, so daß er auf dem untersten der Stäbe wie zu reiten kam und begann dann mit flinker Gewandtheit einen der oberen zu durchsägen.

Der Eifer, mit dem er die Arbeit betrieb, ließ ihn nicht einhalten, bis er das Eisen völlig durchschnitten hatte, dann lehnte er den Oberleib zurück, um ihn an die Seitenwand des Fensters zu stützen und bequemer auszuruhen.

Während dieser Pause flog sein Blick hinaus in die mondhelle Nacht, unter ihm die Gärten, dort der im Silberlicht badende Hügel, die schwarzen Felsen und das einsame Gehöfte, wohin seine Leidenschaft ihn zog, wo ein liebend' Herz ihn erwartete, während er hier gefangen saß.

Mit den Blicken zugleich schweiften auch die Gedanken in die Ferne und der Räuber vergaß schier das Befreiungswerk, welches seine Eile anrief.

Grasel rüttelte sich aus dem Dahinbrüten empor und begann seine Arbeit fortzusetzen, behutsam, damit das kostbare Instrument keinen Schaden leide, aber emsig, auf daß keine Verzögerung eintrete.

Mehrere Stunden verflossen, bis zwei der Stäbe, die ein Kreuz bildeten doppelt durchsägt waren und der Räuber eine Oeffnung gewann, durch welche er sich bequem durchwinden konnte.

Nun ließ er sich wieder in die Thurmstube hinab, ruhte abermals eine Weile aus und schritt dann an den zweiten Theil seiner Vorbereitung.

Dieser bestand darin, daß er aus dem Stroh, welches man ihm zum Lager geschichtet hatte, ein Seil zu flechten begann.

Das Stroh war frisch, folglich nicht ohne Zähigkeit, die Halme lang, und der Hansjörg wollte beiweisen, daß er den Strick nicht nur verdiene, sondern auch zu drehen verstehe.

Er flocht Anfangs dünne Schnüre, und dann nach und nach aus diesen Schnüren das Seil.

Das ausgefeilte Kreuz des Gitters leistete ihm bei dieser Arbeit gute Dienste, und die Arbeit schritt um so rascher vorwärts, da der improvisirte Seiler sich's dabei bequem machen konnte.

Abermals vergingen mehrere Stunden, und das Seil erreichte eine beträchtliche Länge.

Grasel war in Horn zu heimisch, um nicht auch die Bekanntschaft des Diebsthurmes, wenn auch nur von außen, gemacht zu haben.

Er kannte die beiläufige Höhe dessen und hoffte das Seil zu einer solchen Länge zu spinnen, daß er den Höhenrest, um welchen das Strohgeflechte zu kurz war, ohne Gefährde durch einen Sprung ersetzen durfte.

Um die Haltbarkeit seiner Arbeit zu prüfen, schlang er das Seil um einen Stab des Fenstergitters und begann sich mit der ganzen Wucht des Körpers daran zu schaukeln. Der Versuch, an mehreren Stellen des Seils unternommen, beruhigte ihn in Bezug auf die Festigkeit, und seine Vorbereitungen waren damit erschöpft.

Es war aber auch die höchste Zeit; seine Arbeit hatte die ganze Nacht in Anspruch genommen, trotz Emsigkeit und trotz Eile; das erste Grauen hatte bereits der Tageshelle Platz gemacht und das Frühglöcklein vom Pfarrkirchthurm war bereits verklungen.

Grasel kletterte, das Ende des Seiles um den Arm gewunden, zum Fenster empor, knotete das Seil an das Gitter, ließ einen Theil außerhalb des Thurmes hinabgleiten, während der Rest zurückblieb; hatte der Räuber einen Theil der Höhe zurückgelegt, so verlängerte sich das Seil von selbst, sobald die Körperschwere darauf wirkte.

Grasel warf einen Blick in die Tiefe, keine Wache hielt am Thurme, aber ihm graute vor dem gefahrvollen Zuge durch die Luft; doch die Zeit drängte, das Loos, welches ihm drohte, wenn er blieb, überwog die Gefahr, die er überwinden mußte, bei weitem und verscheuchte jede Bedenklichkeit.

Hier stand sicheres Gefängniß in Aussicht und vielleicht noch mehr, dort winkte die Freiheit, welcher Verbrecher hätte in der Lage Grasel's nicht nach der letzteren gestrebt?

Noch eine Pause von Einer Minute.

Während derselben öffnete der Räuber seine Jacke, zog das Medaillon, das an seinem Herzen ruhte, hervor, und küßte das holde Frauenbild unter dem Glase.

Du, mein guter Engel, lispelte er dem Wesen zu, das er von Jugend an zu seinem Schutzgeist erkoren hatte, du hast mich schon so oft vor Unglück bewahrt, du wirst mir auch heute beistehen, damit ich der Gewalt meiner Feinde entrinne und ihre Bemühungen zu Schanden mache!

Nach dieser kurzen, mit heißer Inbrunst gesprochenen Bitte, man hätte sie fast ein Gebet nennen können, verbarg er das Medaillon wieder an seiner Brust, knöpfte die Jacke zu, schlug ein Kreuz und begann sich durch das Gitter zu winden.

Mit den Händen sich an einem Gitterstab haltend, hing der Räuber bereits in der Schwebe, umfaßte dann das Strohseil und begann sich mit Vorsicht an demselben hinab zu lassen.

Einige Klafter der Höhe waren bereits zurückgelegt, als Grasel sich plötzlich vom Hofe herauf anrufen hörte.

Der Schreck machte ihn erzittern und er blieb einen Moment lang regungslos in der Luft schweben.

Was gab es unten? Wer rief ihn an?

Wir werden es im folgenden Kapitel erzählen.

Zwölftes Kapitel.

Die Jagd nach dem Fuchs.

Der Gerichtsdiener Fabian Brennthaler, dessen Wohnung sich im alten Schlosse befand, hatte schon seit lange keine so unruhige Nacht gehabt, wie die war, wo der Grasel im Diebsthurme saß.

Die Lorbeeren ließen ihn nicht schlafen.

Nicht nur das Unglück bestreut den Pfuhl des Lagernden mit spitzen Dornen, auch das Glück, auch der Ruhm, der Sieg, die Freude, die bange Erwartung, die Eitelkeit thun es; aber es ist keineswegs einerlei, ob man sich aus Gram oder aus Wonne schlaflos umherwälzt, der Unglückliche quält sich während dieser Stunden mit martervollen Gedanken ab, der Glückliche dagegen schwelgt in einem Meere süßer Pläne und Beschlüsse, ihn kitzeln die eingestreuten Dornen nur, während sie jenen blutrünstig verwunden.

Brennthaler konnte nicht schlafen, weil die Erwartung der kommenden Glorie sein Blut aufregte und wirblich machte.

Er zählte die Stunden, die Minuten, die ihn noch von seinem Glücke trennten, von seinem Ruhme, von seinem Triumpf, von seiner Größe.

Grasel's Name war weit und breit berüchtigt, eben so weit und eben so breit müsse von jetzt an der Name Fabian Brennthaler berühmt werden; wenn man von nun an von Grasel sprach, mußte man unumgänglich auch von ihm reden, der den Räuber eingebracht hat. Die Namen Grasel und Brennthaler waren nach der Ansicht des Gerichtsdieners auf dem Wege zum fortwährenden Andenken; hätte der Lederne nur einen Funken natürli-

cher Poesie besessen, er würde gesagt haben zur Unsterblichkeit.

Es war aber auch keine Kleinigkeit, einen Menschen zu packen und festzuhalten, der schon ganzen Kompagnien von Bewaffneten entschlüpft war, vor dem die ganze Gerichtsdiener- und Wächtergeneration des Waldviertels ein Grauen überlief, und die deputatfähigen Patrimonialherren Zähnklappern kriegten; es war ein kühner Griff einen solchen Tirannen zu fassen und dem strafenden Arme der Gerichte zu überliefern, und er, der Fabian Brennthaler, hatte diesen prächtigen Griff gethan!

Erweckte schon die That selbst bei dem glücklichen Vollbringer einen Sturm erhebender Ideen, in welche liebliche Träumereien mußte er sich erst einlullen, wenn er an die Folgen derselben dachte.

Der Grasel mußte an das Kriminalgericht der Haupt- und Residenzstadt Wien eingeliefert werden, denn ein anderes Kriminalgericht war nach Brennthaler's Ansicht trotz der Angaben in der Wiener Preisausschreibung, gar nicht fähig, einen so berühmten Räuber zu richten; was war nun natürlicher, als daß man mit dem Grasel zugleich auch ihn, den Helden des Tages, den Befreier des Waldviertels, nach Wien senden würde.

So wie in wenigen Stunden die Stadt Horn, so sollte auch in weigen Tagen die ganze Haupt- und Residenzstadt in den Ruf der Verwunderung und der Anerkennung ausbrechen: „Der Fabian Brennthaler ist der Zustandebringer des Grasels!“

Man drängte sich herbei, den Brennthaler zu sehen, ihn kennen zu lernen; man überhäufte den profetischen unerschrockenen Gerichtsdiener von Horn mit Lobsprüchen und Schmeicheleien, ja, der glückliche Mann mit der gelbledernen Hose hörte sogar schon im Geiste sich ansprechen von dem Wiener Bürgermeister Herrn Stefan Edlen von Wohlleben, der ihm gar herablassend und freundlich auf die

Schulter klopfte und zu ihm sagte: „Brav, Fabian, der Fabian hat seine Sache gut gemacht, bitt' sich der Fabian eine Gnad' aus!"

Nun war guter Rath theuer! Welche Gnade sollte er sich ausbitten?

Er hatte immer rühmen gehört, daß die Diener des Wiener Magistrates sich äußerst vortheilhaft stünden, so zwar, daß Mancher von ihnen mit einem kleinen Bürgermeister nicht tauschen würde, Fabian zerquälte sich daher, ob er sich als Gnade eine Magistratsdienerstelle in Wien oder die Vice-Bürgermeistersstelle in Horn erbitten solle? denn daß Herr Adam Sturz nach den letzten Blamagen resigniren müsse, konnte kaum mehr bezweifelt werden, Brennthaler schwankte demnach zwischen den beiden Heubündeln, ohne sich für das Eine oder Andere zu entscheiden.

War es nun ein Wunder, daß unser Mann bei solchen Gedanken, Träumen und Hoffnungen eine schlaflose Nacht verbrachte, daß er die Minuten zählte, die ihn noch von seinem Glücke trennten, und daß ihn der anbrechende Tag wach fand?

Der junge Morgen schaute recht gemüthlich in Fabian's Stube, als dieser unausgeschlafen, aber glücklich sich vom Lager erhob und anzukleiden begann.

Die gelblederne Hose umspannte bereits die gerichtsdienerlichen Beine, die Füße steckten bereits in den fischthranduftigen Stiefeln, als der Fabian sorglos die Stube verließ, in den Schloßhof trat, um die kalte, erfrischende Wintermorgen-Luft mit Wollust zu schlürfen; bei dieser Gelegenheit fiel es ihm ein, nicht etwa nach dem Gefangenen zu spähen, sondern blos einen liebenden Blick nach dem Fenster des Thurmkäfigs zu werfen, wo der Grasel festsaß; so wird das Auge der Mutter zu der Wiege gezogen, wo ihr jüngster Liebling sorglos schlummert, — aber o Schrecken, o Entsetzen, Fabian's jüngster Liebling schlief

nicht, sondern war eben aus dem Fenster gekrochen und fing an, sich an einem Seile herunterzulassen.

Der Gerichtsdiener traute seinen Augen nicht; einen Moment lang wie versteinert, erholte er sich rasch, und um den Räuber von seinem Vorhaben zurück zu schrecken, schrie er ihm zu:

Hoho, Freund Grasel, da wird nicht durchgegangen.

Das war der unerwartete Anruf, der den Räuber erschreckte und ihn einen Moment lang regungslos in der Luft schweben ließ.

Doch währte dies nur einen Augenblick, denn schon hatte sich der Hansjörg gefaßt und rief dem Gerichtsdiener zu:

Der Teufel ist dein Freund, du Spitzbub, und nicht der Grasel; warte nur bis ich hinunter komme!

Fabian war aber nicht so thöricht, die Ankunft des verwegenen Gesellen abzuwarten, sondern fing an, fürchterlich: „Feuer, Räuber, Hilfe!“ zu schreien, stürzte in sein Zimmer und kam mit einem Gewehre zurück.

Grasel befand sich eben in der halben Höhe des Thurmes.

Brennthaler legte auf den Räuber an und schrie ihm zu:

Nicht von der Stelle, oder ich schieße dich herab wie einen Raben!

S c h i e ß e n und t r e f f e n ist zweierlei! schrie der Räuber zur Antwort und versetzte sich während des Herablassens in eine pendelartige Bewegung, um dem Gegner den Vortheil eines fixen Zielpunktes zu entziehen!

Brennthaler legte an — Blitz und Knall — Grasel fiel zur Erde.

Kaum jedoch hatte er den Boden erreicht, so schnellte er wie eine elastische Kugel empor und jagte auf den Gartenzaun los.

Hatte der Gerichtsdiener wirklich das Ziel verfehlt?

O nein, Brennthaler war kein übler Schütze und der Vorderleib Grasel's eine willkommene Scheibe, allein der Räu-

der schien sich an ihm ein Beispiel genommen zu haben, er trug nicht nur lederne Hosen, sondern auch einen ledernen Brustfleck, das Gewehr Brennthaler's war aber nur mit kleinem Schrott geladen und so kam es, daß der tiefgezielte Streuschuß ohne Wirkung blieb.

Ein einzelnes etwas größeres Schrottkorn ging höher, traf das Medaillon und ermattete wirkungslos an der Stelle.

Grasel's Sturz zur Erde war daher eine List, die recht wohl gelang, denn die Ueberraschung bei seinem Aufspringen machte den Gegner stutzig und gewährte dem Räuber einige freie Momente, die er benützte, den Zaun des Schloßgartens zu erreichen.

Es war auch die höchste Zeit, denn Brennthaler's Lärm hatte die Dienstleute im Schlosse geweckt, der Knall der Büchse machte sie um so schneller herbeistürzen und Fabian's Schrei: „Zu Hilfe, der Grasel geht uns durch!" ließ die Gefahr des Augenblickes erkennen.

Aber schon hatte der Räuber den Gartenzaun erklettert und verschwand jenseits desselben.

Die Andern ihm nach — die Jagd auf den Fuchs begann.

Hollah hoh, der Grasel ist fort, lauft ihm nach, fangt ihn!

Die Männer, welche hinter ihm rannten, waren mit allem Möglichen bewaffnet, nur nicht mit Gewehren.

Ich hab' ihn getroffen, schrie Brennthaler im Laufen und er rennt doch davon, der Spitzbub ist kugelfest.

Fabian vergaß in der Hitze des Gefechtes, daß sein Gewehr nur mit Schrott geladen war.

Der Räuber jagte wie ein gehetztes Wild durch den Garten, die Andern schreiend, lärmend hinter ihm.

O, dachte der Verfolgte, besäße ich nur eine Pistole, ich jagte damit die ganze Meute in die Flucht! aber er trug nicht einmal ein Messer, viel weniger eine Pistole

bei sich, man hatte ihn ja am Abende vorher jeder Waffe beraubt.

Grasel erreichte die Mauer des Thiergartens — die Andern hofften ihn zu erreichen, bevor er dieselbe erklettert haben würde, doch sein Vorsprung war zu groß; als sie an dem Fuße der Mauer ankamen, hatte Jener sie übersetzt.

Die Verfolgung wurde aber nichtsdestoweniger fortgesetzt, man half sich so gut es ging über die Mauer und suchte das Zeitversäumniß durch Flüchtigkeit des Laufes einzubringen.

Grasel jagte indessen dem Taffabach zu, rannte durch, und jenseits ging es dann fort, den Hügel hinan.

Seinen Verfolgern blieb nichts übrig als seinem Beispiel nachzuahmen, sie hielten sich immer hinter ihm, und Schreien, Lärmen, Anrufen begleiteten die Jagd.

Auf einmal wendete der Räuber den Blick nach links und gewahrte zwei seiner Feinde, einer davon war Fabian, die, im verdoppelten Laufe einhereilend, ihm den Weg abschnitten.

Sie hatten eine kürzere Linie genommen und drohten früher wie er auf den Punkt anzugelangen, wo ein steiler Fußweg zum Bache abwärts führte, der hier zum zweiten Male durchschritten werden mußte.

Hollah, hoh, schrie Brennthaler den Anderen zu, greift aus, wir werden ihn gleich haben!

Armer Fabian! Er triumpfirte zum zweiten Male zu früh.

Der Räuber wich unter einem spitzen Winkel aus.

Nur zu, schrie Brennthaler wieder, dort kann er nicht hinab, dort kommt er uns nicht aus!

Die Stelle, welcher Grasel zujagte, war in der That diejenige, wo der Felsen sich am steilsten gegen den Taffabach hinabsenkte und ein Weiterschreiten unmöglich war.

Er langte am Rande desselben an, suchte einen Moment lang nach einen passenderen Punkte, da er aber keinen bemerkte,

wendete er sich zurück und schrie den Verfolgern zu: „Folgt mir nach, wenn Ihr Muth habt!“ dann griff er zu einem gewaltigen Sprunge aus und verschwand in der Tiefe.

Seine Verfolger stießen Rufe des Entsetzens aus.

Er hat sich zerschmettert! jammerte Fabian, der sich durch diesen Sprung seiner künftigen Größe und Glorie beraubt sah.

Wenige Sekunden später langte man an der Felsenkante an — aber siehe da, der Räuber lag nicht zerschmettert in der Tiefe, sondern hatte zum zweiten Male den Taffabach durchschritten, lief gegen die Wasenmeisterei zu und verschwand in derselben.

Der Fuchs ist in der Falle! schrie Brennthaler, er hat sich beim Ehegartner verkrochen, schnell herüber!

Einer der Gerichtsdiener blieb auf der Anhöhe stehen, und behielt die Wasenmeisterei im Auge, um zu sehen, ob der Fuchs dem Gehöfte nicht wieder entschlüpfe. Die Uebrigen beeilten sich auf einem kleinen Umwege die Felsen hinabzukriechen, um die Wasenmeisterei einzuschließen und den Fuchs aus dem Loche zu holen.

Als man jenseits der Taffa anlangte, rief Fabian dem aufgestellten Posten zu:

Heh, Nickel, was ist's? ist er noch drinnen?

Ja!

Frisch d'rauf los, Kameraden, in zehn Minuten gehört er uns!

Armer Brennthaler! Er triumpfirte zum dritten Male zu früh.

. . . .

. . . .

Das Gehöfte, wohin Grasel sich geflüchtet, war ein schwacher, ebenerdiger Bau, der sich von den gewöhnlichen Hütten in der dortigen Gegend in nichts unterschied; ein Theil desselben verdient jedoch hervorgehoben zu werden, nämlich eine geräumige Küche mit einem großen Ofen.

In einiger Entfernung hinter dem Gehöfte streckten sich wieder Felsen empor und verbanden sich mit den rückwärtigen Höhen.

Als die Häscher heranstürmten, wurden sie von einem vielstimmigen Hundegebell empfangen, was sie jedoch nicht verhinderte, die Hütte zu umstellen, wozu ihre Zahl jetzt um so mehr ausreichte, als man im Schlosse, durch den Lärm aufgeschreckt, was an Knechten und Dienern disponibel war, mit Stutzen bewaffnete und der Expedition als Sukkurs nachgeschickt hatte.

Außer dem standesgemäßen Hundegebell vernahm man beim Eintritte in die Hütte die jugendliche Stimme eines Frauenzimmers, welches ein lustiges Liedel sang, und zwar so Fortissimo gellend, daß ihr Lärm den der Hunde vollkommen beherrschte.

Fabian Brennthaler, der an der Spitze einiger Kameraden eintrat, lächelte bei dem forcirten Singsang und murmelte vor sich hin: „Jodle du nur zu, du beirrst mich doch nicht! Mich hat mein eigener Vice-Bürgermeister nicht irre geführt, um so weniger wirst du es vermögen.“

Die Sängerin war die Ehegartner Randl, ein hübsches Mädchen, groß, schlank, fast ein wenig mager, aber deßhalb doch nicht schwächlich; lebhaft, munter und stets guter Dinge.

In diesem Moment war die Randl besonders hübsch; denn sie saß in der vor dem Backofen angebrachten viereckigen Vertiefung und schierte mit einem Werkzeuge, auf dem die Hexen gewöhnlich auf den Blocksberg reiten, nämlich mit einer Ofengabel, die fürchterliche Lohe, die in dem Ofen prasselte, und der Schein der Flammen spiegelte sich fast dämonisch auf dem jugendlichen Antlitze und verlieh demselben einen ungewöhnlichen Reiz.

So fand sie der Gerichtsdiener bei seinem Eintritte in die Küche.

Guten Morgen, Jungfer Randl! grüßte er.

Das Mädchen hörte zu singen auf, blickte wie überrascht zurück und rief:

Ah, was seh' ich, es ist der Herr Fabian! Wie ich die Hunde hab' anschlagen hören, war ich der Meinung, es wär' ein Hausirer . . .

Finden sich bei Euch die Hausirer schon so zeitlich ein? fragte Brennthaler mit einer feinen Ironie, die jedem Inquirenten zur Ehre gereicht haben würde.

Na, lautete die unbefangene Antwort, gar so zeitlich ist's nicht mehr. Unsere Leute sind schon alle im G'schäft, der Herr Fabian ist halt wahrscheinlich heute wieder ein Bisserl zu spät aufgestanden?

Dieser Stich durchdrang die Lederhose des Gerichtsdieners, er versetzte daher giftig:

Meint die Jungfer wirklich, daß ich zu spät aufgestanden bin? Ich glaub's nicht!

Das Mädchen würdigte diese Rede keiner Antwort, und begann wieder in dem Flammenmeere des Backofens zu wühlen.

Was thut die Jungfer da?

Närrische Frag'! Der Herr Fabian sieht es ja, ich heize den Ofen.

Wird Brot gebacken?

Es ist möglich! Um eine Brennsuppe zu kochen, wird man keinen Backofen heizen!

Die Jungfer ist heute sehr bissig!

Vom Herrn Fabian hab ich's meiner Seel nicht gelernt.

Weiß die Jungfer warum wir hier sind?

Warum die Andern da sind, das weiß ich nicht; was aber den Herrn Fabian anbetrifft, so ist er wahrscheinlich hergekommen, um wieder einen Grasel zu fangen!

Schaut's, schaut's, wie die Jungfer das recht gut weiß!

Ich komm' ja oft genug in die Stadt, um zu wissen, daß der Herr Fabian wenigstens schon einige hundert Graseln erwischt hat.

Jetzt hab' ich's satt, wir werden der Jungfer ihren Uebermuth schon vertreiben, wenn wir den Fuchs aus'm Loch kitzeln.

Wer soll der Fuchs sein?

Der Grasel ist's! schrie Brennthaler sie an!

Ich hab' gedacht es ist der Herr Fabian! antwortete Nand'l lachend und machte sich wieder mit dem Feuer zu schaffen.

Auf ein Zeichen Brennthaler's begann man die Hütte zu untersuchen und das Unterste zu Oberst zu kehren.

Während dem blieb die Nand'l ruhig auf ihrem Platze und begann ihren früher unterbrochenen Gesang fortzusetzen, wobei ihre Lustigkeit und ihr Muthwille sich steigerten, um eine Art Demonstration gegen die Haussuchung Brennthaler's zu bilden. *)

So wie in der Hütte des Oberhöfleiner Gemeindehirten, so währte auch hier die Untersuchung mehrere Stunden, allein so wie dort entdeckte man auch hier den Grasel nicht.

Auf Brennthaler's Beschuldigung, man habe den Grasel in die Hütte stürzen sehen, entgegnete die Nand'l mit der unschuldigsten Miene von der Welt:

---

*) In Bezug auf die in den letzten Kapiteln erzählten Begebenheiten habe ich mir in Rücksicht auf die Zeit eine kleine Abweichung erlaubt. — Ein Herr in Geras, dem ich diese Mittheilung verdanke, äußert in dem betreffenden Briefe: „Der Jahreszahl dieses Ereignisses weiß ich mich nicht mehr genau zu entsinnen, aber es war an einem Sommertage und die Flucht aus dem Diebsthurm geschah zeitlich in der Früh." — Ueber die Ehegartner Nandl schreibt er: „Die Geliebte des einstigen berühmten und gefürchteten Grasel hieß „Ehegartner Nandl." Selbe lebte noch vor drei oder vier Jahren (1849—1850) bei ihren Verwandten, wo sie sich immer aufhielt. Sie mußte hoch in den siebenzig Jahren gewesen sein, und trug zum Angedenken noch immer einen goldenen Reifring, den sie vom Grasel erhalten hatte. Selbe soll in der Jugend sehr hübsch gewesen sein, war jedoch, als ich sie kannte, eine große, magere Person, die wenig Spuren ihrer ehemaligen Schönheit verrieth, u. s. w."

Ja, es ist wahr, der Spitzbub ist hereingestürzt und hat mich damit sehr erschreckt, aber er ist auch gleich wieder hinausgestürzt durch das rückwärtige Fenster, welches ihr noch angelweit offen finden werdet, und er hat sich sicherlich draußen verkrochen.

Da das angedeutete Fenster in der That angelweit offen war, so besaß die Angabe des Mädchens einen Grad von Glaubwürdigkeit, den Fabian nicht wegläugnen konnte.

Nach erfolgter Durchsuchung des Gehöftes zerstreute man sich in der Umgegend desselben, aber dort wie hier, hier wie dort fand man keinen Grasel.

Den ganzen Tag hindurch wurde erfolglos gestreift, und als die Nacht hereinbrach, schwand mit dem letzten Lichtstrahle des scheidenden Tages das letzte Hoffnungsfünkchen aus Fabian's Seele und er langte in seiner Wohnung an, müde, matt, erschöpft, herabgestürzt aus allen seinen Himmeln, die er, auf den Untergang Grasel's bauend, geträumt hatte.

Ohne Grasel gab es für ihn keinen Ruhm, keine Größe, keine Anerkennung, keinen Triumpf; ohne Grasel kam er nicht nach Wien, klopfte ihm der Wiener Bürgermeister nicht auf die Schulter und forderte ihn nicht auf, sich eine Gnade auszubitten; ohne Grasel mußte er wieder der bescheidene Gerichtsdiener in Horn bleiben und was das Schlimmste war, er mußte neben dem Schaden auch noch den Spott hinabwürgen.

Ganz Horn wußte, daß der Fabian den Grasel endlich erwischt hatte, ganz Horn erfuhr aber auch, daß der Grasel dem Fabian entwischt war.

Wo er ging, wo er stand, wo er weilte, mußte er das Gespötte und die Witzeleien über sich ergehen lassen.

Herr Fabian, wo ist der Grasel? Warum hat der Fabian den Grasel laufen lassen? Aber Fabian was hat Euch denn der Grasel gethan, daß ihr ihm die Wohnung gekündiget habt? Ja, fangen ist leicht, aber festhalten ist die

Kunst! und so ging es fort, daß der arme Brennthaler vor Aerger hätte platzen mögen.

Wo aber, werden unsere Leser fragen, wo befand sich der Räuber, während man die Wasenmeisterei durchsuchte? War er wirklich durch das Fenster nach rückwärts entflohen?

O nein, Grasel war im Gehöfte, und zwar in der Küche verborgen; aus der Vertiefung, die sich vor dem Backofen befand, führte ein breiter Schlauch in eine Höhlung, die unter der Sohle des Backofens aufminirt war, der Hansjörg lag also, wenn auch nicht bequem, so doch wohlgeborgen unter dem Ofen, während ober ihm eine riesige Flamme loderte, die man nur angezündet, um die Späher zu täuschen, nicht aber um Brot zu backen.

Sobald keine Gefahr mehr drohte, verließ der Räuber den Versteck und flog wieder aus, keck und leicht, um den Kampf, den er mit den Satzungen der Gesellschaft aufgenommen hatte, weiter zu kämpfen, und dem Wahne, dem er verfallen war, Geltung zu verschaffen.

Dreizehntes Kapitel.

Der arme Lazarus.

Wenn man Horn durch das Taffathor verläßt, so gelangt man in fünf Viertelstunden durch das kleine Dörfchen Burgerwiesen nach Altenburg, es ist dies ein Dorf, welches mit dem gleichnamigen Stift durch eine Allee verbunden ist.

Kloster-Altenburg liegt in einer wildromantischen Gegend, einsam und abgeschieden.

Siebenhundert Jahre sind es, daß beiläufig an der

Stelle des heutigen Stiftes eine Burg stand, zu eigen dem Grafen von Buige.

Als dieser starb, bangte der Gräfin Hildeburgis, um das Seelenheil ihres Gatten, und sie ließ aus der Burg ein Kloster bauen.

So entstand im Jahre 1144 die Benediktinerabtei Sankt Lambert. Von dieser Zeit an bezog die Gräfin in der Entfernung von einer Viertelstunde eine Burg jenseits des Kamp, damals so wie heute noch das „öde Schloß“ geheißen, nur daß das jetzt Ruine ist, was damals eine Burg gewesen.

Das alte Kloster starrte, ein finsterer, wilder Bau, in die ebenbürtige Gegend hinein, wo es stand. Die Zellen waren zum Theil in Felsen gehauen, eben so das Refektorium, die Todtenkammer und ein Theil des Kreuzganges. Ein unterirdisches Bußgemach bildete den Schrecken der Mönche weit und breit, denn dahin wurden die Unverbesserlichen gebracht, die mit den Ordensregeln in schwere Konflikte geriethen.

Das jetzige Stift Altenburg wurde erst im Jahre 1658 von dem Abte Maurus Boxler erbaut und ruht zum Theil auf den Fundamenten des alten Klosters St. Lambert. Aber noch heute sieht man hinter dem Stiftgebäude, dort wo sich der Felsen jäh und steil in die Schlucht stürzt, die verwitterten Ueberbleibsel des alten Baues, und das Haar sträubt sich bei dem Gedanken, daß in diesen Felsenhöhlen Menschen gewohnt haben.

Die Kirche, die Bibliothek, die Todtenkapelle mit ihren fantastischen Malereien entstanden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und der Meister des jüngsten Baues war ein schlichter Bauer aus Salzburg, dessen Bildsäule man noch heute in einer Nische sehen kann, wenn man die Treppe zur Prälatur hinansteigt. Dort steht nun der Salzburger in seiner Landestracht, hält in der einen Hand einen Hum-

pen, die andere schwingt er freudig auf und man hört ihn ordentlich freudig jauchzen über die vollendete Arbeit.

Welche Wetter über das Stift hingezogen, wie oft es verwüstet und niedergebrannt wurde, darüber gibt die Geschichte Kunde.

Bei der Zerstörung durch die Hussiten (1421) flüchtete man den Schatz alter Handschriften, denn das Kloster besaß, nach Krems, wo er aber durch eine Feuersbrunst verzehrt wurde; im Jahre 1592 kamen 1000 aufrührerische Bauern mit ihrem Hauptmann Martin Angerer und richteten abermals großen Schaden an; 1622 brachen die Böhmen herein, dann (1645) kamen die Schweden und immer waren es Klöster und Stifte, über welche es herging, denn es waren ja Religionskriege, und da mußten stets die Religiosen den Schaden tragen.

Doch wir dürfen bei dem Kloster nicht verweilen, wir faßten es nur in's Auge als den Mittelpunkt einer Gegend, die wir als den Schauplatz dieses Theils unserer Erzählung zu skizziren versuchen.

Der Kampfluß windet und krümmt sich oft in spitzigen Winkeln vorüber; unterhalb Altenburg trennt er den Hornerwald von der Sulz.

„In der Sulz“ heißt nämlich ein bewaldetes Plateau mit drei Kuppen, welches wie eine Halbinsel von Wasser, so hier von drei Seiten von steilen Felsenabhängen umrahmt ist, Abhänge, die im Süden und Osten gegen den Kamp zu hinabsteigen. Im Westen verbindet sich die Sulz mit dem Hagerfeld, das bei Fuglau endet.

Zwei Stunden vom letzten Berg aufwärts erheben sich am Kamp die Ruinen von Steineck und Schauenstein, zwischen welchen die Reitmühle sich den Fluß dienstbar gemacht.

Im Süden vom Stifte liegen am Kamp die Hofmühle und die Bruckmühle, und jenseits desselben, wie schon erwähnt, das öde Schloß, dann der Ho-

rasberg, und endlich die imposant herabschauende Rosenburg.

Im Norden von Altenburg, kaum eine halbe Wegstunde gegen den kleinen Taffabach, befindet sich der Heidenteich, geschichtlich bekannt durch die siegreiche Schlacht, die Herzog Rudolf im Jahre 1304 an dieser Stelle den Kumanen geliefert, deren Anführer, als dux ante silvam bekannt, hier fiel und bestattet wurde.

Noch in den achtziger Jahren, also zur Regierungszeit Kaiser Josef des Zweiten, konnte man bei einem Bauer in Altenburg den Grabstein des Kumanen-Anführers sehen, — er wurde als Thürschwelle benützt!

Der Leser wird sich des Weges entsinnen, denn der Mottinger Micherl dem Marquis Gabriel L'Espine beschrieb, um aus dem Horner Wald nach Horn zu gelangen.

Wir müssen uns aufwärts halten, gegen den Kamp, sagte der Kackerlack, dann nach rechts gegen den Jägerbach, dort kommen wir über Hammer, dann durch die Sulz nach Kloster Altenburg, von wo sich die Straße gerade über Burgerwiesen nach Horn zieht.

Weiter sagte der Weißkopf, er begebe sich zu seiner Schwester, die unweit der Hofmühle in Umlauf eine Hütte habe. Umlauf heißt ein kleines, vom Kampfluß umrauschtes Plateau.

Wenn der Leser diese, so wie die oben gegebenen Andeutungen zusammenfaßt, so wird er sich leicht über die Lage der einzelnen Punkte auch ohne Karte orientiren können, und wir dürfen daher dieselbe als bekannt voraussetzen.

Was den Charakter der Gegend anbelangt, so entspricht derselbe ganz dem des Kampthales, als dessen Fortsetzung sie gelten kann.

Berg, Wald und Felsen wechseln mit einander, Kuppen und Schluchten, steile Hänge und abschüssige Pfade, Laub- und Nadelholz, und tief unten, mitten durch der wilde Kamp

im ungeregelten Lauf und wilden Sprüngen dahineilend; das ist der Charakter des Dreiecks, dessen Spitze Altenburg und dessen Basis die Linie Schauenstein-Rosenburg bildet.

. . . .

. . . .

An einem Sonntage Vormittags bewegte sich auf der Straße von Fuglau nach Altenburg ein Fuhrwerk, dessen Originalität ihm die Aufmerksamkeit Aller zuzog, die an ihm vorüber mußten.

Das Fuhrwerk bestand aus einem vierrädrigen kleinen Wägelchen, wie man es für halberwachsene Kinder anschafft, die von ihren Wärterinnen oder größeren Geschwistern zum Zeitvertreib herumgerädelt werden, in diesem Gefährte saß aber kein Kind, sondern ein alter Mann, klein, hager, blaß, kurz ein Greis kränklichen Aussehens.

Er war in einen warmen Mantel eingewickelt, hatte jedoch nebstdem das eine seiner Beine mit besonderer Sorgfalt umhüllt und verrieth durch diesen Umstand sowohl, wie durch einen ihm zur Seite lehnenden Krückenstock, daß dieses Bein lahm sei; außerdem ließ sein Aussehen, so wie die Fahrt im Wägelchen vermuthen, daß er sich auch des anderen Beines nur auf kurze Entfernungen bedienen könne, er war also ein armer preßhafter Mensch, ein Krüppel, mit einem Worte „ein armer Lazarus,“ wie man dort zu Lande zu sagen pflegt.

Fiel schon das kleine Wägelchen mit seinem Insassen auf, so war dies bei dem Gespann, welches dieses Gefährte zog, noch mehr der Fall. Dieses bestand aus einer zwei- und einer vierfüßigen Zugkraft, nämlich aus einem beiläufig dreizehnjährigen Knaben und aus einem mächtigen Hunde, der allein schon die Kraft besaß, das Gefährte in Bewegung zu setzen, zu dessen Schonung jedoch der Knabe beigegeben war, daher keines von Beiden bei dem Zugdienste einer besonderen Anstrengung bedurfte.

Was die Lenkung dieses originellen Gespanns betrifft, so geschah sie von Seite des armen Lazarus, und zwar mündlich, dabei wendete sich jedoch der Alte nicht an den Knaben, den der war ein armer, taubstummer Junge, also ebenfalls ein Krüppel, sondern er sprach immer nur den Hund an, der ihn auch vollkommen verstehen mußte, denn er vollzog pünktlich jede der erhaltenen Weisungen.

Dort kommt uns ein beladener Wagen entgegen, ließ der arme Lazarus sich vernehmen, dem müssen wir ausweichen, hab Acht, mein Motz — halte dich links — so mein Bursche, noch ein wenig — oho, das ist ja zu viel, wir gerathen in den Graben — mußt nicht so laufen, Motz — nur langsam, wir versäumen nichts — kommen zeitlich genug nach Altenburg — Donnerwetter mein Fuß, ist das ein Schmerz! — wir werden anderes Wetter bekommen — halt, mein Motz, halt!

Auf dieses Kommando wedelte der Hund mit dem Schweife und blieb stehen; der taubstumme Knabe, gewöhnt den Willen des Herrn durch die Bewegung seines Mitgespanns zu erkennen, hielt ebenfalls an.

Der Leser wird wohl schon erkannt haben, daß der arme Lazarus im Wägelchen der alte Gföhler war, dem die Häscher bei einem Ueberfalle ein Bein krumm geschossen hatten, und der ihnen damals sicher in die Hände gerathen wäre, würde ihm sein Motz nicht das Leben gerettet haben.

Als er am andern Tage mit seinem Idol, dem Hansjörg, zusammentraf, sagte er unter Anderem zu ihm:

Was aber werde ich beginnen, wenn mein Bein krumm bleibt und ich als Krüppel zu leben verurtheilt wäre? Wenn ich außer Stande käme mit Euch zu ziehen?

Darauf antwortete ihm Grasel:

„In diesem Falle würdet Ihr auch nicht Hungers sterben. Wir wollen für Euch sorgen und Ihr werdet Euch auf einem Wägelchen als armer Lazarus von Dorf

zu Dorf, von Ort zu Ort führen lassen und für uns, wenn auch keine Hände und Beine, so doch Augen und Ohren haben. Habt Ihr mich verstanden?“

O, der alte Christof hatte seinen Hansjörg gut verstanden, fast so gut, wie er seinen Motz begriff.

Es bedurfte lange, bis die Wunde geheilt war, aber der Fuß blieb krumm und der alte Räuber mußte an den „armen Lazarus“ denken.

Der gute Motz wurde in ein neues, ihm bisher unbekanntes Geschäft eingeweiht, er wurde zum Zugthier verwendet; — der treue Hund, der Alles verstand, fügte sich auch diesem Mühsal mit klugem Verständniß und der Gföhler rädelte in der Gegend umher und diente seinem Herrn und Gebieter mit Augen und mit Ohren.

Warum ließ der alte Gföhler, wie wir vorhin erzählten, mitten auf der Straße halten?

Es kamen des Weges zwei Männer daher, deren Anzug von ihrer Wohlhabenheit zeugte, es waren Müller, Metzger oder sonst dergleichen.

Als sie in die Nähe des Gefährtes kamen, hielt ihnen der Gföhler sein Hütlein entgegen und wimmerte mit so erbarmungswürdigem Tone, daß einem das Herz im Leibe hätte brechen mögen:

Ein armer Lazarus, erbarmt Euch eines armen Krüppels, der kein Brot verdienen kann!

Jeder Mann verabreichte ihm eine Gabe.

Darauf gingen die Beiden weiter, Motz zog ohne Kommando an, und der Alte murmelte statt des Dankes:

Daß Euch der Teufel das Licht ausblase, ihr reichen Betrüger! Ich möchte lieber Thür und Thor bei Euch einrennen als Euch anbetteln, Ihr hoffärtiges Gesindel! Ich wollte, Ihr ersticket an dem ersten Bissen, den Ihr in Euren verlogenen Schlund kriegt. Euch ist Betrügen und Stehlen erlaubt, unsereins wird aber gehängt, wenn er Euch

das unrecht erworbene Gut abnimmt, die Hölle soll Euch verschlingen!

Der alte Gföhler sprach diesen frommen Wunsch mit einer verbissenen Wuth, wozu ihn vermuthlich der Schmerz reizte, den ihm sein Bein verursachte.

Das Gefährte rollte indessen fort und man näherte sich A l t e n b u r g.

Christof dirigirte seinen Motz derartig, daß er mitten im Orte vor der Schenke Halt machte, wo die Passage am lebhaftesten war.

Der alte Räuber wußte recht gut, daß die einträglichsten Standpunkte für Bettler an den Kirchenthüren oder an den Wirthshausthüren seien, das Landvolk öffnet nur seine milde Hand, wenn es von Weihrauch oder von Wein benebelt ist, im nüchternen Zustande ist der Bauer die egoistischste Bestie unter allen Zwei- und Vierfüßlern.

Der Gföhler zog aus der Tiefe seines Wägelchens einen Laib Brot hervor, winkte dem Knaben den Hund auszuspannen, und betheilte dann sein Gespann mit einem sehr trockenen, aber ausgiebigem Frühmahle.

M o tz lagerte sich auf Befehl seines Herrn am Gefährte, fraß und glotzte die Vorübergehenden an, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben.

Der arme Knabe begab sich in die Schankstube, um sich zu erwärmen.

Die Ernte des Gföhlers war eine spärliche; wo die Einkünfte nur in einzelnen Kreuzern zuhinken, da bedarf es einer hübschen Weile, bis ein paar Groschen sich ansammeln; dazu kamen noch die vielen zahlreichen lästigen Fragen, die der arme Lazarus zu beantworten bekam.

Ei, ei, der arme Mann! rief eine junge Bäuerin, beim Wagen anhaltend, woher seid Ihr, Alter?

Ich bin unten von Krems.

So, von Krems? Und Ihr kommt zur Winterszeit da herauf zu uns?

Mein Gott, was soll man anfangen, wenn man nicht verhungern will.

Ihr hättet also in Krems verhungern müssen? O, die Kremser, ist das ein abscheuliches Volk! Wo fehlt es Euch denn, Alter?

Im Fuß, ich hab' eine Wunde ...

Wo habt Ihr die Wunde bekommen?

Wo denn sonst als in der Schlacht.

Maria und Josef! Ihr war't gegen die Franzosen?

Freilich, bei Znaim traf mich eine Kugel —

Am Ende war's gar eine Kanonenkugel?

Das eben nicht —

Wer weiß, wie lange noch das Examen der Neugierigen gedauert hätte, wenn sie nicht zum Glücke des armen Lazarus abberufen worden wäre. Sie verabreichte ihm eiligst einen Kreuzer und sagte: „Da nehmt, betet drei „Vaterunser“ und fünf „Ave Maria“ für mich!“ Dann lief sie heim.

Der Gföhler schaute ihr mit grimmigen Blicken nach und murmelte giftig:

Jetzt mußte ich dieser Schlange ohne Paradies fünf Minuten lang Rede und Antwort stehen, und dafür schenkt sie mir Einen Kreuzer! Außerdem ist sie noch so frech, zu verlangen, daß ich für sie drei „Vaterunser“ und fünf „Ave Maria“ bete! Und das Alles für Einen Kreuzer! Auf diese Weise könnte man für ein paar Gulden leicht in den Himmel kommen, was freilich sehr billig zu stehen käme: Und für die soll ich beten? Nicht einmal ein „Vergelt's Gott!“ sag' ich dir, du herzloses Schnattermaul! — Verwünscht und verdammt sei der Hund, der mich zum armen Lazarus geschossen hat und mich zwingt, dort zu betteln, wo ich mir mit Herzenslust selbst aus der Schüssel nehmen möchte, was mir beliebt.

Nach dieser neuerlichen Herzensergießung begann Vater Christof wieder sein Brot zu verspeisen, in welchem Ge-

schäfte er erst inne hielt, als ein aus der Schenke tretender weißköpfiger Bursche seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Gottlob, endlich eine bekannte Seele! murmelte er und winkte den Burschen zu sich.

Dieser erkannte den armen Lazarus nicht sogleich, doch als es geschah, bemeisterte sich seiner eine freudige Ueberraschung und er rief:

Seh' ich recht, Ihr seid's Vater Gföhler?

Ja, Micherl, ich bin's, doch rede nicht so laut . . .

Seid ohne Angst, ich weiß schon, wo ich sprechen darf und wo ich verstummen muß. Was habt Ihr da für ein Fuhrwerk? Gilt's etwa einen Faschingsstreich . . .

O Micherl, was du siehst ist keine Mumerei, sondern blutiger Ernst; ich bin ein Krüppel —

Ich hab' was läuten hören von einem Schuß, den Ihr in den Fuß erhieltet, allein ich wähnte Euch längst davon genesen —

Den Teufel auch, ich bin lahm und krank und muß mich herumführen lassen von meinem Hund und einem taubstummen Jungen —

Und wohin gedenkt Ihr heute zu fahren?

Ich will, antwortete der Alte geheimnißvoll, nach Horn, um mich dort bei der Nand'l um den Hansjörg zu erkundigen.

Das könnt Ihr durch mich besser erfahren, versetzte der Mottinger Micherl, — denn daß er der weißköpfige Bursche war, wird der Leser wohl leicht errathen haben — ich treffe heute Nacht mit dem Hansjörg zusammen, Ihr wißt doch, daß er im Horner Diebsthurm gefangen saß, jedoch auf halsbrecherische Weise entwischte.

Ich weiß keine Silbe! antwortete Vater Christof erschreckt.

Nun, ich will es Euch heute Nachts erzählen, hier ist weder Ort noch Zeit dazu. Unweit von hier in „Umlauf“ ist die Hütte meiner Schwester, findet Euch, wenn's finster

geworden, in der Nähe ein. Es führt ein verteufelt schlechter Weg dahin und Ihr werdet Mühe haben mit Eurem Gefährte dahin zu gelangen, laßt Euch aber nicht abschrecken. So, jetzt geh' ich.

Du verlassest mich schon, Micherl?

Ich hab' auch meine Gänge.

So geh, und sorg' dafür, daß ich am Abend bei deiner Schwester ein Nachtlager vorfinde.

Die beiden Räuber trennten sich.

Der Mottinger Micherl schlug den Weg gegen den Kamp ein, der arme Lazarus verließ sein Gefährte und hinkte, auf die Krücke gestützt, in die Schankstube, um sich zu erwärmen.

Motz, der sich schon so mancherlei Verdienste um seinen Herrn erworben, fügte ein neues Blatt in seinen Kranz und versah die Dienste einer Schildwache.

Vierzehntes Kapitel.

Am Bärenkopf.

Die Rosenburg liegt von der Hofmühle kaum eine halbe Wegstunde entfernt; der Kamplauf bildet dort ein in die Länge gestrecktes, liegendes ∽, an dessen oberer Spitze die Hofmühle und an der unteren die genannte Burgruine sich befindet. An der oberen Abrundung des ∽ liegt die Bruckmühle.

Zwischen diesen beiden Mühlen, jedoch um einige hundert Schritte aufwärts gerückt, erhob sich eine bewaldete Berggruppe, deren höchster Punkt durch einen isolirt stehenden, uralten Baum bezeichnet war; der Stamm dieses Baumes mit seinen knorrigen Auswüchsen und eingefaulten

Vertiefungen ähnelte, von der Ferne angesehen, einem Bärenkopfe, daher denn auch der Baum in der Umgegend unter diesem Namen bekannt war.

Am Bärenkopf also war es, wo der Mottinger Micherl bei einbrechender Dunkelheit den Hansjörg erwartete.

An jenem Sonntage, der Kackerlack wollte eben die Hütte verlassen, um sich nach Altenburg zu verfügen, wo wir ihn auch später trafen — kam ein Junge aus der Pledlmühle herüber gerannt, und brachte ihm vom Grasel die kurze Weisung: „Wenn's dunkel geworden beim Bärenkopf!"

Der Micherl nickte dem leichtfüßigen Boten zu, ließ sich von ihm Grasel's Entweichung aus dem Horner Diebsthurm erzählen, begab sich hierauf nach Altenburg, traf dort den Gföhler, verrichtete seine Wege, und fand sich pünktlich am Bärenkopf ein.

Die Nacht war mondhell und kalt.

Der Weißkopf, in einen Mantel gehüllt, kauerte zu Füßen eines von Strauchwerk umrungenen Bäumes und behielt den Bärenkopf im Auge, so daß er Jeden bemerken konnte, der sich dem Baume näherte. In dieser Stellung überließ er sich seinen Ideen.

Der Kreis derselben drehte sich um die Frage: „Was mag der Hansjörg von mir wollen?"

Der Kackerlack rieth hin und her und kam immer wieder zu dem Resultate: „Es gibt was, er führt was im Schilde!"

Zu jeder anderen Zeit würde ihn schon die Hoffnung auf einen neuen Anschlag freudig gestimmt haben, jetzt war's ein wenig anders geworden; der Micherl war mit einer Sorge belastet, die ihm eine mehrwöchentliche Ruhe wünschenswerth machte.

Doch wir bedienten uns nicht des bezeichnendsten Ausdruckes; er fühlte eigentlich nicht das Bedürfniß nach Ruhe,

sondern die Nothwendigkeit, sich nicht auf längere Zeit vom Hause zu entfernen; den Grund davon wird der Leser im Verlauf der nächsten Blätter erfahren.

Die Ankunft Grasel's weckte den Weißkopf aus seinen Gedanken, er eilte dem Erwarteten entgegen.

Grüß dich Gott, Hansjörg!

Guten Abend, Micherl! Bist du schon lange am Platze?

Seit einer halben Stunde ungefähr, du weißt, wenn du mich rufst, lass' ich nicht auf mich warten.

Wo hast du dich in den letzten Wochen herumgetrieben?

Ich bin aus dem Horner Wald nicht hinausgekommen.

Wie sieht es hier aus?

Gut und sicher.

Um Horn herum ist's windig.

Hab' davon schon gehört. Du warst zweimal in Gefahr.

Bah, in Oberhöflein war's ein Kinderspiel, in Horn, na, da hat es schon ein wenig kitzlicher ausgesehen, bin aber doch durchgeschlüpft und hab' dem Gesindel das leere Nachsehen gelassen. Die Verfolgungen mehren sich von Tag zu Tag, und es ist die höchste Zeit, daß ich für mehrere Wochen hindurch ganz unsichtbar werde.

Recht hast, Hansjörg, der Mensch muß nicht immer wagen, sondern er muß auch an seine Erhaltung denken. Der verflachte Preis, den man in Wien ausgeschrieben hat, ist den Leuten in die Köpfe gestiegen.

Ja das Geld, versetzte der Räuberanführer mit Bitterkeit, das Geld wird auch von den sogenanten ehrlichen Leuten hochgeschätzt. Früher haben sie sich wenig oder gar nicht um den Grasel gekümmert, wen es nicht gebrennt hat, dem ist es nicht eingefallen, löschen zu helfen, die Wächter und Gerichtsdiener haben Fünfe gerade sein lassen und dachten nicht daran, sich für nichts und wieder nichts einer Gefahr auszusetzen. Jetzt ist eine andere Farbe Trumpf; die viertausend Gulden rauchen den Hungerleidern in die Nase und jeder Lump möchte

den Grasel fangen. Die Jahre her haben mich gewöhnt, nur großen Fallen aus dem Wege zu gehen, kleine Schlingen hat man mir nie gelegt, ich brauchte gar nicht darauf zu achten. Jetzt ist's anders, jetzt sind die kleinen Netze die gefährlichsten, ich muß gefaßt sein, daß der erste beste Schuft mir einen Strick um den Hals wirft und ich, ich bin doch am Ende auch nur ein Mensch, der unterliegen muß, wenn ein Stärkerer ihn rücklings überfällt und zu Boden reißt. Kurz und gut, es wird von Tag zu Tag unsicherer, und ich muß mich zurückziehen, bis sich der Lärm ein wenig gelegt hat. Darum Micherl, hab' ich dich hierher bestellt, weil ich mit dir über diese Angelegenheit sprechen will.

Der Weißkopf war von der Einleitung höchst angenehm überrascht, denn sie stimmte so ganz mit seinen Wünschen überein; er faßte daher Grasel's Hand, drückte sie auf's Wärmste und erwiderte:

Hansjörg, du hast mir heute wie immer aus dem Herzen geredet. Ja, wir wollen fein zu Hause bleiben und ausruhen; das Frühjahr ist in der Nähe, der Wald wird wieder finsterer werden, dann kann man abermals was wagen, jetzt ist's zu gefährlich. Ich hab' dir von meinem Leben in den letzten Wochen gar viel zu erzählen und muß mich besonders bitter über deinen Alten beklagen.

Ueber wen? fragte Grasel.

Ueber deinen Vater. Ja Hansjörg, ich hab's ihm geschworen, daß ich ihn bei dir anklagen werd', und jetzt thu ich's, damit du ihn wegen seiner Meuchlerei zur Rede stellst. Er und Leute seines Gleichen sind es, die wegen nichts und wieder nichts Menschen niederbrennen und die Gefahr für uns Alle ohne Nothwendigkeit erhöhen.

Was ist denn geschehen? Was hat denn mein Alter gethan?

Ich will dir die Geschichte ausführlich erzählen, denn nur dadurch wird es dir möglich werden, die Hand-

lungen deines Vaters in ihrer ganzen Abscheulichkeit zu beurtheilen.

Und nun erzählte der Moltinger Micherl dem Anführer die Schatzgräber-Expedition nach dem Hohenstein, wie er durch Vater Grasel zur Mitwirkung aufgefordert worden war, wie dieser ihm später das Geld abgewann und auf den Herrn Gabriel schoß.

Man kann leicht denken, daß Grasel dieser Mittheilung mit dem größten Interesse zuhörte; war es doch der Hohenstein, dem auch er einen bewaffneten Besuch zugedacht hatte, war es doch der Schloßherr von Hohenstein, der das Geheimniß von Robert's Abkunft besaß, der dem Ziehsohne des Teichmüller's bis in diesem Momente jede Aufklärung verweigerte und ihn, um ihn nur los zu werden, mit Lügen abgefertigt hatte, und war es doch Robert, dem Grasel versprochen hatte, sich seiner anzunehmen.

Wer war der junge Mann, den der Micherl Herr Gabriel nannte, der so viel wagte, um ein Grab in der Hohensteiner Gruft heimlich zu öffnen, ein Grab, in welchem er keine Leiche fand, sondern eine Puppe?

Der Weißkopf hatte geglaubt, Grasel's Theilnahme für den letzten Theil seiner Erzählung besonders zu erregen, fand sich aber getäuscht; der Anführer achtete wenig auf die Missethaten seines Vaters und zeigte nur Interesse für Herrn Gabriel.

Hör' mich an, Micherl, sagte er ernst zu dem Weißkopf, was mein Vater dir angethan hat, ist in diesem Augenblicke Nebensache, ich kann ihn nicht zwingen, dir das gewonnene Geld wieder zu erstatten, du hättest mit ihm nicht spielen sollen. Was den meuchlerischen Schuß betrifft, so werde ich ihn darob zur Rede stellen, weiß aber in vorhinein, daß er die That läugnen wird; mein Alter ist nicht der Mann, etwas einzugestehen, was ihm je gefährlich werden könnte, selbst wenn du ihn mit eigenen

Augen gesehen hättest, würde er Alles in Abrede stellen, wie erst dann, wo du nur vermuthest und nicht gewiß weißt! Die Sache mit meinem Alten ist daher abgethan; nicht so die mit dem Herrn Gabriel, der meinem Vater das Leben gerettet hat und zum Dank dafür einen Schuß in den Fuß erhielt, wie du erzähltest. Ich hab' sehr wichtige Gründe, von diesem Menschen mehr zu erfahren, daher ich dich bitten muß, mir Alles noch einmal zu erzählen und dabei den Fremden besonders im Auge zu behalten, damit ich ja Alles erfahre, was ihn angeht.

Der Weißkopf begann nun jene Einzelnheiten seiner Mittheilung, bei welchen Gabriel betheiligt war, zu wiederholen. Grasel überhörte kein Wort, er lauschte mit einer Gier, als ob das Heil seines Lebens von dieser Mittheilung abhinge.

Als sie zu Ende war, richtete er mehrere Fragen an Micherl, die dieser auch, so gut er es vermochte, beantwortete.

Wie ist der ganze Name des jungen Mannes?

Gabriel Spinne.

Der Leser wird sich erinnern, daß der Marquis sich diesen Namen beilegte, als Vater Grasel zu wissen verlangte, wie er heiße?

Das Grab, welches Ihr in der Gruft geöffnet habt, war auch mit einem Grabstein versehen?

Ei freilich.

Wer sollte in dem Grabe ruhen?

Eine Marquise —

Ihr Name?

L'Espine, sie war eine geborne Herzogin von Lointier.

Hansjörg glaubte diesen Namen schon einmal gehört zu haben, doch entsann er sich nicht, wo?

Als du Herrn Gabriel einige Tage später im Walde antrafst, kam er von Hohenstein?

So sagte er.

Was hatte er dort zu thun?

Micherl schuppte die Schultern und erwiderte:

Das weiß ich nicht. Es fiel mir auch gar nicht ein, ihn darnach zu fragen.

Er zahlte dir und meinem Alten pünktlich, was er Euch versprach?

O mehr, viel mehr!

Er mag demnach sehr wohlhabend, sehr vornehm sein?

Bei dieser Frage blinzelte der Kackerlack den Grasel mißtrauisch an und sagte:

Hansjörg, ich habe den Herrn Gabriel, als er von Deinem Alten meuchlings verwundet wurde, auf diesen meinen Armen in die Hütte meiner Schwester getragen, dort liegt er seit Wochen darnieder und wir pflegen ihn, als ob er unser Bruder wäre; so lange ich lebe, darf ihm kein Haar gekrümmt werden —

Daran denk' ich jetzt nicht, fiel ihm der Andere in die Rede, dein Verdacht ist ungerecht; die genauen Erkundigungen, die ich über deinen Gast einziehe, haben einen anderen, gewichtigeren Grund, der seine Sicherheit nicht im mindesten gefährdet. Sag' mir, Micherl, hat dir dein Gast gar nichts anvertraut, warum er denn eigentlich das Grab in der Hohensteiner Gruft untersucht habe?

Nichts, gar nichts!

Sollte dort vielleicht eine Verwandte von ihm ruhen?

Wer kann das wissen? Doch es scheint mir nicht der Fall zu sein.

Warum nicht?

Weil Herr Gabriel nicht mir, sondern meiner Schwester einmal sagte, daß er eigentlich kein Oesterreicher sei, sondern ein Franzose.

Ein Franzose! schrie Grasel auf, so daß Micherl fast einen Schritt zurück machte.

Er ist ein Franzose! fragte der Erstere rasch, ohne dem

Anderen Zeit zu gönnen, sich von seinem Staunen zu erholen, hast du recht gehört, sagte er, wirklich ein Franzose?

Ich hab' es nicht gehört, aber die Rosl versicherte mich dessen!

Grasel drückte die Hand an seine Stirne und rief:

Er ist ein Franzose, er wird jene Briefe, die ich seit zwanzig Jahren aufbewahre, lesen und verstehen, er wird mir ihren Inhalt mittheilen, nicht allein mir, sondern auch Robert, vielleicht wird der Inhalt jener Briefe das Dunkel lichten, welches die Geburt des armen Burschen umhüllt.

Micherl, sprach er hierauf zu dem Weißkopf, der wohl die Worte, aber nicht den Sinn von Grasel's letzter Rede verstand, dein junger Gast wird wohl in den nächsten Tagen die Hütte Deiner Schwester noch nicht verlassen?

Bewahre, er hat sich noch nicht so weit erholt, daß er die Stube verlassen könnte.

Gut denn, so höre mich an. Ich sagte vorhin, daß ich mich mehrere Wochen lang verbergen werde, ich füge jetzt hinzu, daß ich diese Zeit d'rüben in der Rosenburg zubringen will. Du wirst mich von drei zu drei Tagen mit Lebensmitteln versehen, die du — wie es schon einmal geschah — an dem bewußten Orte im Burghofe hinstellen wirst, wobei deine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein muß, daß dich keine Seele auf dem Wege dahin belausche, und daß überhaupt Niemand den Aufenthalt eines Menschen in der Rosenburg ahne. Bevor ich mich jedoch in diese Verborgenheit zurückziehe, werde ich, und zwar schon in einigen Tagen, mit einem Burschen bei Dir einkehren und die Gefälligkeit deines Gastes auf ein Stündchen in Anspruch nehmen. Es handelt sich nämlich um französisch geschriebene Briefe, die uns Herr Gabriel erklären muß. Es versteht sich von selbst, daß weder dein Gast noch deine Schwester erfahren dürfen wer ich bin.

Und der Bursche, den du mitbringen wirst?

Ist Robert Zeiner, der Sohn des Teichmüllers bei Straß, er ist brav und ehrlich und du setzest dich in dieser Angelegenheit keiner Gefahr aus.

Wann wirst du kommen?

In einigen Tagen, je nachdem Robert früher oder später abkommen kann. Es versteht sich von selbst, daß du von unserer Ankunft vorerst nicht sprechen wirst. Hast du mich verstanden?

Sehr wohl!

Kann ich [illegible]ich zählen?

Vollkommen! Doch bevor du gehst, noch Eines, Hansjörg. Ich sprach heute Vormittags den Gföhler in Altenburg, er wollte nach Horn, um dich beim Ehegartner aufzusuchen. Ich hielt ihn davon ab und sagte ihm, ich träfe heute Abend mit Dir zusammen, er wird mich daher zu Hause erwarten.

Der Alte wird Mangel leiden, da nimm dieses Geld und gib es ihm, er soll sich ruhig verhalten und günstigere Tage abwarten. Nun b'hüt Gott, Micherl!

B'hüt Gott, Hansjörg!

Ein Händedruck und sie schieden.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Marquis Gabriel L'Espine und die Mottinger Rosl.

Die Zeitung, welche diese Erzählung veröffentlichte, zählte sechsundzwanzigtausend Abnehmer, da aber jedes Blatt nicht nur von dem Abnehmer allein, sondern auch von seinen Freunden und Angehörigen mit gelesen

wird, so kann man ohne Uebertreibung annehmen, daß dieser Roman täglich hunderttausend Leser zählt.

Ich — der Verfasser nämlich — möchte nun eine Wette eingehen, daß wenigstens neunzigtausend der Leser, als sie die Aufschrift dieses Kapitels fanden, beiläufig Folgendes gedacht haben:

„Der Marquis Gabriel L'Espine und die Mottinger Rosʼl, da gibt es gewiß eine Liebschaft; der Verfasser will den Marquis mit der Schwester des Räubers in Verbindung bringen *), damit er dadurch eine ordentliche Liebschaft in seinen Roman hinein bekomme.

Ich bedauere, diese Vermuthung von 90,000 Lesern mit Einem Federstriche zerstören zu müssen. Der Marquis L'Espine lag an einer schmerzhaften Wunde darnieder, und in solcher Lage verliebt man sich nicht so leicht; Gabriel hatte schon an seiner Fußwunde genug zu leiden, und dachte nicht daran, sich auch noch eine Herzenswunde zuzuziehen.

Was anderseits die Rosʼl betrifft, so wird der Leser sie kennen lernen und dann gerne zugeben, daß bei der Fühl- und Denkweise dieses Mädchens von Liebe für einen Mann, den sie nicht kannte, keine Rede sein durfte.

Wenn ich also diesem Kapitel die Aufschrift gab: „Der Marquis Gabriel L'Espine und die Mottinger Rosʼl“, so geschah es, um gerade das Entgegengesetzte von dem anzudeuten, was die neunzigtausend Leser vermuthet haben, nämlich, daß die beiden jungen Leute wohl unter Einem Dache wohnten, so wie ihre Namen in der Kapitelaufschrift beisammen stehen, daß sich aber ihre Herzen eben so wenig näherten, als es möglich wäre die Namen „L'Espine“ und „Mottinger“ in Einklang zu bringen.

Indem ich also verfahre, beraube ich mich zwar mancher interessanten Situation, allein ich kann mich nie ent-

*) In Wien nennt man das „Verbandeln.“

schließen, die Natürlichkeit der Romantik zum Opfer zu bringen, und selbst wenn ich noch einige „Romane ohne Liebe“ verfassen müßte.

In Wahrheit, es war kein geringes Wagniß, das ich unternahm, eine lange Erzählung ohne ein durchgreifendes Liebesverhältniß zu schreiben. In diesem Buche läuft die Liebe nur nebenher, so wie eine arme Frau, die neben dem Kutschenschlage mitkeucht, die mageren Hände in den Wagen hineinreckt und um ein Almosen bettelt.

Doch das Vergehen ist nun einmal begangen und läßt sich nicht mehr ungeschehen machen; die freundlichen Leserinnen mögen daher dem Autor nicht grollen, er verspricht in Zukunft liebevoller zu sein.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir in der Hütte ein, deren Herrin die Mottinger Rosl war, die schmuckste Einsiedlerin, die je ganz allein eine Hauswirthschaft geführt.

Die Hütte in Umlauf stand isolirt, und in dieser einsamen Hütte wohnte die Rosl ganz allein, also eine doppelte Einsamkeit.

Ja, Micherl's Schwester wohnte für gewöhnlich allein, denn der Weißkopf war immer auswärts und hielt sich selten zu Hause auf; das Mädchen kümmerte sich auch wenig um ihn; ihre Kuh, ihre Ziege, ihr Hausgärtchen und ihr Rocken nahmen ihre ganze Zeit in Anspruch, so daß es ihr nicht beikam, Jemanden zu vermissen.

Kam der Bruder, so war er ihr willkommen, blieb er aus, so bangte ihr nicht.

Nur diese Zurückgezogenheit macht es erklärlich, wie der Rosl der Lebenswandel des Bruders ein Geheimniß bleiben konnte; außerdem war der Micherl so verständig, um Altenburg herum den ehrlichen Burschen zu spielen, damit ja der Ruf seiner Schwester nicht leide und diese ihrer heilsamen Unwissenheit nicht beraubt werde.

Als der Micherl den verwundeten Marquis in die Hütte brachte, gab er vor, den Fremden im Walde aus Räuberhänden gerettet zu haben, die Rosʼl glaubte es und lobte ihn dafür.

Ich denke, Schwester, die Nächstenliebe erfordert, daß wir den Kranken aufnehmen, bis er im Stande sein wird, nach Altenburg zu reisen.

Das denkʼ ich auch, Micherl, antwortete sie beistimmend, ihr habt Beide in der Kammer Raum genug, und ich werde sorgen, daß dem Kranken nichts abgehe.

Das Mädchen hielt Wort; der Micherl, obwohl er sich auf Schußwunden verstand, holte doch den Bader aus Altenburg, man sorgte für Salben und Kräuter und die Kur begann mit Erfolg.

Gabriel, mit kummerschwerem Herzen an das Krankenlager gefesselt, litt doppelt — er mußte Wochen in dieser Einöde verleben, während es ihn nach der Ferne zog, wo er endlich die Lösung des Geheimnisses zu finden hoffte, das ihn schon lange beunruhigte.

Dem Mädchen konnte der Kummer ihres Gastes nicht verborgen bleiben.

Micherl, sagte sie zu ihrem Bruder, was hat der Herr Gabriel, daß er stets so traurig ist?

Weiß ichʼs, versetzte dieser, fragʼ ihn darum, vielleicht gesteht er dir, was er mir verheimlicht.

Rosʼl benützte die nächste Gelegenheit, mit dem Gaste darüber zu sprechen, und dieser, gerührt von der zutraulichen Weise des Mädchens, gestand ihr, daß seine Familienverhältnisse ihm Gram verursachten, ohne sie indessen näher einzuweihen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Rosʼl, daß ihr Gast ein Franzose sei.

Habʼ mirʼs gleich gedacht, sagte sie zu Micherl, daß er ein Fremder ist, er sieht auch anders aus und spricht anders wie unsereins.

Der Kackerlack überwachte die Schwester und Gabriel mit mißtrauischer Aengstlichkeit. Zitterte er etwa um die Herzensruhe des Mädchens? O nein, er fürchtete, Gabriel könne ihr in einem schwachen Augenblicke entdecken, was ihr der Bruder bisher mit großer Sorgfalt verbarg; daher rührte es, daß er die Hütte jetzt seltener verließ, und wenn er es that, nicht ferne blieb.

Die ersten vierzehn Tage der Anwesenheit Gabriel's waren verflossen, und Gabriel sah noch keine Möglichkeit, das Lager sobald verlassen zu können.

Ich bin sehr unruhig, sagte er eines Nachmittags traurig zu Ros'l.

Warum denn, Herr Gabriel, fragte diese freundlich.

Weil ich Euch so lange zur Last fallen muß.

Das Mädchen lachte auf und rief: Wenn Sie sonst keine Schmerzen hätten, die dürften Sie sich nicht so sehr zu Herzen nehmen. Meinethalben können Sie noch ein Jahr hier bleiben.

Du wünschest mir wenig Gutes.

Ich meinte ja nicht als Kranker.

Ah so, das ist ein Anderes. Warum solltest du mir auch was Böses wünschen, ich habe dir ja noch nichts zu Leide gethan. Wer sollte dir auch Böses zufügen können, du bist ein gutes Mädchen.

Meinen Sie, daß ich mir von Jemanden Böses anthun ließe? O, ich denke nicht daran; die Mottinger Ros'l hat Hände, in denen viel Kraft steckt.

Das Mädchen wies dem Marquis ein paar Arme, um die sie manche Stadtdame beneiden durfte.

Du bauest also auf deine Kraft?

Außerdem habe ich ja meinen Bruder.

Und vielleicht auch noch einen Liebsten in der Nähe.

Nicht einmal einen Gedanken, viel weniger einen Burschen! rief das Mädchen lachend.

Warum nicht?

Weil's der Vater nicht will und die Mutter nicht leidet.

Deine Eltern leben ja nicht mehr.

O doch, ich spreche jede Nacht mit ihnen, im Traum!

Du wirst also niemals heiraten?

Nie!

Wirst eine alte Jungfer werden?

Je älter, desto besser.

Das ist nicht dein Ernst.

Die Mottinger Ros'l spaßt nicht, wo es das Leben gilt.

Und dein Bruder, was sagt er zu deinen Gesinnungen?

Ich und der Micherl wir haben uns das Wort gegeben, nie zu heiraten und wir befinden uns recht gut dabei.

Du kennst das Glück nicht, dem du entsagst.

Ich dank' für's Glück, ich brauch' nicht von Allem zu haben; so lang ich allein bin, bin ich der Herr, wenn ich heirat', ist's ein Anderer.

Gabriel staunte über den Unabhängigkeitssinn, den er bei dem Mädchen fand, und neckte sie später oft damit, ohne indessen eine Nachgiebigkeit zu erzwecken.

Seit Gabriel's Anwesenheit in der Hütte waren vier Wochen verflossen; die Fußwunde war im Heilen begriffen, die Gefahr beseitigt und der Marquis sah mit Sehnsucht dem Tage entgegen, wo er wenigstens das Bett würde verlassen können.

Während dieser Zeit schrieb er zweimal nach Wien, an Judith, an den Freund, doch von keiner Seite erfolgte eine Antwort.

Auch dies trug dazu bei, seine Ungeduld zu vergrößern.

Als er einst diesem Gefühle in Gegenwart Ros'ls Worte lieh, sagte sie:

Sie mögen sich bei uns sehr unbehaglich fühlen, weil Sie gar so sehnsüchtig an's Weiterkommen denken?

Könntest du mir's verargen, wenn dem so wäre? Die Einsamkeit in dieser Wildniß ist mir ein ungewohntes Element.

Was sprechen Sie von Einsamkeit, wir sind doch unser Drei!

Und ich bin der Fremde darunter.

Das ist wahr, versetzte das Mädchen ernst, Sie können bei uns niemals heimisch werden, wir sind arme Bauersleute und Sie — wer weiß, wer Sie sind!

Gabriel gab keine Antwort.

Rosl beklagte sich bei dem Bruder über das geheimnißvolle Schweigen des Gastes, doch dieser zuckte die Achseln und sagte:

Was kann ich dafür? Ich kann ihn nicht zwingen, redseliger zu sein. Die Franzosen sind einmal so!

Rosl glaubte den Worten ihres Bruders, hielt die ängstliche Schweigsamkeit Gabriel's für einen Nationalfehler der Franzosen und sah darin einen Grund mehr, sich von dem „Fremden" ferne zu halten.

An dem Sonntage, wo Micherl mit Grasel am Bärenkopf zusammentraf, hatte sich der Gföhler auf seinem Wägelchen richtig eingefunden.

Er harrte in der Nähe der Hütte, bis der Mottinger herbeikam, und ihn in die Hütte seiner Schwester führte.

Dem „armen Lazarus" wurde in der Küche an der warmen Feuerstelle ein Platz angewiesen und Micherl bot ihm strenge auf, die Ordnung und Sicherheit in dieser Behausung ja nicht zu stören.

Am anderen Morgen begleitete er ihn unter einem schicklichen Vorwande wieder gegen Altenburg, händigte ihm das Geld ein, welches er zu diesem Zwecke von Grasel erhielt, erzählte ihm, was er zu wissen nöthig hatte, und setzte ihn dann von den Wünschen des Anführers in Kenntniß.

Der alte Christof seufzte; das Geld war ihm zwar sehr willkommen, allein die Weisung, sich ruhig zu verhalten, genügte ihm nicht, eine tiefe Trauer bemächtigte sich seiner Seele und er rief:

In Gottes Namen, Micherl, ich werde thun, was der Hansjörg will, aber Du wirst sehen, ich überleb' es nicht lange, ich kann ohne Arbeit nicht leben! Ich hab' es dem Hansjörg schon vor langer Zeit prophezeit, es wird von Tag zu Tag schlechter auf der Welt, es wird bald gar nicht mehr zu leben sein, der Teufel soll die Wiener Preisausschreibung holen.

Der Gföhler fuhr mit thränenden Augen von dannen und als der Motz seinen Herrn traurig sah, ließ er die Ohren hängen, kriff den Schweif zwischen den Hinterbeinen fest und gab ebenfalls seine Traurigkeit zu erkennen.

. . . .

Ein paar Tage verstrichen; in dem Verhältnisse des Geschwisterpaares und ihres Gastes trat keine Aenderung ein, Gabriel hing seinen Gedanken nach, die Ros'l arbeitete und der Micherl sah erwartungsvoll dem versprochenen Besuche entgegen; es versteht sich von selbst, daß er sein dem Hansjörg gegebenes Wort hielt und vor den Andern keine Silbe von den zu gewärtigenden Gästen erwähnte.

Eines Nachmittags, der Weißkopf stand eben vor der Hütte und schaute melancholisch nach dem Wolkenzuge, kamen die Erwarteten wirklich daher.

Micherl's Brust klopfte freudiger beim Anblicke seines Hansjörgs; des Teichmüllers Robert, der diesen begleitete, kannte er nicht.

Doch der arme Bursche mußte seiner Freude Gewalt anthun und durfte ihr keinen freien Lauf lassen, denn weder Ros'l noch Herr Gabriel sollten wissen, daß er von dem Besuche im voraus unterrichtet war; er mußte mit seinem Chef wie mit einem Fremden sprechen.

Dieser Zwang that dem Kackerlack sehr wehe.

Als Ros'l außen fremde Stimmen hörte, trat sie vor die Thüre.

Grasel grüßte sie, und indem er sich ihr näherte, sagte er:

Mit Verlaub, Jungfer Rosʼl, daß wir so mir nichts dir nichts mit der Thüre inʼs Haus fallen. Ich bin der Werner Mathias aus Faglau und mein Begleiter da ist der Teichmüllers-Sohn bei Straß, wir kommen, den fremden Herrn, der in Euerer Hütte krank liegt, um eine Gefälligkeit zu bitten.

Woher wißt Ihr, daß wir . . .

Grasel fiel ihr in die Rede:

Woher wir wissen, daß Ihr einen kranken Gast habt? Der Bader aus Altenburg hat es bei uns in der Gemeindeschenke erzählt, er sagte dort auch, der fremde Herr sei ein Franzose, und da ich und der Robert schon lange Einen suchen, der ein Franzose ist, so holte ich ihn ab, und wir kamen Beide hieher.

Micherlʼs Schwester fand diese Angabe natürlich und nahm sie ohne Mißtrauen auf.

Was der Bader sagte, antwortete sie, ist wahr, daß er aber so ein Plauschhansl wärʼ, hättʼ ich von dem guten Mann nicht geglaubt.

Jungfer Rosʼl, Ihr nehmtʼs uns doch nicht für ungut . . .

Gott bewahre, warum sollte man es einem Menschen verübeln, wenn er die Gefälligkeit eines Andern in Anspruch nimmt, wir sind ja auf der Welt, um einander auszuhelfen, geduldet Euch nur einige Augenblicke, ich werde Herrn Gabriel von Euerem Anliegen in Kenntniß setzen.

Der Marquis nahm keinen Anstand, dem Wunsche der Burschen zu willfahren und Grasel und Robert traten in die Krankenstube.

Grasel machte den Fürsprecher und nahm das Wort:

Mein Herr, wir kommen unbekannter Weise Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Die Rosʼl wird Ihnen wohl schon gesagt haben, was uns veranlaßte, hieher zu kommen?

Sie erfuhren durch den Altenburger Bader, daß ich ein Franzose bin . . .

So ist es.

Was wünschen Sie also von dem Franzosen?

Ich bin seit längerer Zeit in dem Besitze von französischen Briefen, deren Inhalt ich von Ihnen zu erfahren wünsche.

Sie sind im Besitze französischer Briefe? Wie kamen Sie dazu?

Diese Briefe bilden eine Art Familien-Erbtheil, versetzte Grasel, ich überkam sie von meinem Vater, der sie vor beiläufig zwanzig Jahren auf der Straße fand.

Und Sie kennen bis heute ihren Inhalt noch nicht?

Er ist mir unbekannt. Mein Alter achtete in früheren Jahren nicht darauf und die Papiere lagen unberührt im Schranke, bis sie in meinen Besitz übergingen.

Ist dieser hier — der Marquis deutete auf Robert — Ihr Bruder?

Nein! Er ist nicht einmal verwandt mit mir; ich bat ihn blos, mich zu begleiten, weil es in hiesiger Gegend nicht rathsam ist allein über Feld zu gehen. Nun wollen Sie so gütig sein wegen der Briefe?

Geben Sie her, ich denke, wir werden damit bald zu Ende sein.

Grasel und Robert ließen sich auf einer Bank in der Nähe des Krankenlagers nieder.

Sechzehntes Kapitel.

Die Briefe.

Während Grasel aus seiner Brieftasche ein Päckchen hervorsuchte und es vorsichtig aus einander schlug, waren die Blicke Robert's mit fast ängstlicher Spannung auf die Papiere geheftet, von deren Inhalt er eine Lösung jenes Räthsels hoffte, welches ihm seit Monaten so viele trübe Stunden verursachte.

Gabriel nahm den ersten Brief, den Grasel ihm überreichte.

Es war ein kurzes Schreiben ohne Adresse und ohne Unterschrift; an der Stelle der letzteren befand sich ein „L.“

Dieses Billet, erklärte der Marquis, ist an einen Herrn gerichtet und enthält die Weisung, er möge sich beeilen, eine Reise anzutreten und so schnell als möglich zurück zu kehren. Es sei die höchste Zeit, und kein Tag dürfe mehr versäumt werden. Wie Sie sehen, fehlen Unterschrift und Adresse.

Grasel überreichte dem Marquis ein zweites Papier, welches dieser mit erhöhter Aufmerksamkeit durchflog. —

Sonderbar, murmelte er, und schüttelte überrascht den Kopf.

Nun, fragte Grasel, was lesen Sie in diesem Briefe?

Das Papier in meinen Händen ist kein Brief, versetzte der Marquis, sondern es enthält die Aufzeichnung einer Reihe von Vorsichtsmaßregeln, die in Vorschlag gebracht wurden, um die Entbindung einer Frau geheim zu halten.

Um die Entbindung einer Frau geheim zu halten! rief Grasel und blickte Robert Zeiner bedeutungsvoll an.

Dieser erblaßte und kämpfte mit dem um sich greifenden Bangen, welches fast in Angst ausartete.

Gabriel selbst war von dem Inhalte so angeregt, daß er auf die beiden Andern kein Acht hatte, folglich auch den Eindruck nicht gewahrte, den seine Worte hervorbrachten.

Mein Herr, sprach Grasel nach einer Weile, möchten Sie uns den Inhalt deutlicher angeben? wer war die Frau, wie hieß sie? . . . .?

Davon ist hier nichts zu lesen, erwiderte der Marquis, der Schreiber dieser Zeilen — den Schriftzügen nach zu urtheilen ist er ein Mann — zählt nur die Reihe von Vorkehrungen auf, ohne daß einer bestimmten Person oder eines bereits geschehenen Vorfalles gedacht würde. Das Ganze ist sehr vag und unbestimmt gehalten, und verräth mit keiner

Silbe, wo und unter welchen Verhältnissen Aehnliches stattgehabt.

Grasel nahm das Papier wieder in Empfang und überreichte dem Kranken ein drittes Schriftstück.

Der Marquis entfaltete es und las.

Das hier, sagte er, ohne die Unruhe, die sich auch seiner bemächtigte, verbergen zu können, ist das Konzept eines Briefes, in welchem Jemand meldet, daß er am Orte der Bestimmung angelangt sei, daß er mit seinem Bekannten, dem Teichmüller, gesprochen —

Mit dem Teichmüller! riefen Grasel und Robert wie aus einem Munde —

Gabriel blickte sie erstaunt an.

Um Gottes Willen, bat Robert, lesen Sie weiter, weiter —

Der Marquis fuhr in seiner Uebersetzung fort:

Das Weib des Müllers wäre einverstanden, das Kind — gleichviel ob Knabe oder Mädchen — würde von ihnen angenommen, sie werden es für ihr eigen ausgeben —

Wer schreibt diesen Brief? unterbrach Grasel den Marquis.

Es ist blos ein Konzept, dem jede Unterschrift fehlt, antwortete dieser, doch Sie waren vorhin bei Erwähnung des Teichmüllers so bewegt? Kennen Sie einen Teichmüller?

Ja, mein Herr, wir kennen Einen, wir wissen — doch das sind Dinge, die nicht hierher gehören, darum bitten wir, lesen Sie weiter.

Und der Marquis überkam ein weiteres Schriftstück.

Kaum hatte er dieses entfaltet und angeblickt, so entfuhr ein Ruf der Ueberraschung seinen Lippen, die beiden Anderen hörten ihn den Namen „Anton Perinell“ aussprechen.

Anton Perinell? fragte Robert schnell.

Der Schloßherr von Hohenstein? setzte Grasel hinzu.

Diese Zeilen, entgegnete Gabriel, sind an ihn gerichtet.

Von wem?

Die Unterschrift besteht blos in den Buchstaben „A. v. L.“

Und der Inhalt?

Der Inhalt — doch bevor wir davon sprechen, Sie scheinen Herrn Perinell zu kennen?

Ob ich ihn kenne? rief Robert schmerzhaft.

Was ist der Inhalt dieses Briefes? drängte Grasel, um eine nähere Erklärung Robert's vor einem Fremden zu verhindern.

In diesen Zeilen wird Herr Anton Perinell ermächtiget, den neugebornen Knaben zu dem Teichmüller zu bringen; der Knabe soll den Namen Robert führen, und niemals das Geheimniß seiner Geburt erfahren.

Grasel schaute Robert mit triumphirendem Blicke an und sagte:

Siehst Du, daß der alte Schurke Dich belog. Wenn er, wie er sagte, der Vater des Kindes war, wozu bedurfte er die Ermächtigung eines zweiten, um es zum Teichmüller zu bringen?

Als Gabriel diese Worte vernahm, sagte er:

Es gehört wenig Scharfsinn dazu, aus Ihrer beiderseitigen Theilnahme, aus Ihren Bemerkungen zu erkennen, daß Sie mich in Bezug auf diese Briefe mit einer Unwahrheit bedienten. Diese Papiere sind Ihnen wichtiger als Sie mich glauben machen wollen.

Um Vergebung, mein Herr, unterbrach Robert den Marquis; so viel ich mich entsinne, war bis jetzt von dem Werthe der Papiere für uns noch gar keine Rede, ich gestehe Ihnen daher, daß diese Papiere für mich von besonderem Interesse sind, denn ich kenne den Teichmüller und kenne auch jenen Robert, den Herr Anton Perinell zu dem Teichmüller ins Haus brachte; ich weiß, daß der arme Robert seit Monaten vergebens das Geheimniß seiner Abstammung zu enthüllen wünscht, und daß er die Lösung

des peinlichen Räthsels von diesen Papieren erwartet; fahren Sie daher fort, uns mit deren Inhalt bekannt zu machen, im Namen des von seinen Eltern Verstoßenen bitten wir Sie darum!

Grasel reichte dem Marquis ein weiteres Schriftstück.

Gabriel, dessen Verwunderung von Minute zu Minute stieg, entfaltete kopfschüttelnd den Brief; doch kaum hatte er ihn zu lesen begonnen, so fuhr er wie aufgeschnellt vom Lager empor und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

Robert und Grasel sprangen auf und näherten sich ihm.

Mein Gott! rief der Erstere, fast eben so aufgeregt wie der Marquis, was haben Sie gelesen? was entdeckt?

Gabriel blieb auf dem Lager sitzen, betete und stierte den Brief an.

Die beiden Anderen drangen in ihn, sich zu erklären.

Ich soll sprechen, antwortete er, und bin kaum des Wortes fähig. Dieser Brief fällt wie Sonnenlicht auf eine mir bisher dunkle Begebenheit in meiner Familie —

Ihrer Familie?

Ja, ich finde hier wie durch ein Wunder Aufklärung, die ich anderwärts vergebens gesucht; o, Perinell, schändlicher Lügner, nicht ein Mädchen, wie du mir sagtest, sondern ein Knabe war es, dessen Geburt du mitverheimlichen halfst, es ist jener Robert, den du zum Teichmüller brachtest.

Robert und Grasel erstaunten nun noch mehr, als sie vernahmen, daß auch der Fremde Ursache habe, sich über den Schloßherrn von Hohenstein zu beklagen, er spricht von *seiner* Familie; gehörte Robert auch dazu?

Plötzlich wendete sich Gabriel zu Robert und sagte:

Sie äußerten vorhin, den Teichmüller so wie jenen Robert zu kennen; erzählen Sie mir von ihm, ich bitte Sie darum.

Nicht so, mein Herr, nahm jetzt Grasel das Wort, fordern Sie keine Erklärung, bevor Sie eine solche gegeben. Sie sind uns noch den Inhalt dieses Briefes schuldig. Seien Sie aufrichtig, und dann wollen wir es auch sein. Wenn

Sie Grund haben, sich für jenen Robert zu interessiren, so sind wir im Stande, Ihnen die ausführlichsten Mittheilungen zu machen, doch wünschen wir vorher zu wissen woher Ihre Theilnahme für ihn rührt?

Woher meine Theilnahme rührt, rief Gabriel, wissen Sie, daß Sie mir damit ein Geheimniß abfordern, welches man Fremden nicht so leicht entdeckt!

Vergessen Sie nicht, daß wir im Besitze dieser Papiere sind, die Ihnen, wie Sie selbst sagen, bereits einen großen Dienst erwiesen, wer weiß, was die noch übrigen Briefe enthalten! Lassen Sie den günstigen Zufall, der uns hier zusammengeführt, nicht unbenützt verstreichen, seien Sie aufrichtig gegen uns, wir wollen es auch Ihnen gegenüber sein. Was ist's also mit jenem Robert? Gehört er zu Ihrer Familie?

Ja, versetzte Gabriel, er ist ein Glied meiner Familie, er ist — mein Bruder.

Ihr Bruder? rief Grasel.

Sein Bruder! schrie Robert und stürzte auf den Kranken zu, faßte seine Hand und drückte sie an die glühende Stirne.

Der Marquis, betroffen, überrascht, verwirrt, begriff das räthselhafte Gebahren des jungen Mannes nicht, bis Grasel zu ihm sagte:

Fassen Sie sich, mein Herr, freuen Sie sich mit ihm. Ihr Herz muß es Ihnen wohl sagen; wenn Robert Zeiner, der Ziehsohn des Teichmüllers, Ihr Bruder ist, dann umarmen Sie diesen da, denn der ist Robert Zeiner!

Ein Aufschrei Gabriel's machte Robert emportaumeln, doch eben so schnell sank er dem Kranken wieder in die Arme und die Brüder hielten sich mehrere Minuten lang umschlungen.

. . . .

. . . .

Während dieser Zeit stand Grasel schweigend am Bette und betrachtete die Gruppe mit der größten Theilnahme.

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke.

Diese Papiere, sprach er bei sich, enthalten für die beiden Brüder die Lösung wichtiger Geheimnisse, Robert's Bruder ist in seine Familien-Angelegenheiten eingeweiht und kennt sicher die einzelnen Glieder derselben; von ihm werde ich erfahren, wer das theure Wesen ist, dessen Bildniß ich bei dies'n Briefen fand. —

Der Räuber dachte den Gedanken nicht aus, sondern holte rasch das Medaillon hervor, das holde Frauenbild, das er wie seinen Schutzgeist verehrte und anbetete.

Und als die Brüder, gleichsam um frisch aufzuathmen, die Umarmung lösten, näherte sich Grasel dem wie aus einem süßen Traume erwachenden Marquis und fragte ihn:

Kennen Sie diese Frau?

Und kaum hatte Gabriel das Bildniß angeblickt, so erfaßte er es mit Hast und rief:

„Heiliger Gott, meine Mutter, Robert, das ist unsere arme Mutter!"

Und beide Brüder hielten das süße Bild in den zitternden Händen und Beide weinten Thränen der innigsten Rührung, der heißesten Kindesliebe.

. . . .

. . . .

Der Marquis rang sich zuerst aus diesem Strome der erschütterndsten Gemüthsbewegungen empor.

Ach, mein Herr, wendete er sich zu dem stummen Zeugen dieser Scene, wie kamen Sie zu diesen Briefen? Woher erhielten Sie dieses uns theuere Bild? Wer sind Sie?

Wie diese Briefe und dieses Porträt in meinen Besitz kamen, antwortete der Gefragte, werde ich Ihnen ein andermal erzählen. Wer ich bin? ich habe keinen Grund die Wahrheit Ihnen jetzt noch zu verhehlen. Ich bin ein armer Freibursch aus dem Waldviertel, ich bin — der Grasel!

Ende des dritten Theiles.

Die beiden Grasel.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

IV. Theil.

Wien.

Druck von F. Fridrich.

1861.

Vierter Theil.

Ein Zwischenspiel.

Nur ein kurzes Zwischenspiel!

Wir können Ihnen die Störung nicht erlassen, wir müssen Sie der Erkennungsscene der beiden Brüder entführen und Sie neuerdings nach Wien versetzen.

Wir fühlen zwar, es ist grausam, den Leser, kaum daß er nach langen Mühen und Leiden den süßen Quell theilweiser Befriedigung erreicht, bevor er sich erlabt wieder fort zu zwingen und neuen Plagnissen zuzuführen, allein wo zum Stoffe mehrere Fäden sich durchkreuzen, fahren zwei Schifflein hin und her und der kundige Weber würde übel thun, nur Eines in Bewegung zu setzen, statt beide abwechselnd spielen zu lassen.

Während dieser langen Scenenreihe von dem Abende an, wo Grafel den Zeiner Robert vom Tanze beim Höhriegel in Unter-Ravelsbach abholen ließ, bis zum Nachmittage, wo er in dem Marquis Gabriel L'Espine einen Bruder fand, schritten auch in Wien die Begebenheiten vorwärts, und unsere Pflicht als eines gewissenhaften Erzählers erheischt, Alles was mit diesem Gemälde in Verbindung steht, mitzutheilen, damit wir dann beruhigten Gemüthes zu den Hauptfäden der Begebenheiten zurückkehren und unseren Stoff mit Ruhe zu Ende weben können.

Damit jedoch dieser Theil der Erzählung durch keine Länge beirrt, damit das Nebenflüßchen sich nicht zur Breite

des Hauptstromes ausdehne, behandeln wir das Ganze als ein Zwischenspiel, und zwar, wie bereits gesagt:

Nur ein kurzes Zwischenspiel!

Je gedrängter wir uns fassen, eine um so erhöhtere Aufmerksamkeit erbitten wir uns von den Lesern; Sie werden in diesem Intermezzo nicht nur bereits Geschehenes erfahren, sondern auch Einsicht in die Minen gewinnen, die angelegt wurden, um die Katastrophe dieses Gemäldes herbeizuführen.

Die Hauptscenen dieses Theiles unserer Erzählung würden Ihnen ohne Exposition völlig unverständlich sein.

Der Vorhang hebt sich — das Intermezzo in der Residenz beginnt.

. . . .

. . . .

Die Scene ist in jenem ansehnlichen Gebäude auf der Seilerstätte.

Dame Judith hat eben ihre Toilette vollendet, als ihre Cousine Aurora eintrat und einen fremden Herrn meldete, der sie zu sprechen wünschte.

Wer ist er?

Ich weiß es nicht.

Wie heißt er?

Er will nur dir seinen Namen nennen.

Laßt ihn herein, sagte Judith unwirsch, was doch manche Leute zudringlich sind, gewiß wieder eine Bettelei!

Die schöne Stirne wurde wolkig, der Augenhimmel verfinsterte sich, den sonst süßen Mund umspielten bittere Zuckungen.

Das Aeußere des eintretenden Fremden war nicht geeignet, den Unmuth der Dame zu verwischen, er hinkte ein wenig und war rothhaarig; auf seiner Phisiognomie lagerte ein Zug verwegener Schlauheit, seine ganze Erscheinung, trotz der anständigen Kleidung widerte an, man mußte sich zwingen, ihm in's Antlitz zu schauen.

Judith hatte einen demüthigen Bittsteller erwartet und hörte sich zu ihrem größten Erstaunen in einer nichtsweniger als ehrerbietigen Weise anreden.

Madame, begann der Rothhaarige, ich bin so frei Sie aufzusuchen. Ich habe mich bei der Polizei um Ihre Wohnung erkundigt und man war so gütig, mir Ihre Adresse mitzutheilen.

Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

Mein Name ist D. Mayer.

Judith sah den Fremden nach der Seite an.

Sie werden schon verzeihen, erwiderte sie mit einem spöttischen Lächeln, wenn ich mich mit dem D. Mayer nicht zufrieden gebe. Es gibt hier zu Lande so viele Schmidt, Müller und Mayer, daß man leicht in Irrung geräth, wenn man keinen Taufnamen weiß.

Sie wünschen meinen Taufnamen zu wissen? Wie aber, verehrte Madame, wenn ich gar nicht getauft worden wäre? Ist Ihnen an dem D. gar so viel gelegen, so nennen Sie mich meinethalben Daniel Mayer oder Dietrich Mayer, oder Dominik Mayer, oder gar David Mayer, mir ist es ganz gleich, ich werde mich zu allen diesen Namen bekennen.

Was wünschen Sie, mein Herr?

Der Ton dieser Frage verräth Ungeduld, ich bedaure dies, Madame, denn was ich von Ihnen wünsche, ist vor Allem Geduld, ohne diese kommen wir nicht zum Ziele.

Ich zweifle, mein Herr, daß das was Sie Ihr Ziel nennen, auch das meine ist.

O doch, Madame, wir Beide haben, ohne daß Sie es wußten, ein und dasselbe Ziel angestrebt, und — ich bitte Sie ja nicht zu erschrecken — ich habe jenes Ziel bereits erreicht und Sie noch nicht. Den Preis, der an jenem Ziele zu erringen war, habe ich bereits eingesteckt, und wenn Sie dort ankommen, werden Sie das Nestchen leer und den Vogel bereits ausgehoben finden.

Mein Herr, ich verstehe Sie nicht, wollen Sie sich deutlicher erklären?

Mit Vergnügen, deßhalb kam ich ja zu Ihnen, nur muß ich Sie bitten, daß Sie erlauben, mich niederzulassen, denn unsere Unterhaltung wird ein wenig lange dauern.

Judith wies ihm ihr gegenüber einen Platz an, Herr Mayer setzte sich und begann:

Madame, Sie kamen vor mehreren Monaten im Auftrage der Pariser Polizei nach Wien —

Mein Herr —

Ich bitte Sie recht sehr, mich nicht zu unterbrechen, wozu auch? Sie haben gar keine Ursache, sich vor mir zu geniren, es wäre höchst lächerlich, wenn zwei Mohren zusammenträfen und der Eine verhüllte sich das Gesicht, um vor dem Andern seine schwarze Farbe zu verbergen. Also weiter, ohne daß wir uns Zwang anthun. Sie kamen damals nach Wien, um einen gewissen Karl Ludwig, der sich für Ludwig den Siebzehnten hielt oder ausgab, in Ihre Netze zu ziehen und ihm gewisse Papiere zu entlocken, mit denen er seine Identität mit dem verschollenen Königssohne beweisen könnte. Es gelang Ihnen den Kronprätendenten auf eine kluge Weise bei sich einführen zu lassen. Karl Ludwig ahnte nicht, daß seine neue Freundin zugleich die Vertraute des Herrn Decazes in Paris sei und ließ sich wahrhaftig von Ihren Netzen umgarnen.

Der Plan, wie Sie ihn entworfen hatten, war gut, aber er erforderte Zeit; um das Vertrauen ihres Opfers zu gewinnen, mußten Sie es in sich verliebt machen und vollkommen einschläfern. Sie näherten sich daher langsam, aber mit sicheren Schritten ihrem Ziele. Wozu sollten Sie sich aber auch übereilen? An einen Verrath war nicht zu denken, und damit Ihnen nicht von einer andern Seite in's Handwerk gepfuscht werde, hatten Sie gleich beim Beginne Ihrer Operation an Herrn von Decazes folgende Zeilen geschrieben:

„Daß dazu Zeit und Gelegenheit gehören, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, ich bitte daher inständigst, zu veranlassen, daß mir die hiesige Polizei nicht vorgreife, wodurch man Gefahr liefe, wohl der Person, aber nicht ihrer Papiere habhaft zu werden, die sie — wie ich höre — sichern, ganz unverdächtigen Händen anvertraut hat u. s. w. u. s. w.“

Sie sind betroffen, mich eine Stelle Ihres Briefes wortgetreu citiren zu hören, wenn Sie wünschen, will ich Ihnen Kopien mehrerer Ihrer Briefe vorlegen, um mich bei Ihnen als ebenbürtigen Mohren zu legitimiren.

Sie glaubten daher mit Recht, sich nicht übereilen zu dürfen und warteten gelassen den Zeitpunkt ab, wo Herr Karl Ludwig ein Manuskript, in welchem er der Welt die Legitimität seiner Ansprüche zu beweisen hoffte, vollendet haben würde, um ihm dann dieses Manuskript, so wie die als Belege dienenden Originaldokumente auf eine listige Weise zu entlocken und ihn solcher Weise für die jetzige französische Regierung unschädlich zu machen.

Dies, verehrte Dame, war Ihr Ziel. Zufälliger Weise hatte aber auch ich dieses Ziel im Auge.

Sie, mein Herr? fragte Judith betroffen.

Ja, Madame, ich der D. Mayer, oder wenn Sie lieber wollen, der Daniel, Dietrich, Dominik oder David Mayer, habe auch ein theilnehmendes Auge auf den Herrn Karl Ludwig geworfen, ich benützte die menschenfreundlichen Fingerzeige, welche ich in Ihren Berichten vorfand, erkundschaftete mit vieler Mühe den Ort, wo der Prätendent seine Dokumente aufbewahrte und in diesem Momente habe ich mein Ziel bereits erreicht.

Die Dame entfärbte sich.

Wär's möglich? stammelte sie! die Lippen mit den Perlenzähnen verwundend.

So wahr ich Mayer heiße, Madame, es ist so! Die Papiere des Herrn Karl Ludwig befinden sich in den Hän=

den der Polizei, und er selbst sitzt bereits im Polizeihause in der Krebsgasse in Gewahrsam *). Sie sehen demnach,

---

*) Die Episode mit dem falschen Ludwig XVII. ist keineswegs, wie mancher Leser vermuthen dürfte, erdichtet und mit Gewalt in diese Erzählung hineingezerrt worden. Der Verfasser des bereits im fünften Kapitel des ersten Theils erwähnten Druckwerkes über die socialen Zustände Oesterreichs unter Kaiser Franz dem Ersten erzählt von einem Besuche, den er damals im Polizeigefängnisse in der Krebsgasse dem Accessisten C. abstattete, der Schulden halber dort in Arrest saß.

Wir übergehen die weitläufige Schilderung der „Wiener Bastille", wie der Verfasser das Gefängniß nennt, und geben seine Mittheilung von dem Momente wörtlich wieder, wo er die Stube des Accessisten betrat. Da erzählt er nun:

„Das Kerkerstübchen sah auf einen kleinen Hof, auf welchem einige Stockwerke übereinander, mehrere Gitterfenster öffneten. Mit halbem Ohre die Fanfaronaden meines Wirthes hinnehmend und den Blick auf das Fenster geheftet, gewahrte ich draußen etwas baumeln, erkannte auch bald ein an einem Zwirnsfaden von einem Unbekannten über uns herabgelassenes, flatterndes Zettelchen, darauf ich Jenen sofort aufmerksam machte. Kaum hatte er das Objekt erblickt, als er sichtbar erschreckt aufspringt, mit Hast zufährt, die Depesche vom Faden löst, sie entfaltet, liest und noch einmal liest und es nicht entziffern kann."

„Ich bitte Sie, lesen Sie, was soll das heißen?"

„In französischer Sprache war da etwas gekritzelt, augenscheinlich mit der Stielspitze eines bleiernen Löffels geschrieben, aus dem sich beiläufig entnehmen ließ: „Man hat mir mein Schreibmaterial genommen, senden Sie mir Ersatz!"

„Herr Gott, wie dumm!" rief mein Wirth, „Abends nach der Visitation — wie schreib' ich das?"

„Ich diktirte es ihm, er befestigte die Antwort an der Angel und auf flog das Fischlein."

„Nachdem er das Fenster geschlossen und sich gesetzt hatte, war das quecksilberne Wesen an ihm verschwunden, er sah ernst und fast gealtert aus, sagte dann, wieder zu sich gekommen: „Wissen Sie, wer über uns wohnt?"

„Nun?"

„Ludwig der Siebzehnte!"

„Wirklich schien er dieses Mal nicht zu radotiren und selbst der Getäuschte zu sein. Er zeigte mir einen Pack Briefe von sauberer Hand, eng geschrieben, die Autobiographie des mit ihm korrespondirenden

Madame, ich hatte ein Recht zu behaupten, wir Beide haben nach einem und demselben Ziele gestrebt und ich bin Ihnen zuvor gekommen.

Judith befand sich in einer unaussprechlichen Verwirrung, sie wußte nicht, was sie thun, was sie erwidern solle.

Die Mittheilung dieses Menschen machte das der Vollendung nahe Gebäude ihres Planes mit einem Schlage zu-

---

Herzogs von Normandie enthaltend und genau mit dem übereinstimmend, was mehrere Jahre später Witt-Döring von seinem Kerkergenossen in Turin veröffentlichte. Daß einer jener Abenteurer sich zur Zeit des Accessisten in der Haft des Wiener Polizeihauses befand, bestätigen die Lukubrationen ebenfalls. Was an dieser Episode wahr, was nicht, kann hier um so schicklicher dahingestellt bleiben, als der Kunstgriff, in der Maske des unglücklichen Königssohnes Fortuna zu machen, seit Nauendorf's Auftreten bis zum Uebermaß compromittirt ist." ....

Zur selben Zeit befand sich im Polizeihause auch ein französischer Oberst gefangen, der eines Komplotes zur Entführung des Herzogs von Reichstadt beinzichtiget war — dieses Komplot bildet einen Theil der Handlung in meinem Romane: „Der Congreß zu Wien" — der Accessist C. machte auch die Bekanntschaft dieses Herrn und der Autor oben erwähnten Buches meldet darüber:

„Der praktische Sinn des Accessisten schien alsobald den fetten Hasen, den ihm das Glück mit diesem exotischen Männlein in die Küche getrieben, herausgefühlt zu haben, und da er das Französische zur Noth verstand, bald nach meinem Besuche aber die Freiheit und seine Stellung wieder zurückerhielt, so könnte man annehmen, daß er von den Bekenntnissen dieses Genossen, gleich wie von den Episteln des Kronprätendenten irgend einen in solchen Fällen angemessenen Gebrauch gemacht habe" —

Auf diese Fakten gestützt, glaube ich die Einführung der Episode mit Ludwig XVII. in meinem Romane hinlänglich gerechtfertigt.

Die Gründe, welche mich dazu veranlaßten, waren erstens, um eine bis jetzt wenig bekannte, gleichzeitige Thatsache in die Handlung meines Buches zu verweben, und zweitens, um durch diese Episode einen Frauen-Charakter einzuführen, der, wie durch mündliche Tradition hinlänglich bekannt ist, das Netz stricken half, welches über Grasel's Haupt zusammenschlagen sollte.

Anmerkung des Verfassers".

sammenstürzen, die lang angestrebte Beute war ihr entrissen, ihre Mission verunglückt; ein Listigerer hatte ihr den fetten Bissen knapp vor der Nase weggeschnappt, und sie saß nun da, ein Stück des abgerissenen Fadens in der Hand, ohne Hoffnung, das fortrollende Knäuel je wieder zu erreichen.

Herr Mayer verhielt sich einige Minuten still, um den Eindruck, den seine schlimme Kunde hervorgebracht, nicht zu schwächen, dann fuhr er fort:

Herr Hofrath Sieber in Wien wird sich schmeicheln, besser bedient zu sein, wie Herr Decazes in Paris, es ist dies nicht Ihre Schuld und nicht mein Verdienst, sondern blos eine Fügung des Zufalls, der mich einen näheren Pfad finden ließ, auf dem ich Ihnen zuvorgekommen bin, das ist Alles. Sie haben vortrefflich manövrirt und ein Talent entfaltet, welches Ihnen meine ganze Hochachtung gewann, so zwar, daß ich mich veranlaßt fühle, Ihnen Beweise des Vertrauens zu geben, welches mir Ihr Geist eingeflößt hat.

Die schöne Frau blickte Herrn Mayer fragend an.

Dieser kreuzte die Finger seiner Hände in einander, lächelte tugendhaft vor sich hin und sagte:

Ich bin so frei, auf die eigentliche Ursache meines Besuches zurückzukommen. Ich habe ein Geschäft in Aussicht und für dieses Geschäft wünsche ich Sie als meine Verbündete zu besitzen. Sie sehen mich forschend an, ich glaube mich doch deutlich genug ausgedrückt zu haben.

O ja, mein Herr, versetzte jetzt die Dame, Sie sprechen so deutlich, daß man Sie nicht mißverstehen kann; allein, was berechtigt Sie, mir einen solchen Antrag zu stellen?

Mein Vertrauen auf Ihren Geist, zu Ihrem richtigen Kalkul. Ihre wenn auch sehr wohl eingeleitete, so doch mißlungene Operation wird Ihnen bei Ihrem Pariser Chef keineswegs förderlich sein, er wird die Schuld hievon Ihnen beimessen, während wir hier wissen, daß Sie vortrefflich ge-

arbeitet haben und Ihren Werth zu schätzen verstehen; wenn Sie nun uns Ihre Hilfe zu einer wichtigen Operation leihen und diese, wie ich hoffe, gelingen wird, so können Sie sich in Wien den Stein im Brett wieder erobern, den Sie in Paris verloren haben, außerdem ist die Summe von einigen Tausend Gulden, die in sicherer Aussicht steht, eine so wünschenswerthe Acquisition, daß Sie nicht halb so viel Geist besitzen müßten, als Sie wirklich besitzen, wenn Sie meinen Antrag zurückweisen würden.

Judith lächelte und erwiderte:

Sie überhäufen mich derart mit Komplimenten, daß, wenn ich Sie ernstlich nehme, ich wirklich in Verlegenheit geriethe, was ich Ihnen darauf erwidern soll. Zum Glück ist dem aber nicht so; Sie haben mich überlistet und rühmen meinen Geist, weil Sie damit nicht mir, sondern nur sich selbst eine Artigkeit sagen. Ich gönne Ihnen den Triumph von ganzem Herzen und bin nicht abgeneigt, die nächsten Lorbeeren mit Ihnen zu theilen.

Herr Mayer ergriff entzückt die sammtweiche Hand der schönen Dame und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Ich habe mich nicht getäuscht, rief er begeistert, die Schönheit der Frau paart sich bei Ihnen mit dem Geist des Mannes und dem Thatendurst des Jünglings, mit Ihnen vereint, bebe ich vor keinem Unternehmen zurück, Arm in Arm mit Ihnen fordere ich alle Verschwörer und Spitzbuben in die Schranken.

Handelt es sich um eine Verschwörung? fragte die schöne Frau.

O nein, Madame, die Verschwörungen gehören in ein anderes Departement, um welches ich mich nicht kümmere, dort wirkt das schwere Geschütz, während in meiner Abtheilung nur leichte Artillerie thätig ist; die Mohren dort sind ganz andere Mohren wie unsereins, sie sind nicht nur schwarz, sondern sie glänzen auch, dort ist die Elite des Mohrenthums und unsereins versteigt sich nicht dahin. Das

Geschäft, welches ich Ihnen proponire, ist ganz unpolitischer Natur.

Sie machen mich neugierig.

Um so besser, denn die Neugierde steigert die Aufmerksamkeit und diese zu erregen und wach zu erhalten ist mein Zweck. Sagen Sie mir, Madame, haben Sie den Namen Grasel schon nennen gehört?

O ja,

Wissen Sie auch, daß man auf die Einbringung dieses Räubers einen Preis von viertausend Gulden gesetzt hat?

Ich habe die betreffende Preisausschreibung gelesen.

Wissen Sie ferner, daß der Zustandebringer dieses gefährlichen Verbrechers, abgesehen von dem Honorare, sich bei den hiesigen Sicherheitsbehörden einen recht guten Namen erwerben würde?

Ich kann mir's denken, versetzte Judith, doch — setzte sie rasch hinzu — Sie werden mich wohl nicht einladen, Ihnen in dieser Angelegenheit beizustehen?

Warum nicht?

Judith's Antlitz verrieth den verletzenden Eindruck, den diese Zumuthung bei ihr hervorbrachte, der Rothkopf jedoch achtete nicht darauf, und fuhr nach seiner letzten Frage fort:

Ich sehe keinen Grund, der Sie verleiten könnte, mir in dieser Angelegenheit Ihre Hilfe zu versagen!

Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich in Situationen zu begeben —

O Madame, unterbrach sie der Andere, unritterliche Gedanken waren mir nie geläufig, ich habe die dem Frauengeschlechte schuldige Achtung noch nie verletzt. Ich bürge Ihnen, daß Sie keinerlei Gefahr ausgesetzt, daß Sie überhaupt Wien nicht verlassen sollen, ferner daß Sie in keine Situation gelangen, wo Ihr Frauengefühl auch nur durch einen Hauch getrübt werden könnte.

Diesen Zusicherungen zufolge scheinen Sie mit Ihrem Plane bereits im Reinen zu sein?

So ist es, Madame.

Es ist demnach auch der Part bestimmt, dessen Ausarbeitung mir zufiele?

Ja, meine Wertheste. Der von mir entworfene Plan zerfällt sistematisch in zwei Theile, zur Ausführung des ersten Theiles ist unumgänglich eine Dame erforderlich, und diese Rolle hab' ich Ihnen zugedacht.

Nun denn, lassen Sie hören!

Sie begehren, meinen Plan zu erfahren, es soll geschehen, doch bevor es geschieht, wünsche ich auch Ihrer Theilnahme versichert zu sein.

Genügt Ihnen mein Wort?

O ja, denn wenn Sie sich beikommen ließen, es nicht zu halten oder zur Verrätherin zu werden, bleiben mir Mittel genug, es Ihnen zu vergelten.

Herr Mayer, Sie scheinen sehr rachsüchtig zu sein?

Ich übe gern Vergeltung.

Nun denn, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihren Antrag annehme.

Der Rothkopf faßte die ihm dargereichte weiche Hand, küßte sie und sagte:

Betrachten Sie diesen Kuß als das Siegel, welches unserem Bündnisse Weihe und Geltung gibt. Und nun hören Sie mich an.

Die Dame setzte sich zurecht und nahm die Positur einer emsigen Zuhörerin an und Herr Mayer begann:

Wie bereits erwähnt, handelt es sich, der Person des berüchtigten Grasel's habhaft zu werden; wie groß die Schwierigkeit dessen ist, beweist der Umstand, daß die Behörde veranlaßt wurde, eine Prämie auf die Einlieferung des Räubers auszuschreiben, welcher Umstand auch uns als Fingerzeig gelten muß, mit der größten Umsicht und Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Diesem Räuber gerade an den Leib rücken, ist eben so schwierig wie gefährlich, tausend Augen wachen für ihn und er entschlüpft wie ein Aal

der Hand, die ihn zu fassen versucht. Die Aufgabe geht demnach dahin, sich hinterlistig, und zwar nicht als Feind, sondern als Freund ihm zu nähern, sich in den Mantel gleicher Ansichten zu hüllen und mit dem Messer des Räubers zu bewaffnen; hat man solcher Art sein Vertrauen gewonnen, dann bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, den Arglosen zu überrumpeln und zu fassen. Um nun diesen zweiten Theil meiner Operation auszuführen, bedarf es eines ersten, in welchem jener gleichsam vorbereitet wird, und dessen Ausführung Ihnen anheimfällt.

Judith erhöhte ihre Aufmerksamkeit wo möglich noch mehr, und Herr Mayer fuhr fort:

Grasel ist außergewöhnlich listig, vorsichtig und mißtrauisch, um daher in seine Nähe zu gelangen, um unbelauert mit ihm zu verkehren oder gar um sein Vertrauen zu erwerben, muß die Bekanntschaft auf eine so feine Art eingeleitet, die Schlinge so entfernt von ihm gelegt und so täuschend mit grünen Reisern bedeckt werden, daß sein Auge, wenn auch noch so scharf, die Falle nicht ahnen kann. Um nun diese Täuschung möglich zu machen, habe ich Folgendes ersonnen:

Vor ungefähr acht Monaten wurde aus dem Waldviertel eine Dirne hieher geliefert, von der es in dortiger Gegend allgemein bekannt war, daß sie Grasel's Geliebte sei. Der Räuber vereint bekanntlich die Eigenschaften eines vaterländischen Karl Moor's und Don Juan's in sich und zählt eine Menge Favoritinnen, deren Eine, wie gesagt, im hiesigen Polizeihause gefangen ist.

Das Mädchen heißt — Katharina.

Diese „Kathi“ ist nicht nur eine sehr hübsche, sondern auch sehr verschmitzte Dorfschöne, die bei ihrem Liebhaber guten Unterricht genossen haben mag, denn bis zu diesem Momente gelang es noch nicht, sie zu einem Geständnisse zu bewegen und alle Mittel, die man deßhalb anwandte, blieben fruchtlos; Kathi ist weder zu einem Ge-

ständnisse, noch viel weniger zu Enthüllungen zu bewegen, und man wußte am Ende nichts Klügeres zu thun, als sie sitzen, oder wie man sich in unserer Geschäftssprache ausdrückt, „dunsten" zu lassen.

Dieses Mädchen habe ich mir nun zum bewußten Werkzeuge erkoren. Sie, Madame, werden so gütig sein, sich zu diesem Mädchen einsperren zu lassen. —

Judith fuhr überrascht empor, der Rothkopf drückte sie so sanft als möglich wieder auf ihren Sitz und sagte:

Nur keine Uebereilung und keine unzeitige Prüderie! Ich bitte Sie, Madame, sich mit meiner Proposition vertraut zu machen, und Sie werden nach und nach einsehen, daß sie gar nicht so abschreckend ist, als Sie Ihnen im ersten Augenblicke vorkommen mag. Unter dem Vorwande einer Reise verlassen Sie die Wohnung, keine Seele wird erfahren, wohin Sie sich begeben oder wo Sie weilen. Bürgerlich und einfach gekleidet werden Sie in das Gefängniß gebracht, wo Grasel's Geliebte sich befindet.

Hier beginnt Ihre Aufgabe, die keineswegs leicht ist. Sie müssen die Dirne täuschen und glauben machen, Sie wären die Geliebte eines Einbrechers, dem die Polizei vergebens nachsetzt und statt dessen man Sie festgenommen hat. Dieser Geliebte bin ich, Sie nennen meinen Namen und schildern mich so, wie ich wirklich bin. Dies Alles muß nach und nach mit kluger Berechnung geschehen. Sie machen Ihre Mittheilungen unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, suchen, indem Sie vertrauen, die Zuneigung der Dirne zu gewinnen, vermeiden es aber sorgfältig nach ihren Geheimnissen zu forschen, ja noch mehr, wenn Kathi mittheilsam werden sollte, so halten Sie sie davon zurück, mahnen zur Vorsicht u. s. w., kurz Sie vermeiden Alles, was den Verdacht des Mädchens erwecken könnte.

Eines Tages, wenn Sie das Brotlaibchen, welches Sie täglich erhalten, erbrechen, werden Sie darin ein Zettelchen finden; die Dirne muß dies bemerken, Sie stellen

sich, als suchten Sie es ihr zu verbergen, endlich gestehen Sie ihr, das Zettelchen komme von mir, Ihrem Geliebten, und Sie zeigen es ihr; es wird darin die Rede von Flucht sein.

Einige Tage später erhalten Sie auf dieselbe Weise nebst Papier und Bleifeder ein zweites Billet, in welchem ich Ihnen den Plan zur Flucht ausführlich auseinandersetze und mittheile, daß es mir gelungen ist, den Gefangenwärter mit einer bedeutenden Geldsumme zu bestechen.

Ihre Freude über die in Aussicht stehende Befreiung wird bei der Dirne nicht ohne Wirkung bleiben, der Wunsch frei zu werden, wird auch in ihr erwachen und Ihre Aufgabe ist es, dies zu befördern.

Sie folgen meiner Aufforderung, schreiben eine Antwort und stecken diese heimlich dem Gefangenwärter zu. Sie versprechen der Dirne, mich dahin zu vermögen, daß ich auch ihre Leidensgefährtin mit befreie, wobei es sich von selbst versteht, daß Sie dieser Bitte Katharinen's erst nach längerem Zögern nachgeben. Ihre Aufgabe besteht aber darin, daß die Dirne ohne es zu merken, jenen Weg verfolge, den wir ihr vorzeichnen.

Die Flucht wird dann in einer Weise ausgeführt werden, daß Katharina die List nicht ahnen kann; wir verlassen Wien; indem wir die Straße nach Mähren einschlagen. Unter dem Vorwande, außer Land zu fliehen, verlassen Sie uns und kehren nach Wien zurück, ich aber bleibe in Katharinen's Gesellschaft und ernte von Grasel den Dank für die Befreiung seiner Geliebten.

Dies ist in Kurzem der rohe Entwurf meines Planes, die Details werden sich erst im Verlaufe der Ausführung ergeben und können in Vorhinein nicht bestimmt werden.

Da es aber nothwendig ist, daß wir während der ganzen Zeit Ihrer Thätigkeit in Verkehr mit einander bleiben, so wird man Sie wöchentlich einige Male unter dem Vorwande zum Verhör geführt zu werden aus dem Gefängnisse

abholen und in eine Stube bringen, wo wir ungestört mit einander sprechen können und Sie mir den Stand der Dinge mittheilen, damit wir von Zeit zu Zeit unsere Verabredung treffen und je nach den Ergebnissen die Details festsetzen. Die Grundidee des Ganzen bleibt jedoch fix und bildet das unverrückte Ziel, dem wir zusteuern müssen.

So, Madame, ich bin jetzt zu Ende, und ich hoffe, Sie werden mit der Ihnen zugetheilten Rolle zufrieden sein.

Judith überlegte nur eine kurze Weile, dann sagte sie:

Ich nehme mein Wort nicht zurück, doch wünsche ich, daß wir uns auch über den Antheil verständigen ...

Herr Mayer fiel ihr in die Rede:

Sie haben recht, wir wollen auch diesen Punkt ordnen. Ich bin nicht unbillig und verspreche Ihnen den dritten Theil der Prämie.

Warum nur den dritten Theil? da Ihr Plan nur aus zwei Theilen besteht, deren Einen ich ausführen muß, so denke ich, es möge die Prämie auch in zwei Theile zerfallen ...

Seien Sie gerecht, Madame, und erwägen Sie die Gefährlichkeit meiner Aufgabe —

Und Sie, vergessen Sie nicht die Beschwerlichkeit der meinigen. Die schönsten Frühlings-, und wahrscheinlich auch Sommermonate freiwillig in einem Gefängnisse zuzubringen, ist keine Kleinigkeit —

Es sei, antwortete der Rothkopf mit Resignation. Sie sollen über keine Uebervortheilung zu klagen Ursache haben; wir theilen die Prämie in gleiche Hälften.

Judith schlug nun ein — das Geschäft war beschlossen — der Mohr und die Mohrin waren einig.

. . . .

. . . .

Unser Zwischenspiel ist zu Ende, wir kehren nach dem Waldviertel zurück.

Erstes Kapitel.

Die Brüder.

In der Teichmühle hatte sich in den letzten Monaten zu der Sorge auch noch der Kummer gesellt.

Herr Zeiner und seine Lari sahen den Zwang, den sich ihr Pflegesohn anthat, um seinen Gram zu verbergen und kümmerten sich nun ebenfalls und verwünschten den unseligen Schwätzer, der dem Sohne das Geheimniß verrathen und damit den Frieden des Hauses verscheuchte.

Frau Lari versäumte auch keine Gelegenheit, sobald sie mit ihrem Manne allein war, diesen ihren Gefühlen Luft zu machen.

Du wirst es sehen, Martin, klagte sie ihrem Gatten, der Verrath kam von Feindes Zunge, oder war's Vorwitz, das ist auch möglich? Sprechen unbedacht, hat Manchen in Noth gebracht; Schweigen und Denken thut Niemanden kränken. Uns hat der Tückische nicht zugekonnt, deßhalb hat er sich hinter den Jungen gesteckt; weil der Pfeffer den Zahn nicht beißen kann, so beißt er die Zunge. Wer hätt' es geglaubt, daß wir nach zwanzig Jahren erst für gute Saat schlimme Frucht ernten würden? Ja, ja, Schweigen ist nicht immer gut; hinter'm Berg halten, thut oft gar böse walten; es wird nichts so klar gesponnen, es kommt an's Licht der Sonnen; reicher Leute Kinder, armer Leute Rinder werden bald reif, und Robert ist aus fürnehmem Hause, deßhalb leidet es ihn bei uns nicht mehr, und ich, ich hab' den Jungen so gern, als wär' er mein eigen Kind.

So wie jedesmal, erübrigte dem Teichmüller auch jetzt nichts, als seiner Gattin Trost zuzusprechen und zur Geduld und zum Vertrauen zu ermahnen.

Ja, Martin, rief Frau Lari schluchzend, ich will Dir folgen, hundert Jahre unrecht ist noch immer keine Stunde

Recht, wir aber haben zwanzig Jahre Recht gehandelt, uns darf nichts Böses geschehen; den schuldigen Mann geht's Grausen an, wir aber sind keine schuldigen Leute. Der Robert ist ein braver Mensch geworden, das verdankt er uns; wie die Zucht, so die Frucht, wie man die Kinder zieht, so hat man sie; wohl erzogen, hat nie gelogen. Komme, was da wolle, wir können der Zukunft ruhig entgegenschauen, wir haben keine Butter auf dem Kopfe, wir können schon in das Sonnenlicht gehen.

Und damit tröstete sich die Alte wirklich und sah der Zukunft getrost entgegen.

Was Robert betraf, so arbeitete er still, unverdrossen, ließ keinen Klagelaut hören, selbst als Herr Perinell ihn mit einer Lüge abgefertigt, er grämte sich dagegen im Stillen und harrte der Stunde entgegen, wo Grasel die ihm geleistete Zusage erfüllen würde.

Eine Botschaft, die ihm heimlich zugekommen, rief ihn von der Teichmühle fort; er entfernte sich nicht ohne Vorwissen der Eltern, und versprach in einigen Tagen zurückzukehren.

Allein schon am zweiten Tage seiner Abwesenheit begann der Frau Lari zu bangen, und sie jammerte über die Gefahren, denen sich der Junge ausgesetzt, ohne daß sie eigentlich wußte warum und wofür?

Robert fand es nämlich für zweckmäßig, den Grund seiner Reise zu verschweigen, so wie er überhaupt seine Bekanntschaft mit Grasel als tiefes Geheimniß bewahrte.

Ich möchte nur wissen, wohin der Junge wieder gegangen ist? klagte die Müllerin, was hat er draußen zu suchen? Es ist wahr, es hat Mancher schon Forellen gefischt, wenn er auch ausging Weißfischlein zu fangen, allein warum verhehlt er uns was ihn hinauszieht? Er wird doch um Gotteswillen nicht in böse Gesellschaft gehen? Bei Lahmen lernt man hinken, ein böser Gesell führt den andern in die Höll'; machst du dich selbst zum Schafe, so beißen dich die Wölfe;

oder ist's vielleicht die Lieb', die ihn hinauszieht, nein, nein, da hätt' er mir schon längst was gesagt; wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über; keuscher Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land; die Lieb' macht blind, deßwegen stolpert aber doch nicht Jeder, der verliebt ist; brave Mägdlein gibt es noch, nach schwarzen Kirschen steigt man hoch.

Die Angst der Alten wuchs von Tag zu Tag, bis sie endlich am fünften Abende ihr Ende erreichte; zur selbigen Zeit hielt nämlich ein Wäglein vor der Mühle, Robert sprang aus demselben, eilte stürmisch zur Mutter, zum Vater, umarmte sie freudig und rief ihnen zu:

Freut Euch mit mir, der Himmel hat meine Schritte gesegnet, ich hab' Euch und mir einen lieben Gast mitgebracht.

Einen Gast! rief Frau Lari in der Freudigkeit ihres Herzens, er ist uns willkommen, wo Fünf satt werden, kann auch ein Sechster mitessen; aber wer ist der Gast?

Ihr sollt es schon hören, gleich sollt ihr Alles erfahren, nur helft mir den Kranken in meine Stube tragen, bereitet ihm ein Lager, aber schnell — schnell!

Frau Lari fuhr wie ein Blitz in's Haus, der Marquis L'Espine wurde vom Wagen gehoben und in Robert's Stube zu Bette gebracht.

Nun ging es an ein Fragen und Erzählen, daß darüber mehrere Stunden vergingen, und da unsere Leser ohnedem wissen, was die Müllersleute erst erfahren mußten, so benützen wir die Zeit der Erzählung Robert's, ihnen nachträglich mitzutheilen, was sich in der Hütte der Mottinger Rosl nach dem Erkennen der Brüder weiter begab.

Grasel, nachdem er dem Marquis seinen Namen genannt, hatte sich, die Briefe zurücklassend, fort begeben; er wollte kein störender Zeuge der Ergüsse brüderlicher Zärtlichkeit sein, er fühlte, daß er, was an ihm lag, bereits vollbracht hatte.

Im Freudenrausche, der ihre Sinne fast betäubte, achteten die Brüder es nicht; hierauf begannen dann die wechselseitigen Erklärungen und Mittheilungen.

Robert hatte freilich nur wenig zu erzählen, desto mehr aber Gabriel. Er verheimlichte dem Bruder auch nichts und bald lag die Vergangenheit vor dessen Augen offen da.

Die von Grasel zurückgelassenen Papiere, von Gabriel weiter durchlesen, setzten es außer allen Zweifel, daß Robert der Sohn des Herrn von Wendheim und der Marquise L'Espine sei, und daß er von den Verwandten seiner Mutter dazu verurtheilt war, den Namen seiner Eltern niemals zu erfahren.

Herr Anton Perinell, als Vertrauter des Herzogs von Lointier, hatte es übernommen, das Kind bei dem Teichmüller unterzubringen und erhielt, wie die Brüder vermuthen, für diesen Dienst und zum Lohn für seine Verschwiegenheit Schloß Hohenstein zum Geschenk.

In dem Freudenkelch der beiden Brüder fehlte auch der Wermuthstropfen nicht, und dieser war das Schicksal ihrer armen Mutter.

Darüber gaben die Papiere keine Aufklärung und das Räthsel des leeren Grabes in der Hohensteiner Gruft war noch immer nicht gelöst.

Bei der nun erwiesenen und am Tage liegenden Falschheit und Lügenhaftigkeit des Herrn Perinell war leicht zu erkennen, daß er auch in dieser Richtung hin den gewünschten Aufschluß zu geben verweigern und daß er keine erdenkbare Hinterlist verschmähen würde, um das Gewitter von seinem Haupte abermals abzulenken; die Brüder fühlten daher jetzt schon die Nothwendigkeit, keinen unüberlegten Schritt zu thun und mit Bedacht zu handeln.

Aus den beiderseitigen Mittheilungen ersahen die Brüder auch die sonderbare Laune des Geschickes, welches den Marquis mit dem Vater Grasel und Robert mit dem Sohne Grasel zusammengeführt.

Es ist in der That auffällig, bemerkte Gabriel, daß wir schuldlose und ehrenhafte Menschen, durch diese beiden Verbrecher unserem Ziele so nahe rückten und es vielleicht gar völlig erreichen werden. Wie aber mögen diese Papiere in die Hände jener Leute gerathen sein? Wie kam der junge Grasel zu dem Porträt unserer Mutter?

Robert erzählte dem Bruder, welchen Werth Grasel auf das Bild lege, und wie er, Robert, ihn einmal bereits vergebens gebeten, ihm das Gemälde zu schenken.

Und doch, antwortete der Marquis, müssen wir Alles anwenden, in den Besitz jenes Porträts zu gelangen, bedenke Robert, es ist das Bild unserer Mutter, ich werde ihm Geld dafür bieten, viel Geld und er wird sich diesem und unseren vereinten Bitten gegenüber nachgiebiger erweisen.

Was den Aufenthalt Gabriel's in der Hütte beim Mottinger betraf, so stimmten die Brüder darin überein, daß ihm ein Ende gemacht werden müsse.

Man hatte zwar keine Ursache, dem Micherl, der sich in dieser Angelegenheit eben so uneigennützig wie tadellos benahm, zu mißtrauen, allein der Aufenthalt bei ihm war doch nicht ohne Gefahr, und wenn eine Verfolgung über den Räuber hereinbrach, auch mit Unannehmlichkeiten verbunden, welche die Brüder mit dem Schmerze einer zeitweiligen Trennung bedrohten, die ihnen in diesem Momente höchst unerwünscht kommen mußte.

Die Uebersiedlung Gabriel's nach der Teichmühle wurde daher beschlossen und schon am nächsten Tage ausgeführt.

Wir sahen den Marquis in der Mühle anlangen, wir hörten die freudigen Aeußerungen Robert's, wir können uns das Staunen der Müllersleute ob dieser plötzlichen Veränderung in Robert's Gemüthe denken, eben so ihre spätere Verblüffung als sie gar hörten, der kranke Gast sei von mütterlicher Seite Robert's leiblicher Bruder.

O du mein Jesulein! rief Frau Lari in einem fort, wer hätte das gedacht, wer hätte das nur geahnt? Berge

und Thäler kommen nicht zusammen, aber Menschen finden sich; da hätt' ich mir eher Seide aus meinem Hirn gesponnen, als solche Gedanken! Stöbert sich der Teufelsjunge einen Bruder auf, ohne daß wir eine Ahnung von seiner Sippschaft hatten. Meiner Treu, diesmal war das Ei klüger als die Henne! Als er da herumging und den Kopf hängen ließ, wußten wir recht gut, wo ihn der Schuh drückte, aber konnten wir ihm helfen? Den Stein, den man nicht heben kann, muß man liegen lassen, wir dachten: „Kommt Zeit, kommt Rath; Aller Tage Ende ist noch nicht da; Zeit bringt Rosen! Rosen hat sie zwar nicht gebracht, dafür aber einen Bruder, einen tüchtigen Bruder und Blut ist kein Wasser, Verwandtschaft ist keine Buttermilch. O, es wär' Mancher froh, wenn er von der Kuh gleich Käse melken könnt', damit er das Butterrühren erspare, aber nicht Jeder hat das Glück, daß ihm ein Ochs kälbert. Robert, ich sag' dir's, du hast viel Glück, aber gutes Glück muß man regieren, böses überwinden; Glück und Glas, wie bald bricht das; je größer das Glück, desto größer die Gefahr, wer sich nicht fürsieht, ist ein Narr!

Die Fluth der Sprüchlein drohte bei der Müllerin kein Ende zu nehmen, sie waren die Ableiter des Kummers, der Freude und jedes heftigeren Gefühles; erst wenn ihr ein ordentlicher Strom von Sprüchlein entquollen war, fühlte sie sich beruhigter.

Robert wich nicht von des Bruders Seite, er pflegte ihn, wartete sein und lauerte ihm jeden Wunsch an den Augen ab.

Tage und Wochen vergingen in seligem Beisammensein. Gabriel schritt seiner Genesung entgegen; schon konnte er am Arme des Bruders die Stube verlassen und in der Mühle sich an der milden frischen Frühlingsluft erlaben.

Der Frühling kam nämlich mittlerweile in's Land gezogen und begann als der von dem lieben Herrgott privilegirte, einzige und wahre Erzeuger natürlicher Blumen seine

Freikunst auszuüben und Feld und Flur mit seiner Waare zu überschütten.

Und kaum daß er seine duftigen Erzeugnisse in einer großen Blumenausstellung zur Schau stellte, kamen auch schon die lüsternen Käfer und Schmarotzer herangesummt und herangekrochen, das Gänseblümchen fand seine kriechenden Verehrer, der Schmetterling umgaukelte sie, die Raupe mästete sich grün und der Roßkäfer wälzte sich wohllüstig im Blütenstaub, vielleicht hoffend, durch die erborgte äußere Hülle für einen Goldkäfer zu gelten.

Die Teichmühle lag wieder da in der neu geschmückten Umramung und Berg und Wald athmeten balsamische Düfte und der Marquis L'Espine sog mit ihnen neue Kraft, neues Leben ein.

Welche Plane schmiedeten die Brüder, welche Hoffnungen hegten sie für die Zukunft?

Vor Allem wollten sie Gabriel's vollkommene Genesung abwarten, dann gedachten sie mit einander dem Herrn Perinell auf Hohenstein einen Besuch abzustatten und nicht zu weichen, bis sie Aufschluß über das Schicksal ihrer armen Mutter erhalten.

Von dem Ergebnisse dieses Besuches sollte es ferner abhängen, ob sie im Lande verbleiben oder um Aufschlüsse zu erlangen, eine Reise nach Paris antreten würden.

Da Gabriel auf seine Briefe von Wien keine Antwort erhielt — der Leser weiß jetzt warum — so schrieb er weder an den Freund noch an Judith. Der Strom der neuen Aufregungen spülte die früheren Gefühle hinweg; mit der Gegenwart und Zukunft beschäftigt, dachte er weniger an die Vergangenheit und grämte sich auch nicht über das Stillschweigen Derjenigen, die ihn, wie er meinte, vergessen hatten.

Wir überlassen die Brüder ihrer Freude, welche seit Gabriel's Anwesenheit in der Teichmühle wieder eingekehrt war — das Glück, welches Herrn Zeiner den Rücken gekehrt

hatte, wendete ihm neuerlichst wieder das lächelnde Antlitz zu, Frau Lari fand wieder unzählige Sprüchlein, die sie in ihrer Redseligkeit auskramte, so wie der Frühling seine natürlichen Blumen.

Das Unglück sagte sie, muß man überbüßen, schlägt es mit einem eisernen Hammer auf uns los, muß man ihm einen Kopf von Stein entgegenstrecken; Leiden dauert nicht immer, Ungeduld macht's nur schlimmer; kein Unglück ist so groß, es ist wieder ein Glück dabei; wenn man den Strang zieht, läuten die Glocken, wenn man keine Stiefel hat, geht man in Socken; ein Zwiebel hat neun Häute, gerade so viel braucht der Mensch im Unglück, um es zu ertragen; die Armen sind Gras, die Reichen sind Bäume, im Sturme ist das Gras besser daran als die Bäume; es ist kein Dörflein so klein, es ist einmal des Jahr's Kirchweih darein; es begegnete Manchem unser Herrgott wohl, wenn man ihn grüßen möcht'; wem Gott helfen will, dem gibt er einen Kopf von Stahl, eine Hand voll Gold und ein Herz von Fleisch und Blut. So sagte auch mein seliger Vater, der Schulmeister in Meißau war, der liebe Gott verleihe ihm eine selige Urstätt und uns ein langes Leben.

Der Marquis sah bei diesem Sermon seinen Bruder lächelnd an, Robert nahm Mutter Lari in seine Arme und versiegelte ihr den Mund mit kindlichen Küssen.

Zweites Kapitel.

Die Rosenburg.

Sei uns gegrüßt, du verlassenes, verwittertes Gemäuer, einst der Stolz edler Geschlechter, ein Prachtbau, majestätisch herabschauend von deinem Hügelthrone und jetzt — ein Bild der Zerstörung, eine verwesende Leiche!

Einige Male schon führte der Weg uns in deine Nähe, aber damals war es uns noch nicht gegönnt, deine Räume zu betreten, jetzt erst ist der Augenblick gekommen, jetzt wirst du zum Schauplatz dieser Erzählung, jetzt heiße uns willkommen!

Wir schreiten am linken Kampufer durch das Schönthal, ein ziemlich steiler Waldpfad führt uns hinan zu deinem Eingange und, von dem Hauche vergangener Jahrhunderte angeweht, stehen wir mit heiliger Scheu vor der äußeren Ringmauer.

Wach auf zum Leben, du stolzer Bau, und erzähle uns, was du in vergangenen Jahrhunderten Großes und Prächtiges geschaut, erzähl' uns von den Leiden und Freuden, deren Zeuge du gewesen, von den Festen und Kämpfen jener Geschlechter, die vergangen und vergessen sind, die in deinen Grüften modern und deren Andenken von deinen Trümmern bedeckt wird.

Horch, was ist das?

Trompetengeschmetter und Paukenwirbel tönen uns im Geiste entgegen, ja, ja, hier, innerhalb der Ringmauer noch vor der eigentlichen Burg, das ist der große Turnierhof, von drei Seiten umsäumt mit sanftgewölbten Arkaden, Pfeiler, die sich zu Bogen bilden, von einer Breite, daß zehn Zuschauer in einem jeden derselben Raum haben; noch heut zu Tage stehen fünfundvierzig solcher Bogen.

Die Zeit mit ihrem unwiderstehlichen Gebiß hat an diesem Gemäuer genagt, trotzdem aber sieht man noch an den Wänden, Pfeiler und Bogen, Ueberreste von Malereien, mit denen sie einst vollkommen bedeckt und geziert waren.

An der vierten Seite gegen die Burg zu ist dieser Hof durch eine niedere Mauer begrenzt, in welcher vierzehn Nischen eingedrückt sind; wohl sieht man noch die Piedestale von Stein mit den Namen der römischen Helden, die sie einst trugen, aber die Statuen sind fort, die Stürme der Zeit haben sie verweht, sie sind spurlos verschwunden

wie morsche Blätter, welche der Nord aufwirbelt und durch die Lüfte fegt.

In diesem Hofe haben einst eiserne Männer ihre Rosse getummelt, haben die Wucht ihrer Streiche gewogen und die Länge ihrer Schwerter gemessen.

Jetzt herrscht Leichenstille, die Waffenspiele sind mit ihren Kämpen zu Grabe gegangen, Trompeten und Pauken sind verstummt, der Turnierhof ist öde, Eidechsen rascheln über die Stechbahn, tummeln sich übermüthig umher und turnieren schäckernd mit einander, grün gehäutete Recken mit langen Schweifen zum Wahrzeichen, und mit Ahnen, die hinüber bis zum Nilstrome, zurück bis in die Zeiten der Pharaone datiren.

Vom Turnierhofe führt eine Art Triumpfbogen, Pira-miden, stolz mit Löwen geziert, zur Brücke über den Burg-graben.

Eine der Säulen zeigt an ihrem Fußgestelle eine in Stein gehauene Rose, die Sage will in der Form der Blume den Grundriß der Burg erkennen und leitet davon den Namen „Rosenburg“ *) her.

---

*) Das „Urbarium von Rosenberg 1659“ nennt die Herren von Roggendorf als die ersten Besitzer dieses Schlosses, welche es im Jahre 1487 an die Brüder Jakob und Christian Grabner verkauften. Das Schloß blieb durch mehr als ein Jahrhundert dieser Familie eigen und wurde, wie bereits erwähnt, Anno 1593 durch Sebastian Grabner und seine Hausfrau renovirt. Als diese starb, verkaufte Herr Grabner das Schloß (1604) an die Jörger, die es jedoch ebenfalls nicht behielten, sondern schon sechs Jahre später (1610) an den evangelischen Herren- und Ritterstand abließen, der es jedoch ebenfalls schon im nächsten Jahre veräußerte.

Anno 1614 kam es in den Besitz des Herrn Vinzenz Muschinger zu Gumpendorf, kaiserlichen Kammerdirektor, der den Garten anlegte, und mehrere Erweiterungen veranlaßte, so daß die Rosenburg eine kleine Stadt für sich bildete, und im Stande war, nach damaligen Maßstabe ein kleines Heer aufzunehmen.

Während des dreißigjährigen Krieges war die Burg bald von

Jenseits des Grabens fußt stark und massiv der Thorthurm, er enthält eine Halle für die einstige Wache, eine Stube für den Thorwärtel, ja sogar die finstere Oeffnung eines Verließes.

Zwei zierliche Gallerien schmücken den Thurm, an einer derselben prangt eine große Wappentafel, die folgende Inschrift trägt:

„Anno 1563, Jahr nach unsers Erlösers und Selig-„machers Jesu Christi Geburt, hat dieses uralte Schloß „Rosenburg am großen Kamp meistentheils von neuem „erbaut und renovirt der Edel und Gestreng Herr Herr „Sebastian Grabner zu Rosenburg und Pottenbrun auf „Siebenbrun Fürstlich Durchlauchtigkeit Erzherzogen Ma-„thias von Oesterreich Fürschneider und Frau Johanna „Grabnerin eine geborne Freyin von Pollhaimb und War-„tenburg sein Ehlich Gemal. Der beeden Salomon am „24. Cap. spricht: durch Weisheit wird ein Haus gebaut „und durch Verstand erhalten."

Ober dem Thore außen findet man die Inschrift:

„Salomon am 14. Das Haus der Gottlosen wird vertilget aber die Hütte der Frommen wird gedeihen." *)

Nun gelangt man in den ersten Burghof. Links sieht man einen Flügel der Burg, rechts rückwärts am Rande

---

der kaiserlichen, bald von der schwedischen Soldateska besetzt und litt großen Schaden.

Nach Muchinger's Tode ging der Besitz nach einander in mehrere Hände über und gelangte endlich durch Heirat an die gräfliche Familie Hoyos von Sprintzenstein.

*) Die zahlreichen Bibelsprüche, von denen wir hier nur zwei citirten, verrathen gleich den protestantischen Ursprung. Die Grabner sowohl wie die Jörgner bekannten sich zur neuen Lehre, wo zu jener Zeit das benachbarte Horn den Herd des Protestantismus bildete, geschah der Neubau der Rosenburg in so großartigem Stile, um den zahlreichen Ständeversammlungen Raum zu bieten. Die Rosenburg nahm gewissermaßen den Rang einer protestantischen Bundesfestung ein.

Digitized by Google

Digitized by Google

eines zweiten Grabens steht ein anderer Thurm; in den Graben hinab, der einen Teich enthielt, führt eine Treppe; zwei Säulen, die einen Balkon tragen, sind vom Hofe hinaus gebaut.

Neuerdings überschreiten wir eine Zugbrücke, wandeln durch eine Thorhalle und jetzt erst befinden wir uns in dem dritten, in dem innersten Burghofe.

Welch' ein Leben mag einst hier gewaltet haben!

Aus dem Hintergrunde schaut uns ein Kapelleneingang entgegen, noch jetzt verzieren hübsche Fensterrosen das Gemäuer, ober der Thüre heftet ein Stein, eingemauert im Jahre 1587 zum ewigen Gedächtniß jenes Herrn Sebastian Grabner, dem die Rosenburg ihre Renovirung verdankte, links im Hofe steht der Ziehbrunnen, rechts erhebt sich eine Freitreppe, schön und bequem, die Stufen von breiten Quadern, und rund im Hofe herum prangten einst an dem Gesimse Standbilder von gebranntem Thon, die bis auf wenige, wie z. B. ein Kaiser Domitianus u. s. w. völlig verschwunden sind.

Und nun erst das Innere der Burg!

Stuben, Gemächer, Zimmer und Korridore wechseln in großer Zahl ab, Alles verwüstet, Alles zerstört. Nur ein Kabinet mit einer reichen Stukkadurdecke ist ein wenig erhalten und gibt Zeugniß von der ehemaligen Pracht, den Estrich bilden farbige Ziegel, fein glasirt.

Zwei Prunksäle, ein großer und ein kleiner, mochten ehedem ein Ganzes gebildet haben und erst später geschieden worden sein.

Im letzteren sieht man noch die Tribüne, wo die alten Pfeifer und Geiger musiziret und die „Ehrsamen und Edlen Herrn Herrn" und die „tugendsamen Frauen" sich erlustieret haben.

Im großen Saale war die Decke getäfelt und mit mythologischen Figuren geschmückt, das Täfelwerk so wie der

alte Ofen wurden vor Zerstörung bewahrt und nach Laxenburg gebracht.

Was ist heute aus diesen Prunksälen geworden!

Wenn der Edel und Gestreng Herr Herr Sebastian Grabner zu Rosenburg und Pottenbrun auf Siebenbrun, wenn der Fürschneider des Erzherzogs Mathias von den Todten auferstünde und nach echt türkisch-russischem Brauch seine Prunksäle zu Getreidespeichern degradirt sähe, er würde sich straks wieder niederlegen und weiter schlafen, um sich den Schmerz zu ersparen, über die undankbare Mühe, die er sich gab, seine Andenken durch Pracht auf die Nachwelt zu bringen.

Aus dem Saale führte eine Thüre auf eine ganz gedeckte Altane, die über den Kamp hinüberschaut und eine herrliche Aussicht gewährt.

An der unteren Saalecke ist ein Thurm angebaut; der Weg zu ihm geht über den Dachboden, eine freie Galerie schwebt in luftiger Höhe, und eine überraschende Fernsicht bietet sich von dort aus weithin gegen Horn und das Kampthal hinab.

Außer diesem Hauptgebäude gehörte zur Rosenburg ein Meierhof mit weitläufigen Ställen, eine Bäckerei, eine Schmiede, zwei Getreidkästen und ein eigenes Brauhaus, woraus zu schließen, daß der edle Herr von Grabner der Lehre der Birmanen gehuldigt, trotz der frommen Bibelsprüchlein, womit er die Wände seiner Burgkapelle beschrieben.

Aber noch sind wir nicht zu Ende. Dort an die eine Seite des Turnierplatzes stößt der Burggarten; er ist terrassenförmig aufgeführt, ein Pavillon begrenzt ihn und darin ist ein Badhaus, wohin Wasserleitungen führen, die noch jetzt bestehen, deren Ständer noch vor wenigen Jahren sichtbar waren.

An der Galerie des Burggartens erhebt sich eine Säule von Stein, die einst zum Andenken an eine Seuche am Fuße

des Berges errichtet worden war. Sie trägt folgende Inschrift in Versen:

„Anno 1620 Jar
Jederman offenbar
Und zu Rosenberg sein
Gestorben Gros und Klein
Sigmund Schreiber
300 Mann und Weiber
Wie ander Kinder Klein
Gott wollt inen gnedig sein
Uns behuden vor Gefarn
Amen das wird wahr.“ *)

Aber nicht nur ober, sondern auch unter der Erde hatte die Rosenburg ihre Räume: einen großen Keller, der Raum für 2000 Eimer bot, einen kleineren, der ganz in Flinz**) gehauen war, und endlich unterirdische Gänge.

Turnierhof, Söller, Verließ, Kapelle, Burggarten, feste Mauern und mindestens ein unterirdischer Gang, das waren von jeher die Hauptbestandtheile der Burgen. Wenn der Feind stürmte und die Vertheidiger auf keine Möglichkeit einer Rettung mehr hoffen durften, dann flohen sie durch den Gang unter die Erde und retteten sich ins Freie.

Daß ein so weitläufiger starker Bau wie die Rosenburg solcher Gänge nicht entbehren durfte, war daher natürlich.

Einer der geheimen Wege öffnet sich neben dem Brunnen im dritten Hofe nnd endet draußen außerhalb der Gartenmauer. Ein anderer hatte in einer Nische der Gartenmauer seinen Anfang, führte abwärts in den Wald und mündete in einer Felsenkluft, die den Namen das „Herrenloch“ führt.

*) Ein altes „fliegendes Blatt“ von der Rosenburg erzählt ebenfalls von 300 Mann, die wegen eines unschuldig gerichteten Knaben erstochen wurden und die „300 Mann und Weiber“ in obiger Inschrift, deren Todesart nicht angegeben ist, erinnern unwillkürlich daran.

**) Eine Art Eisenstein, auch Stahlerz genannt.

Es mögen sich einst wohl durch dieses Loch wer weiß welche Herren gerettet haben, jetzt aber — das heißt zur Zeit unserer Erzählung — hätte dieses Loch füglich das Graselloch genannt werden können, denn hier war es, wo der listige Räuber der Oberwelt entschlüpfte, um unterirdisch sich zu bergen, wenn — so wie es jetzt der Fall war — die Verfolgungen zu drohend wurden und die Gefahren zu rasch auf einander folgten.

Welch' ein trauriger Aufenthalt!

Draußen kos'te der Frühling mit der Mutter Erde und hier unten ist's noch Winter, außen ist's warm und trocken und hier feucht und kalt, außen grün und duftig, hier grau und dumpf, außen leuchtet goldiges Sonnenlicht und hier brennt ein Lämpchen in einer Nische, um durch einen todtmatten Schein die herrschende Finsterniß, zu verscheuchen; eitles Bestreben! Das Dunkel spottet des schwachen Lichtes, es thut, als fliehe es, und bleibt doch schon nach wenigen Schritten stehen und lauscht und scheint über die Ohnmacht seines Feindes in's Fäustchen zu lachen.

Und innerhalb dieses kleinen Lichtkreises sehen wir eine Feuerstelle, einiges Geschirr und etwelche Trinkgefäße; unweit davon auf einer von Stroh aufgeschichteten Lagerstätte liegt Grasel und schaut sorglos in die Oelflamme hinein und denkt... wer weiß woran?

Wer vermöchte bei einem Menschen, der ein so bewegtes, ein so gefahrvolles Leben führt, wie Grasel, wer vermöchte bei einem so leidenschaftlichen Gemüthe, bei einem so widerspenstigen Geiste zu errathen woran er eben denkt?

Seine Erinnerungen jagen nach allen Seiten und zerstreuen sich nach allen Richtungen.

Die frohen Abende, die er bei Musik und Tanz in den Schenken verbrachte, die gefahrvollen Situationen, wo er den Gefahren entwich, entschlüpfte oder die Fesseln, die ihn schon umschlangen, kühn und kräftig zerriß, die süßen Stunden, die er in den Armen seiner Geliebten verkos'te

kurz die Bilder seines ganzen Lebens umkreisten ihn flüchtig wie eine tanzende Runde und keines hielt an, keines weilte bei ihm, jedes beeilte sich, aus seiner Nähe zu kommen, als scheute es eine zweite Berührung mit dem Räuber.

Doch plötzlich stockte der quecksilberige Reigen, der geistige Irrwischtanz verwehte wie Rauch, und von allen Bildern blieb nur eines vor seiner Seele, und wollte nimmer von ihm weichen.

Grasel gab sich keine Mühe, dem Eindruck dieser Erinnerung sich zu entwinden, er übergab sich ihm vielmehr so wie der gewandte Schwimmer sich dem Zuge des Stromes überläßt.

Das Bild seiner Mutter war vor ihn getreten, machte alle anderen Erinnerungen fliehen und behauptete allein standhaft den Platz.

Der Räuber überließ sich willig diesem Gedankenstrome, der ihn zurücktrug bis in seiner Kindheit Tage.

Da entsann er sich nun auch jener Nacht, wo er in der Teichmühle aus der Kutsche des Herrn Anton Perinell die Brieftasche entwendete, das Porträt für sich behielt und dann mit dem Vater daheim die Papiere durchmusterte, als plötzlich seine Mutter hinzutrat, im Nachtkleide, unheimlich wie ein Gespenst, aber nicht wie ein böser Geist schreckend, sondern wie ein guter bittend, überredend und warnend.

Die ganze Scene spielte sich noch einmal vor ihm ab und das Gedächtniß des Knaben, treuer wie das des Mannes, wiederholte ihm sogar die mütterlichen Worte, die ihm jetzt wieder in den Ohren tönten, als ob sie erst gestern gesprochen worden wären.

Er glaubte noch seine Mutter zu hören, wie sie sagte: „Hans, geh in dich, bessere dich, laß dich nicht zum Bösen verleiten, selbst von deinem Vater nicht!“

Und dann wieder: „Weißt du, was dir bevorsteht, wenn du fortfährst, wie du begonnen? du wirst Missethat

auf Missethat häufen. Anfangs unentdeckt und verborgen, dann wird sich der Verdacht auf dich wälzen und endlich die Gewißheit. Man wird auf dich fahnden, du wirst fliehen, dich verbergen. Wie ein wildes Thier wirst du dich aus der menschlichen Gesellschaft flüchten müssen; der finstere Wald, die schwarze Höhle werden die Wohnung des Verbrechers sein, ausgestoßen aus dem Kreise der Bessern, wirst du nur unter deinesgleichen und Verbrechern heimisch, aber niemals sicher sein!"

Sie hat wahr gesprochen, murmelte Grasel, ich werde verfolgt, ich bin ausgestoßen, ich lebe in Höhlen und Wäldern, aber warum? Verdien' ich dieses Loos? Für wen hab' ich die Verbrechen begangen? Für mich? Nein. Ich verwendete nicht den zehnten Theil dessen was ich Anderen nahm für mich, ich habe meine Beute unter die Dürftigen vertheilt, habe Hunger gestillt und Noth gemildert, noch kein Armer ist von mir ohne Hilfe gegangen!

Mit solchen Betrachtungen tröstete ihn der unglückliche Wahn, von dem er befangen war; sie waren es, die das Herbe der Erinnerung verwischten; doch sein treues Gedächtniß ruhte noch immer nicht, mit tückischer Geschäftigkeit wiederholte es ihm auch den letzten Theil der mütterlichen Rede.

„Tag und Nacht verfolgt," hatte sie gesagt, „Tag und Nacht in Angst und Ungewißheit schwebend, von Verrath umsponnen, wirst du endlich vom Arme der Gerechtigkeit erfaßt werden, und dieser Arm wird dich emporheben, wird dich Tausenden Menschen hinhalten zum warnenden Beispiele, du wirst gewaltsam enden zwischen Himmel und Erde durch die Hand des Henkers!"

Grasel schauderte.

Sollte es möglich sein, murmelte er, sollte dies wirklich mein Loos sein? Nein, nein, Mutter, du hast zwar die Zukunft errathen, aber das Ende hast du zu schwarz gesehen. Noch ist mein Leben nicht dem Henker verfallen, selbst wenn sie meiner habhaft würden. Ich kenne zwar die Gesetze nicht, aber so viel

weiß ich davon, daß man bei uns Niemanden am Leben bestraft, der blos geraubt und gestohlen, ohne zu tödten. Meine Hände sind noch rein von Menschenblut, der Tod, der alten Schindlerin lastet nicht auf meinem Gewissen, es war kein absichtlicher Mord und selbst das, was geschah, war gegen meinen Befehl und meinen Willen. Man kann mich einkerkern auf fünfzehn, auf zwanzig Jahre, ja, auf lebenslang, aber zum Tode verurtheilen, das kann man nicht.

Und er kehrte mit seinen Gedanken wieder zu jener Scene zurück, er entsann sich, wie er, der damals sechsjährige Knabe, vor Schreck über die Worte der Mutter sich furchtsam zum Vater geflüchtet, um bei ihm Schutz vor den Drohungen zu suchen und wie dann die Mutter, in Thränen ausbrechend, ihm zurief:

„Du fliehst vor mir, Hans! Merk' dir diese Stunde, du wirst bitter bereuen, was du jetzt gethan hast!"

Grasel lächelte wehmüthig, auch darin hatte sich seine Mutter geirrt; bis jetzt bereuete er noch nichts — ob später? Er zweifelte daran.

Sein Geist, von einem Wahn umschleiert, sah, was er beging, in einem anderen Lichte als das unbefangene, freie Auge es erblickte; er glaubte, die Wohlthaten, der Armuth gespendet, tilgen auf der einen Seite die Schuld, mit der er auf der andern sich belud, er wähnte, der Zweck hebe das Verbrecherische der Mittel auf.

Der Räuber erhob sich vom Lager, die dumpfe Luft, die er schon seit mehreren Tagen einathmete, die Einsamkeit, die Todtenstille, die ihn umgaben, peinigten ihn, es drängte ihn hinaus unter Gottes freiem Himmel, in Gottes milde Luft. —

Er erinnerte sich, daß heute wieder einer jener Tage sei, wo der Mottinger Micherl um Mitternacht mit dem Speisekorbe im Schloßhof erscheinen müsse, da machte er sich denn auf, sich hinaus zu begeben und die Ankunft des treuen Genossen abzuwarten.

Mit sicheren Schritten eilte er den langen, wohlbekannten Weg dahin durch den finsteren Gang, bis er an der Oeffnung in der Nische der Gartenmauer anlangte, wo er sich herauswand.

Auch hier war es gerade Nacht, aber wie ganz anders war diese Nacht, wie sehr unterschied sie sich von jener in dem unterirdischen Gange!

Der Himmel hing tiefblau über seinem Haupte, die Sterne glänzten und flimmerten wie Edelsteine, die sich im Lichtglanze baden, süße, milde Luft wehte ihn an und kühlte ihm Wangen und Stirne, Berg und Wald hauchten süße Düfte aus und er schlürfte sie wonnig ein.

Der Räuber wandelte einsam durch die verlassenen Räume, er trat leise auf, dämpfte das Geräusch seiner Schritte, damit ja die Nachtvögel in ihrem nächtlichen Treiben nicht gestört, aus ihrer Sicherheit nicht aufgeschreckt werden.

Waren sie doch, so wie er, auf die Dunkelheit angewiesen, begann doch auch ihr Lebenswerk erst dann wenn der Tag in's Grab sank und die Nacht mit ihren Schauern und Geheimnissen heraufstieg.

Der Räuber fühlte die Aehnlichkeit, die zwischen ihrem und seinem Leben obwaltete und schonte sie wie Genossen und Freunde.

Wer den Einsamen in stiller Nacht durch die Burgräume wandeln sah, hätte nicht an ein Gespenst, wohl aber — an einen Verwunschenen geglaubt, den ein Zauber verurtheilte, hier zu hausen, oder an einen Sünder, der sich selbst verdammt hatte, in dieser Verlassenheit abzubüßen, was er im Weltgetümmel verschuldet.

Grasel durchstrich die Höfe; das alte Mauerwerk starrte theilnahmslos auf ihn hernieder, die Fenster dünkten ihm schwarze, glanzlose Augen, Augen, die immer offen, aber trotzdem erblindet sind.

Jetzt langte er am Brunnen im dritten Hofe an, hier war die Stelle, wo der Mottinger Micherl verabredeter

Maßen den Speisekorb verbarg und wo Grasel, wenn er den Genossen, so wie heute, zu sprechen wünschte, seiner harrte.

Der Weißkopf fand sich auch pünktlich ein und war sichtbar erfreut, als er den Anwesenden gewahrte.

Es kommt mir sehr erwünscht, sagte er, daß ich dich hier treffe, ich habe dir was mitzutheilen.

Ist vielleicht Einem der Unserigen ein Unglück begegnet?

Nein, das nicht; man hört, gottlob, nichts Derartiges und es ist wieder Alles still, es rührt sich nichts Verdächtiges, unsere Verfolger scheinen zu schlafen —

Glaub' das nicht, Micherl, die schlafen nie, sie ruhen nur aus zu einem neuen Sprunge —

Und wir thuen dasselbe, damit wir dann einen eben so großen Sprung zurück machen als sie vorwärts thun, doch jetzt hör' mich an, was ich dir zu erzählen hab'.

Als ich das letzte Mal von hier heimging, begann Micherl zu erzählen, trat mir dein Alter in den Weg und fragte mich, wo du verborgen wärst?

Ich stellte mich einfält g und that, als wisse ich von nichts.

Aber dein Alter ist kein heuriger Hase und sagte zu mir:

Micherl, mach' mir keine Mäuse. Ich weiß, daß der Hansjörg irgendwo in der Nähe verborgen ist, und daß du ihn mit Lebensmitteln versiehst. Ich muß mit dem Jungen sprechen und wenn ich dir in stiller Nacht nachschleichen und dich niederbrennen müßte, mir ist's gleichviel —

O, ich glaub's, sagte ich, und daß Euch wenig daran liegt, Einen mehr oder weniger niederzuschießen, Vater Grasel, das habt Ihr an Herrn Gabriel bewiesen.

Was sprichst du da von Herrn Gabriel? Ich hab' auf ihn nicht geschossen —

O, stellt Euch nicht so unschuldig, so wie die Jungfer beim Milchbrei.

Micherl, ich sag dir, mach mich nicht bös, ich weiß von nichts; übrigens gehört das nicht hieher, was ich will ist, daß du, wenn du das nächste Mal zum Hansjörg kommst, ihm sagst, ich müsse mit ihm sprechen, er solle mir Zeit und Ort bestimmen wo wir zusammentreffen, die Antwort werde ich mir bei dir holen.

Mit dieser Rede verließ er mich und ich war froh, ihn los zu sein. Jetzt bitt ich dich, Hansjörg, erfülle den Wunsch deines Alten, sonst setzest du mich der größten Gefahr aus, abgesehen davon, daß Vater Grasel im Stande ist, mir nachzuschleichen und deinen Versteck zu erspähen, was dir doch gewiß auch nicht angenehm wäre.

Grasel bedachte sich eine Weile dann antwortete er:

Ich fürchte die Drohungen meines Vaters nicht in dem Maße wie du, doch ich gebe nach, da es immerhin möglich ist, daß er mir Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen hat. Wenn er daher zu dir kommt, so sag ihm, daß ich ihn heute über acht Tage, um die jetzige Zeit am „Herrenloch“ erwarte.

Der Weißkopf war des günstigen Bescheides froh, der ihn in den Stand setzte, den Wünschen des „Vater Grasel“ zu willfahren und verließ nach einer längeren Unterhaltung mit dem Freunde die Rosenburg.

Grasel kehrte, mit frischen Lebensmitteln versehen, in seine unterirdische Behausung zurück.

Und wieder war es eine heitere, aber diesmal eine mondhelle Nacht, an welcher die von dem jungen Grasel mit seinem Vater bestimmte Zusammenkunft statrfinden sollte.

Schon eine Stunde vor der angegebenen Zeit war der Räuberanführer am Platze, damit sein Vater den Ausgangspunkt seines Versteckes nicht erfahre.

Grasel ließ sich im Schatten eines Baumstammes nieder und athmete mit Wohlbehagen die frische abendliche Waldluft, welche der Frühling milderte und versüßte.

Wie angenehm dünkte ihm die Nacht im Walde, nachdem er so viele Nächte im dumpfen Gange unter der Erde zugebracht.

Wie mir jetzt, dachte er, mag dem Gefangenen zu Muthe sein, der nach längerem Aufenthalte im Kerker in's Freie gelangt.

Sein Auge irrte wie unstät umher, bald war es der beleuchtete Gipfel eines Baumes, bald der Schatten eines Wölkchens, welcher so schnell wie dieses über den Felsen dahinflog, bald die schwarze Nacht eines gähnenden Abgrundes, die ihn beschäftigen. Bald vernahm er das Flügelrauschen eines Nachtvogels, bald das Geschrei einer Eule, die triumpfirend den Sieg verkündete, den die Finsterniß momentan über das Licht errungen.

Die Zeit, welche er bis zur Ankunft seines Vaters zu warten hatte, verflog schnell, bald drang das Geräusch von Schritten an sein Ohr, und er erkannte an dem Herannahenden seinen Vater.

Der alte Grasel, mit seinen Luchsaugen bemerkte den Sohn trotz der Dunkelheit, ging auf ihn zu und sagte:

Grüß' dich Gott, Hansjörg — bleib nur sitzen, ich bin müde und werde mich an deiner Seite niederlassen, der Platz ist gut ausgesucht und wir können da bequem mit einander sprechen.

Nachdem der Alte Platz genommen, fuhr er, sich verwundert stellend, fort:

Na, Hansjörg, was ist's mit dir? Du grüßest mich gar nicht, gibst mir keine Antwort?

Warum soll ich Euch grüßen? antwortete der Sohn, Ihr habt mich durch Drohungen genöthiget hierher zu kommen, was wollt Ihr von mir? Ihr wißt es recht wohl, daß ich Euere Art, das Handwerk zu treiben, nicht billige, was drängt Ihr Euch in meine Nähe?

Hansjörg, du vergissest, daß ich dein Vater bin.

Ich wollt', ich könnte es vergessen, es wäre Euch schon längst das Handwerk gelegt. Ich rathe Euch, laßt mir den Mottinger Micherl in Ruh und begebt Euch fort von hier, damit wir uns nicht begegnen und das Unglück des Einen, das des Anderen nicht nach sich ziehe.

Eben deßhalb habe ich dich aufgesucht, eben deßwegen muß ich mit dir sprechen. Hör' mich an, Hansjörg, du bist ein muthiger, ein pfiffiger Bursche, du hast dir schon aus manchen Nöthen herausgeholfen. Du hast bis jetzt noch immer gesiegt, wo es galt deinen Feinden eine Nase zu drehen und durchzubrennen, aber es kann eine Zeit kommen, wo dein Muth dir nicht frommen, wo deine List dir nichts nützen wird, für diese traurige Zeit, fürchte ich, wirst du keine Waffe besitzen, um dich vor dem größten Unglück zu bewahren. Du hast schon Manches erlebt, trotz dem bist du in gewissen Dingen unerfahren, denn du warst noch nicht in Haft, du hast wenig Begriff von dem Gange dessen, was man die Justiz nennt, ich fürchte, du wirst, wenn dich das Unglück einmal vor die Richter stellt, schmählich unterliegen, du wirst auf dem unbekannten schlüpfrigen Boden fallen und nie mehr aufstehen. Es ist zwar wahr, ein zwanzigjährig' Leben im Kerker ist auch nichts Angenehmes und es gehört eine zähe Haut dazu es zu überstehen, wenn man es aber mit dem Tode durch Henkershand vergleicht, wenn man bedenkt, daß man im Kerker immerhin eine, wenn auch nur schwache Hoffnung hat, wieder frei zu werden, so ist es jedenfalls ein Gewinn für unsereins, statt eines sicheren Todes die Möglichkeit einer einstigen Freiheit anzustreben. Schau, Hansjörg, unsere Schicksale sind mit einander verkettet, wenn man Einen von uns faßt, ist zwar der Andere noch nicht geliefert, aber die Gefahr für ihn ist doppelt größer denn vorher, und glaub' mir's, ich fühl' es in allen Gliedern, sie werden nicht ruhen bis sie uns haben.

Drittes Kapitel

Vater und Sohn.

Wie ich merke, unterbrach der Sohn den Vater, ist die Angst über Euch gekommen, und Ihr stellt Euch an, als ob Ihr mir vorsichtige Lehren gäbet. Bemüht Euch nicht, Vater, ich bedarf ihrer nicht. Jeder von uns steht für seine Haut ein, er schütze sie daher so gut er es vermag. Unsere Schicksale sind gar nicht so eng verkettet, wie Ihr sagt, was wir in früheren Jahren mit einander begangen, ist wenig und wird gering in die Wagschale fallen. Ob man meiner früher oder später habhaft wird, was braucht Euch daran zu liegen? Verbergt Euch, flüchtet Euch bei Zeiten oder unternehmt was Euch sonst beliebt, mir ist's gleichgültig. Solltet Ihr früher wie ich festgenommen werden, so hab' ich deßhalb nicht mehr zu fürchten, meine Verstecke wißt Ihr nicht, alle meine Freunde kennt Ihr nicht. —

Hans, du wirst doch nicht denken, daß ich im Stande wäre, den Verräther .....

Gebt Euch keine Mühe, Vater, fiel ihm der Andere in die Rede, Ihr kennt mich, ich kenne Euch; Ihr wißt, was ich vermag, ich weiß, was Ihr im Stande seid, wozu der Wortwechsel? Ich werde in dem Kampfe, den ich unternahm, nicht erlahmen, und sollte das Unglück über mich hereinbrechen, so zag' ich doch noch nicht, wenn mir auch vor den Gerichten jene Erfahrung mangelt, auf die Ihr Euch so viel zu Gute thut. Meine Hand ist rein von Menschenblut, ich habe gestohlen und geraubt, das wird man mir beweisen, und es wäre thöricht es leugnen zu wollen; man kann mich einkerkern auf fünfzehn, auf zwanzig Jahre, aber mit dem Tode bestrafen kann man mich nicht. Ich bedarf also Eurer Rathschläge nicht,

ich trag' ohnedem schwer genug an jenen, die Ihr mir gabt, als ich noch ein Kind war. Was Ihr wißt, behaltet und benützt für Euch; lügt, läugnet; Ihr werdet lügen, Ihr werdet Alles läugnen, ich weiß es im Voraus, meinethalben verläugnet auch mich, ich verzeih' Euch Alles schon im vorhinein, durch mich soll Eure Lage nicht erschwert werden.

Hans, rief der Alte sichtbar erfreut, wär's möglich? Du versprichst mir das?

Ja, ich versprech' es Euch, antwortete der Sohn geringschätzend, nur verlaßt mich und kommt mir nicht mehr in die Nähe. Ihr seid ohnedem nur gekommen um zu erfahren was Ihr von mir zu besorgen habt, wenn es Euch schlimm erginge?

O Hans, ich sage dir, es geht schlimm, es fangt an zu spuken an allen Orten, wohin man horcht, überall hört man's sagen: „Es wird dem Grafel bald ein Ende gemacht werden!" Ich bitt' dich, Hans, nimm dich in Acht!

Seid meinethalben außer Sorge, ich weiß was ich zu thun habe. —

Der Sohn erhob sich und offenbarte damit den Wunsch, dem Gespräch ein Ende zu machen.

Willst du schon fort?

Ja, Vater.

Ich bin mit meinem Anliegen noch nicht zu Ende.

Was wollt Ihr noch?

Gib mir Geld, Hans, ich benöthige Geld.

Ich besitze kaum so viel, um in den nächsten Wochen dürftig auszulangen, ich kann Euch kein Geld geben.

Du bist schon wieder kahl?

Es geht mir so wie Euch, Vater; der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Wie magst du dich nur mit mir vergleichen, du verdienst viermal so viel wie ich, allein du weißt das Geld nicht zu schätzen, du wirfst es hinaus.

Ich schalte mit dem, was mir gehört, nach meinem Belieben.

Du kümmerst dich also gar nicht um deinen Vater?

Habt Ihr Euch etwa je um mich bekümmert oder um Euer Weib, um meine arme Mutter? Wo ist sie? Ihr wißt es nicht. Lebt sie noch? Ihr vermögt mir's nicht zu sagen. Ich habe Euch schon oft genug gebeten, sie aufzusuchen, mir zu Liebe sie aufzusuchen, vergebens, Ihr denkt nicht an Andere, d'rum denkt man auch an Euch nicht; übrigens leidet Ihr keinen Mangel, ich wette, daß Ihr in diesem Augenblicke mehr besitzt, denn ich, der ich Euch aushelfen soll.

Der alte Grasel zog seine Stirne in düstere Falten und murmelte:

Du bist ein undankbarer Sohn!

Der Sohn trat wie drohend an den Vater heran, sah ihn mit einem zermalmenden Blicke an und erwiderte:

Seid meiner Undankbarkeit froh, Vater, denn wär ich's nicht, meine Dankbarkeit müßte Euch schlecht bekommen!

Damit kehrte er dem Alten den Rücken und verlor sich in den Wald.

Leichten Fußes, so daß ihm sein Vater heimlich nicht folgen konnte, eilte er auf wohlbekannten Pfaden gegen die Rosenburg.

Aber noch hatte er seinen Zufluchtsort nicht erreicht, als plötzlich hinter einem Baumstamme hervor eine Gestalt trat und eine Frauenstimme ihm zutönte, welche die Worte sprach:

Hans, verweile!

Der Räuber blickte sie an, trat betroffen einen Schritt zurück, noch einen Blick, er hatte sich nicht getäuscht, er bebte vor Schreck, vor Wonne, sein Blut begann zu sieden, sein Herz drohte die Brust zu sprengen, Alles, Alles, was zwischen jetzt und seiner Kindheit lag, war mit Einem Schlage verweht, war verschwunden, vor ihm stand seine Mutter!

Viertes Kapitel.

Mutter und Sohn.

Mutter, Ihr seid es! rief der Räuber mit einem fast zärtlichen Tone und that eine rasche Bewegung, um sich der Greisin zu nähern, diese aber machte eine abwehrende Bewegung und erwiderte kalt, als hätte eine Marmorstatue die Worte gesprochen:

Bleib', Hans, ich habe dich nicht aufgesucht, um mit dir zu kosen, sondern um dir ernste Vorstellungen zu machen, um mit dir zu sprechen, wie eine Mutter mit einem entarteten Kinde sprechen muß, wenn sie sich nicht mit dem Verdachte belasten will, seine Verbrechen gebilligt zu haben.

Diese Worte kühlten das Blut des jungen Mannes merklich ab.

Es sind Jahre verflossen, seitdem wir uns nicht sprachen, sagte er traurig, wir finden uns endlich zusammen, und Euer erstes Wort tödtet in mir die Freude des Wiedersehens und das zweite ist ein unbarmherziger Vorwurf, unbarmherzig weil wahr, weil schonungslos.

Unser Zusammenfinden, erwiderte die Mutter, hatte dich erfreut, ich kann dasselbe von mir nicht behaupten. Ich habe mich davor gefürchtet, ich habe im Voraus die Bitterkeit des Schmerzes geahnt, der jetzt mein Herz erfüllt, wo ich meinen Sohn vor mir stehen seh', mein Kind, welches ich geboren und genährt, mein Kind, welches zum Dank dafür mein Leben verbittert und vergällt hat, welches mir meine Tage mit Schmerz und Gram vergiftete und mich vorzeitig alt und grau machte. Ja, Hans, ich habe mich gefürchtet, mit dir zusammen zu treffen, denn deine Hand ist vom Verbrechen besudelt, der Athem deines Mundes riecht nach Raub wie der eines wilden Thieres, und

Schauer und Qualen erfüllen mich bei dem Gedanken, daß der größte Verbrecher im Lande gerade mein Sohn ist, daß gerade ich die unglücklichste Mutter im ganzen Lande bin.

Grasel unterbrach die Greisin mit keiner Silbe, sein Blick blieb ohne Vorwurf fast mit Ergebung auf ihr ruhen, er hörte die vernichtende Wahrheit ihrer Rede mit Ruhe und Selbstbeherrschung an.

Unser Zusammentreffen, fuhr die Alte nach einer sehr kurzen Stille fort, ist kein zufälliges, ich habe dich hier erwartet. Dein Vertrauter, den ich anging, mir deinen Aufenthaltsort zu entdecken, kennt mich und führte mich hieher. Du wirst mich nun freilich fragen: „Warum ich, da mir deine Gegenwart so peinvoll ist, dich doch aufgesucht habe?“ Ich will dir diese Frage beantworten. Ich habe die Nothwendigkeit erkannt, mit dir zu sprechen, ich habe mich im Voraus allem Herzleid unterworfen, welches mir dein Anblick verursacht, um dich, wenn es möglich wär', mindestens vor dem Allerschrecklichsten, vor Galgen und Strick, zu bewahren.

Jetzt ergriff der Räuber das Wort.

Mutter, versetzte er mit traurigem Ernste, Ihr wollt mich, wie Ihr selbst sagt, überreden, anderen Sinnes zu werden, hofft Ihr, bei der Abneigung die Ihr mir gegenüber offen aussprecht, dies im Stande zu sein? O, wie oft habe ich während der Zeit unserer Trennung an Euch gedacht, wie laut pochte mein Herz, wenn ich mir Euer Bild lebhaft ausmalte, wenn ich in Gedanken mit Euch sprach; ich fühlte dann jedesmal, daß meine Brust von kindlicher Liebe zu Euch erfüllt ist, ich dachte gar nicht mehr jener Tage, wo der Vater beflissen war, mein kindlich' Herz Euch zu entfremden, sondern glaubte mich auch von Euch geliebt, denn die Mutter, so wähnte ich, habe nur immer das Kind vor Augen und verzeihe gern wenn dieses gefehlt.

F e h l e n — V e r z e i h e n! rief die Alte, ja das sind zwei Worte, die zusammen passen. Es müßte dies eine herzlose Mutter sein, die ihrem Kinde nicht v e r z e i h e n könnte,

wenn es gefehlt hat. Was du aber begingst und noch begehst, Hans, waren keine Fehler sondern Verbrechen, und Verbrechen kann kein Mensch auf dieser Welt, kann keine Mutter, die kann nur Gott verzeihen.

Ihr seid grausam in Eurem Richterspruche, Mutter, Ihr verurtheilt mich, ohne mich gehört zu haben, Ihr habt meine Handlungen im Auge, ohne die Beweggründe zu erwägen, die mich leiten.

Glaube das nicht, Hans, ich kenne deine Beweggründe, ich weiß, was du zu deiner Vertheidigung anführst; aber ich sage dir, es besteht nicht, es kann nicht bestehen. Du entschuldigst deine Räubereien damit, daß du nur den Reichen nimmst und den Armen gibst, entweder ist dies nur eine Schutzmauer, die du gegen dein eigen Gewissen aufgeführt hast und dann ist es Heuchelei, die sich mit dem Verbrechen paart, oder aber du glaubst wahrhaftig, daß man den Raub an den Reichen mit einem Geschenke an die Armen gut mache, dann ist dies ein entsetzlicher Wahn, den nur ein böser Geist in dein Gehirn verpflanzt haben kann, um dich in das Verderben, in eine ewige Verdammniß hinabzureißen. Hans, denk' doch nach, ist es möglich, ein mit Vorsatz begangenes Verbrechen durch eine einfache, wohlthätige Handlung gut zu machen? Wie kannst du nur hoffen, einen Raub durch eine milde Gabe zu entschuldigen? Es ist möglich, daß deine arme Seele sich zu solchen sündigen Gedanken verirrt hat, aber es wird mir ewig ein Räthsel bleiben, wie sie dazu gekommen ist? — Aber selbst wenn das Gute, was du an den Armen thust, in die Wagschale fallen könnte, selbst dann würde kein Gewinn für dich zum Vorschein kommen; bei einer jeden wohlthätigen Handlung fragt es sich, ob sie aus keinem selbstsüchtigen, eigennützigen Grunde verübt wurde, und diese Prüfung würden deine Handlungen nicht bestehen. Wer sind die Armen, die du unterstützest? Es sind deine Anhänger, deine Vertrauten, deine Hehler, du bist wohlthätig nicht um der guten Handlung willen, sondern aus Eigennutz, um dir die Gunst von Menschen zu erhalten oder

zu erwerben; du willst überall deine Vertrauten haben, damit sie für dich hören und sehen, dich warnen und verbergen. Während du also auf der einen Seite diesen Gewinn aus deinen Wohlthaten ziehst, willst du auf der anderen auch noch den Raub damit entschuldigen?

Eine glühende Röthe färbte das Antlitz des Räubers und wenn das Mondlicht auch nicht geeignet war, diese erkennen zu lassen, so konnte die Mutter doch aus den Bewegungen des Sohnes merken, was in seinem Innern vorging.

Sie hatte nicht nur den wunden Fleck seiner Seele getroffen, sondern auch mit dem unwiderlegbaren Hauch der überzeugendsten Wahrheit die Hülle weggeweht, mit welcher er diese Wunde zu bedecken versuchte.

Vernichtet, geschlagen, entwaffnet stand Grasel vor der Mutter.

Was seine Mutter unbarmherzig vor ihm enthüllte, war nicht allein ihr Urtheil, sondern auch das aller Besseren, zu welcher er sie stets zählte; der Eigennutz verzehrte den Nimbus seiner Wohlthaten und es blieb nichts als der gewöhnliche Räuber übrig.

O, daß gerade die Mutter es sein mußte, welche zuerst die Wunde enthüllte, und damit sie ja nicht heile, das siedende Blei der Wahrheit hineingoß!

Das Innere von Schmerz erfüllt, ergriff er zerknirscht die Rede:

Mutter, womit hab' ich es an Euch verschuldet, daß Ihr so unbarmherzig, kein Wort der Milde für mich habt, daß Ihr Euch Mühe gebt, die schwärzeste Nacht über mich auszugießen, daß Ihr keinen Lichtstrahl wollt gelten lassen und überall nur das nackte Verbrechen seht? Ich erinnere mich nicht, Euch, seit ich ein Mann geworden, beleidiget, Euch jemals weh gethan zu haben; woher also diese Gier, mich zu verurtheilen, zu verdammen?

Du hast mich nie beleidiget, antwortete die Greisin, welch' verkehrtes Wort, ein Kind kann seine Mutter kränken,

aber beleidigen nie. Du hast mir niemals weh gethan, sagst du; das ist nicht wahr; sage vielmehr, du hast mir nie anders als weh gethan. Du hast mir nie Freude und immer nur Schmerz verursacht. Du hast von deiner Kindheit an mich unzählige Thränen gekostet. Soll ich dich an deine Knaben- und Jünglingsjahre erinnern, wo ich vor dir geweint und dich jammernd gebeten habe, dem Beispiel deines Vaters nicht zu folgen? Soll ich dich erinnern, wie ich vor dir — als du vom Regiment eben desertirt warst und heimkamst — fast niederknicte und dich bat, umzukehren, dich freiwillig zu stellen und lieber jetzt die mildere Strafe zu ertragen als später die schwerere zu gewärtigen? Und seidem, welch' ein Meer von Thränen hab' ich über dich vergossen, wie viele schlaflose Nächte durchseufzt? Und du behauptest dennoch, mir nicht wehe gethan zu haben?

Und einen Moment sich erholend, fuhr sie fort:

Doch genug der bittern Erinnerungen und Vorwürfe, ich hätte dich damit verschont, würde mein Gewissen sie mir nicht geboten haben. Nun steh' ich abermals vor dir, ich werde jedoch nicht klagen, nicht weinen und bitten, sondern ich will dir blos rathen, dich ermahnen. Heute zum letzten Male siehst du mich und hörst du mich, wenn du mir keine Folge leistest und verstockt bleibst wie ehedem. Verlaß den Pfad, den du wandelst und entsage dem Verbrechen. Flieh in eine andere Gegend, begrabe dich in einer Felsenschlucht oder verbirg dich Jahre lang in einer Höhle, thu, was du willst, nur lass' den Weg des Verbrechens und der Sünde und versuche im Verborgenen abzubüßen, was du durch deine Gewaltthaten verschuldet. Die Schmach einen Räuber geboren zu haben, wird zwar mein Leben lang auf mir lasten, allein der Gedanke, daß es meiner Ermahnung gelang, deinem verbrecherischen Treiben Einhalt zu thun, dieser Gedanke würde das Herbe meines Schmerzes in etwas mildern, er würde mir das Sterben erleichtern.

Grasel hörte die Mutter ruhig an, dann blickte er

nach rechts, wo seitwärts vom Pfade ein junges Bäumchen stand.

Vermöchtet Ihr wohl, fragte er die Mutter, diesen Sproß zu biegen?

Gewiß, erwiderte die Alte, ist er doch kaum so dick wie ein Stock.

Und diesen da?

Auch diesen noch, obwohl er schon ein wenig älter ist wie der frühere.

Und diesen? fragte der Räuber, auf einen dickstämmigen Baum weisend.

Diesen zu biegen, überstiege meine Kraft, er ist zu alt.

Diesem Baume, Mutter, gleiche ich. Es kann wohl Einer kommen, der ihn mit der Axt niederhaut, aber um sich biegen zu lassen, ist er zu alt geworden.

Und ich rufe dir's zu, Hans, sagte die Alte, die Rechte drohend emporhebend, der Mann wird kommen, aber nicht mit der Axt, sondern mit dem Strick?

Ihr sprecht fürchterliche Worte, Mutter, sie erschüttern meine Seele und bleiben doch ohne Wirkung. Wer hält ein Felsstück auf in seinem Sturze, wenn es einen steilen Abhang hinabkollert? Befehlt dem Stein einzuhalten im Lauf und dazu in sich selbst die Kraft zu finden; es ist nicht möglich, er hat seine Bahn und die muß er zurücklegen, er mag wollen oder nicht, gleichviel wohin er fällt und was er trifft. Auch ich, Mutter, habe meine Bahn und Ihr verlangt, ich soll plötzlich einhalten, wie kann ich es? Woher soll ich die Kraft nehmen, um plötzlich ein Anderer als ich von jugendauf war zu werden? Ihr habt mir stets gut gerathen, ich danke Euch dafür, Ihr seid unschuldig an meinem Verderben, ich erkenne es. Ihr wolltet das junge Bäumchen zum Guten ziehen, allein der Vater arbeitete Euch entgegen und verdarb, was Ihr gut machen wolltet; durch ihn wurde ich was ich bin, er hat mich

in diese unselige Bahn hineingelenkt, die ich nun verfolgen muß, von welcher abzulenken ich nicht die Kraft besitze.

Unseliger! Du kommst also zur Erkenntniß jener Wahrheit, die ich dir schon vor zwanzig Jahren zugerufen. Ich habe dich gebeten, von deinem Vater abzulassen, ich habe dir gerathen, statt mit ihm in die Schenke, lieber in die Schule zu gehen, damit du nicht aufwachsest wie ein Wilder, der nicht weiß, daß es einen Gott und einen Heiland gibt, der für uns litt und gestorben ist. Und weil du diese meine Ermahnung, so wie alle anderen nicht befolgt hast, darum besitzest du nicht die Kraft, den bösen Willen in dir zu bändigen, aus deiner verbrecherischen Gewohnheit dich heraus zu reißen, du hast nie an Gott gedacht, doch Gott hat dich nicht vergessen, er wird dich fürchterlich strafen hier und dort. Ich aber sage mich los von dir, ich will von dir nichts mehr wissen, wir scheiden für immer und ich lasse dir nichts zurück als meinen —

Plötzlich hielt die Greisin inne, sie sprach das fürchterliche Wort nicht aus, sondern sagte, sich zur Ruhe zwingend:

Nein, Hans, ich fluche dir nicht, denn auf wem Gottes Zorn mit solcher Wucht lastet wie auf dir, der ist für den Fluch selbst einer Mutter unempfindlich.

Damit kehrte sie dem Sohne den Rücken und verlor sich im Walde.

Grasel wagte es nicht sie aufhzuhalten, sondern setzte gesenkten Hauptes seinen Weg fort.

Fünftes Kapitel.

Grasel in der Teichmühle.

Seit einigen Tagen hatte jenes geheimnißvolle Walten, welches in den letzten Wochen ganz verschwunden war, wieder begonnen.

Hier und dort sah man einzelne Bchen durch die Wälder streichen, am Tage bedeutungsvolles Zuwinken und Zulächeln; in der Nacht geheimnißvolles Zusammenkommen, in den öden, seit Kurzem wie ausgestorbenen Schlupfwinkeln sah man zur Nacht wieder den unheimlichen Lichtschein, ja noch mehr, leichtfüßige Boten durcheilten nächtlicher Weile einzelne Dörfer, klopften an wohlbekannte Fenster und tummelten sich dann, ohne erst eine Kundgebung von drinnen abzuwarten, fort, um in dem benachbarten Dorfe den Verbündeten das nämliche Zeichen zu geben.

Und was sollte dieses Erwachen, dieses Leben zur Nachtzeit bedeuten?

Grasel, des trägen Lebens in Rosenburg müde, glaubte die Wachsamkeit seiner Gegner eingelullt und den Eifer der Verfolgung erschlafft, betrat wieder den Schauplatz seines verbrecherischen Treibens und ein Wink von ihm, und seine Gesellen durchflogen die Gegend und rüttelten Alle wach, die sich zu seinen Hehlern, Helfern und Helfershelfern zählten, und die neuen Geschichten des kühnen Räubers flogen von Mund zu Mund.

So erzählte man von einem ehrwürdigen Pfarrherrn, der über Land ritt und am jenseitigen Grabenrand der Straße einen siechen Bettler bemerkte, welcher neben seinen zwei Krücken saß und dem geistlichen Herrn flehend zurief: „Barmherziger Samariter, helft mir über den Graben, sonst muß ich verschmachten!“

Der edelmüthige Pfarrherr stieg vom Gaul, band das Thier an einen Strauch und begann trotz seiner Korpulenz mühsam den Graben hinab zu klettern, um den Krüppel herüber zu schaffen.

Kaum aber war er jenseits angelangt, so übersetzte der Bettler mit Hilfe der Krücken den Graben, stürzte auf's Pferd los, schwang sich flink wie ein Kunstreiter und

frisch und gesund hinauf und sprengte davon, dem Beraubten zurufend:

„Schönen Dank, Ehrwürden! Der Grasel wird's vergelten."

Auf einer anderen Straße trug es sich wieder zu, daß eine große Schaar Juden auf einen Markt zog.

Es waren ihrer nahe an zwanzig, durchgehends Hausirer mit schweren Päcken auf dem Rücken und derben Knotenstöcken in den Händen, auf die sie sich während ihrer Fußwanderung stützten.

Die Juden hatten sich eben wegen der Unsicherheit der Gegend zusammengethan, um einem allfallsigen Feinde ihres Eigenthums, wenn auch nicht durch ihren Muth, so doch durch ihre Zahl zu imponiren; aber es gibt Räuber, die keine Ueberzahl scheuen, besonders wenn sie alttestamentarischen Ursprungs ist, und zu jenen gehörte der verwegene Grasel.

In der Kleidung eines Revierjägers, mit einem Jagdgewehre bewaffnet, trat er plötzlich aus dem Dickicht hervor, den Israeliten entgegen und rief:

Halt — wer sich rührt, wird niedergebrannt — ich bin der Grasel.

Wai geschrien — der Grasel — der Ganef *) — der Roscheh **) — der Gaslen! ***)

So tönte es aus dem Haufen und alle zwanzig, statt sich auf den Räuber zu stürzen und um ihr Eigenthum zu kämpfen, begannen zu jammern und zu klagen wie über die Zerstörung Jerusalems.

Grasel befahl ihnen zu schweigen, ließ sie eine lange Front bilden, ging von Mann zu Mann an derselben hinab und ließ sich von jedem die Barschaft einhändigen.

---

*) Dieb.
**) Bösewicht.
***) Räuber.

Nachdem er das Geld hatte, befahl er den Beraubten die Stiefel auszuziehen.

Neues Klagen entstand, denn die Hausirer meinten, der Gaslen werde sie nun auch ihrer Kleider berauben und sie in der bekannten Uniform des Paradieses heimsenden.

Sie leisteten indessen abermals Folge und dachten an alles Schlimme, nur an keine Abwehr.

Grasel ließ die zwanzig Stiefelpaare auf einen Haufen unter einander werfen, dann sagte er zu den Israeliten:

Nun merkt wohl auf, was ich Euch sage. Ein jeder von Euch wird aus diesem Haufen seine Stiefel heraussuchen, wird sie hier in meiner Gegenwart anziehen und dann seines Weges fortgehen, ohne daß er von mir weiter etwas zu befürchten hat, Derjenige aber, welcher so saumselig ist der Letzte zu sein, der wird niedergeschossen.

Die armen Israeliten warfen sich nun mit einem Wehegeschrei auf den Stiefelhaufen — jeder wollte der Erste und keiner der Letzte sein — eine namenlose Verwirrung entstand — keiner von Allen bekam seine Stiefel in die Hand und hatte er einen davon, so gehörte der andere sicher seinem Gefährten. —

Lärmen — klagen — jammern — fluchen! —

Alle zwanzig wirbelten sich in einem verworrenen Knäuel herum, während dem machte sich der Räuber aus dem Staube, ohne erst das Ende dieser orientalischen Konfusion abzuwarten.

Die Kunde von diesen Räubereien drang wieder durch das Land und zeugte von der neuen Thätigkeit der verbrecherischen Schaar, die mit dem Auftreten des Anführers wie zu neuem Leben erwacht war.

Um diese Zeit war es, wo sich in der Teichmühle ein Fremder einfand, der sich nach dem Sohne des Müllers erkundigte und der, als man Robert herbeiholte, von diesem gar leicht erkannt wurde, es war der Grasel.

Robert besaß Geistesgegenwart genug seine Verlegenheit im Beisein der Pflegeeltern zu verbergen und frug nach dem Begehren des Fremden, ohne zu verrathen, daß er ihn kenne.

Grasel fand leicht in der Anwesenheit Gabriel's einen Vorwand zu diesem Besuche, die Müllersleute sahen kein Arg darin und ahnten nicht die Gefährlichkeit ihres neuen Gastes.

Auf Grasel machte der Anblick dieses Schauplatzes, wo er schon als Kind Verbrechen beging, einen seltsamen, aber keineswegs angenehmen Eindruck.

Die Umfriedung der Mühle war noch dieselbe wie ehedem, im Hofe selbst hatte sich noch gar nichts geändert, der Hundestall stand noch auf dem alten Fleck, ja an dem nämlichen Platze wie damals lag noch heute eine Gruppe von Mühlsteinen, Grasel glaubte sogar die Stelle zu erkennen, wo er sich vor zwanzig Jahren über den Zaun geschwungen hatte, um der Verfolgung zu entkommen; alle diese Gegenstände frischten die Erinnerung mit den lebhaftesten Farben auf und ein Bangen beschlich seine Seele, ein Schauer durchrieselte ihn, ein Grauen vor der Verworfenheit seiner Kindheit beschlich ihn und er beeilte sich, diesem Schauplatze und somit auch den Gedanken, die er hervorrief, zu entkommen.

Robert leitete ihn in den Garten, wo sich Gabriel befand.

Auf dem Wege dahin eröffnete der Pflegesohn des Teichmüllers das Gespräch.

Dein Erscheinen, sagte er zu Grasel, hat mich überrascht; ich will nicht hoffen, daß dich eine böse Absicht hieher geführt hat —

Wäre dies der Fall, erwiderte der Räuber fast verletzt, so wär' ich Nachts und nicht allein gekommen; abgesehen davon, was hätte ich bei Euch zu suchen? Ihr seid ja arm, und ich besitze in diesem Augenblicke mehr als Ihr

mit sammt Eurer Ehrlichkeit je erworben habt. Mein Erscheinen in der Teichmühle hat keinen andern Grund, als daß ich dir und deinem Bruder über die Art und Weise Rechenschaft geben will, wie ich in den Besitz der Briefschaften und des Porträts gelangte. Ich habe Euch dies in der Hütte der Mottinger Rosʼl zugesagt und ich komme, mein Wort zu halten. Ob im Guten oder Bösen, ich habe noch immer erfüllt, was ich versprach. Das ist so meine Art.

Die Ueberraschung des Marquis L'Espine, als er seinen Bruder mit dem Räuber, den er leicht wieder erkannte, daherkommen sah, war keine geringe.

Robert theilte ihm mit, was der Räuber eben gesagt hatte.

Gabriel blickte den Räuber theilnehmend an und sagte:

Je länger ich Euch anblicke, desto mehr möchte ich zweifeln, daß Ihr wirklich der gefürchtete Räuberanführer seid, der das ganze Land in Schrecken versetzt und so viele Menschen unglücklich gemacht hat.

Unter diese, entgegnete Grasel mit vorwurfsvollem Spott, gehören natürlich auch Sie und Robert.

Ich weiß, was Ihr mit diesem Vorwurfe sagen wollt, antwortete Gabriel, es ist wahr, Ihr habt uns einen unbezahlbaren Dienst geleistet, es mag außerdem noch viele Leute geben, denen Ihr Gutes gethan, allein diese Fälle ändern an dem Ganzen nichts, sie entschuldigen den Charakter Eueres Wandels nicht. Der Strom, der das dämmende Ufer niederreißt, mag im gewaltthätigen Ueberfließen manche Wiese befeuchten und befruchten, die er sonst nie erreicht hätte, allein wer wird es wagen dies in Rechnung zu bringen gegenüber den entsetzlichen Zerstörungen, die er in Niederungen anrichtet, gegenüber den überschwemmten Dorfschaften und dem zerstörten Menschenglück, welches er in seiner Wildheit überfluthet. Ich und mein Bruder verdanken Euch viel, können aber einzelne Ausnahmen die Regel vergessen machen? Dankbare Herzen fühlen sich zu ihren Wohlthätern hingezogen, denkt Euch

nun den Schmerz, der die unseren erfüllt, sich Euch nicht nähern zu können, nicht nähern zu dürfen.

Liegt es auch in der Natur dankbarer Herzen ihre Wohlthäter zu kränken, sie herauszufordern? fragte Grasel verletzt, bin ich gekommen, um von Ihnen in der Teichmühle eine Predigt anzuhören? Wenn es mir nach einer solchen gelüstet, so geh' ich in die Kirche, werfe einen Groschen in den Klingenbeutel und thu' ein gutes Werk dabei. Wären Sie nicht Robert's Bruder und der Sohn jener Frau, deren Bild ich von Jugend an auf meinem Herzen trage, ich würde Ihnen anders antworten, so aber schweige ich und bitte Sie, mich mit Ermahnungen zu verschonen. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich dergleichen Reden stundenlang gleichgiltig mit anhören konnte, Robert weiß davon, jetzt aber ist es anders; ich bin seit einer ähnlichen Scene, die ich vor Wochen mit einer alten Frau zu überstehen hatte, empfindlich geworden und mag dergleichen Vorwürfe nicht mehr anhören.

Wißt Ihr, woher Euere Empfindlichkeit rührt? fiel ihm der Marquis in die Rede, sie kommt daher, weil Ihr zur Erkenntniß Eueres Unrechtes gelangt seid, weil jene alte Frau Euer Gewissen geweckt hat und weil Euch jede Berührung doppelt schmerzt.

Grasel wurde sichtbar verlegen, sein Blick verlor an Festigkeit, so wie sein Antlitz an Farbe.

Und wenn dem so wäre, entgegnete der Räuber, was kümmert das Sie? Sie können für mich keine Theilnahme fühlen, ich bin ein Verbrecher und Sie ein ehrlicher Mann, unsere Wege gehen weit aus einander, sie haben sich einmal gekreuzt und dies hat Ihnen und nicht mir Nutzen gebracht. Sie haben keinen Grund, sich über den Räuber zu beklagen, daher reden wir nicht mehr davon. Ich bin gekommen, Ihnen mitzutheilen, wie ich in den Besitz der Briefe und des Porträts Ihrer Mutter gelangte, dies will ich nun thun.

Grasel erzählte den Brüdern das Abenteuer jener Nacht,

wo er als sechsjähriger Knabe von seinem Vater ausgesendet worden war, dem Wagen des Herrn Perinell zu folgen.

Gabriel und Robert schenkten der Mittheilung die größte Aufmerksamkeit und was sie hörten, bestätigte jene Daten, die sie aus den Briefen ohnedem wußten vollkommen, ein Beweis, daß Grasel Ihnen gegenüber aufrichtig war.

Als er zu Ende kam, ergriff der Marquis das Wort, äußerte den Wunsch das Porträt seiner Mutter zu besitzen, und wurde darin von Robert unterstützt.

Beide Brüder stießen jedoch mit dieser Bitte auf eine Hartnäckigkeit, die sie nicht im Stande waren zu besiegen.

Der Räuber wollte sich von seinem Schutzgeist um keinen Preis trennen, in seinen Augen war's nicht ein einfaches Frauenbild, das er am Herzen trug, sondern ein Talisman, ein Amulett, welches ihn vor Unglück bewahrte.

Dieser Gedanke war mit ihm herangewachsen und hatte durch die lange Reihe von Jahren so tiefe Wurzeln geschlagen, daß er förmlich zum Wahn ausgeartet war.

Gebt Euch keine Mühe, sagte er zu den Brüdern, von dem Bilde lasse ich nicht und wenn man mir die Schätze der Welt böte. Es gibt auf der ganzen Erde nichts was mir so theuer wäre wie dieses Bild, ich habe mit ihm gelebt, ich werde mit ihm sterben. So lange ich das Bild an meiner Brust trage, kann mir kein Leid widerfahren, das ist meine Ueberzeugung, mein Glaube.

Der Marquis suchte ihm hierauf das Thörichte solchen Aberglaubens begreiflich zu machen, allein auch dies gelang ihm nicht.

Bei Leuten, die in solcher Wildheit heranwachsen wie Grasel, zeigt sich am wahrnehmbarsten der Unterschied zwi- Vernunft und Verstand; sie besitzen letzteren als ein Angebornes im höheren oder niederen Grade, aber von Vernunft, die erst durch Bildung herangezogen wird, ist bei ihnen keine Spur zu finden, daher sie auch

allen Gründen, welche die Vernunft an sie richtet, unzugänglich sind.

Was die Brüder auch immer einwenden mochten, der Räuber blieb unbeweglich und schied auch endlich von ihnen, ohne daß sie ihren Zweck erreicht hatten.

Robert ist jetzt glücklich, sprach Grasel bei sich, er hat seinen Bruder gefunden, er wird in den Kreis einer wohlhabenden Familie eintreten; was aber wäre sein Los, wenn er meinen Lockungen Gehör gegeben, wenn er mir auf meiner Bahn gefolgt wäre? Könnte er jetzt eintreten in den Kreis der ehrlichen Leute? Würde ihn das Glück ebenso ungetrübt wie jetzt anlächeln? Er hat wohlgethan mir zu widerstehen, und hat mehr erreicht mit seiner Ehrlichkeit, wie ich mit meiner ....

Er vollendete den Satz nicht, sondern machte eine Geberde, als hätte er sagen wollen: „Ich will nicht mehr daran denken?" seufzte schwer auf und nahm seinen Weg über die Felder gegen Unter-Ravelsbach und Meissau zu.

Sechstes Kapitel.

Alte Liebe rostet nicht.

In jener Hütte auf der Anhöhe zwischen Meißau und Eggenburg rechts ab von der Straße, welche einst zum Schauplatz einer „Räuberunterhaltung" gedient, herrschte wieder ein lebhafter Durcheinander.

Das Fensterchen leuchtete zwar nicht durch die finstere Nacht, und der Freund und Vertraute mußte auf den leuchtenden Weiser durch Nacht und Nebel verzichten, aber die große Stube war nichtsdestoweniger und zwar viel splendider wie

damals erleuchtet, denn statt des bescheidenen Oelflämmchens brannten heute zwei Kerzen; damit aber der Schein nicht zum Verräther werde, war heute das Fensterchen geblendet, denn die Zeiten der Verwegenheit waren vorüber und die Freiburschen durften nicht mehr wie ehedem das Licht ausstecken, um den Freunden zu dienen und die Feinde zu schrecken.

Die Feinde waren kühner geworden und wenn auch Herr Brennthaler mit der gelbledernen Hose in Horn noch immer Grasel einfing, von denen keiner der rechte war, so gab es doch andere Leute, die zwar noch keinen Grasel fingen, [illegible] mit großer Geduld auf ihn lauerten.

Das Gefühl der Unsicherheit beschlich demnach nicht nur alle direkten Theilnehmer, sondern auch alle mehr oder weniger Mitschuldigen, daher die ungewöhnliche Vorsicht auf allen Seiten, daher nicht das Stocken, wohl aber das Schlottern des ganzen Getriebes, es ging nicht mehr so geschmiert wie ehedem vom Fleck.

In der Stube der erwähnten Hütte herrschte also ein lebhaftes Durcheinander, der Gams, der schöne Nazl der Mottinger Micherl und noch einige Andere waren da, dagegen fehlte der alte Gföhler, der arme Lazarus, der zurückgezogen bleiben mußte, wo die Gefahr eines Ueberfalles möglich war und wo er mit seinem Gespann nicht leicht entfliehen konnte.

Der Mottinger Micherl dagegen war von Altenburg herabgekommen und die derbe Rosi'l daheim meinte, der Bruder befinde sich wer weiß wo in der Arbeit und verdiene brav Geld, derweil befand sich der weißköpfige Spitzbube auf der Gaudeh' unter den Freiburschen und in dem Momente, wo wir in die verrufene Stube eintreten, haben eben die Anderen einen Kreis um den Kackerlack gebildet und bewundern einen Solotanz, den er ihnen in Hemdärmeln, die Jacke über die linke Schulter geworfen, zum Besten gibt, bei welchem Tanz er sich dermaßen ereifert und echauffirt, daß sein gesteppptes Gesicht hochroth angelaufen war und der Schweiß

ihm in mächtigen Tropfen herabperlte oder richtiger gesprochen herabrieselte.

Wie der Micherl dazu kam, seinen Kameraden einen Solo vorzutanzen und statt der Musik zu pfeifen und mit den flachen Händen wie mit tonlosen Tschinellen zu klatschen, wissen wir nicht, wahrscheinlich hatten sie ihn gehänselt und ihm vorgeworfen, daß er zwar ein sehr respektabler Fresser, aber ein desto miserablerer Tänzer sei, und der Mottinger Micherl, von seinem choreografischen Ehrgeize getrieben, gab nun die woll[illegible] süßen Attitüden zum Besten, die sich sehr leicht anstaunen, aber sehr schwer beschreiben lassen, jene echt waldviertlerisch-vaterländischen Schwingungen, zu denen man vor Allem einen brennenden Nasenwärmer, ein paar dicke Sohlen von Pfundleder und einen sehr dauerhaften, eichendieligen Tanzboden braucht.

Und hatte der Micherl wirklich die Herzen seiner Zuseher im Sturme erobert oder war, was sie thaten, nur Ironie, genug, als er zum letzten Male schnalzte und das Ende seiner Produktion durch einen Jauchzer bezeichnete, da erscholl es von Beifall und Händeklatschen, so daß eine minder kräftige Natur als die des Mottinger Micherl von der Ovation schier berauscht werden konnte.

Aber der Weißkopf blieb triumfirend im Mittelpunkte des Kreises stehen, stemmte die Arme henkelförmig in die Hüften und rief:

Nicht wahr, ich kann's? Und das Alles ohne Musik! Wenn wir erst eine Klarinette da hätten und dazu eine Trompete und eine Baßgeige, Herrgott, da solltet Ihr mich erst sehen, da ging' es erst recht vom Fleck, da tanz' ich zwei Stunden hinter einander, ohne nur eine Minute zu verschnaufen.

Das beweist, bemerkte der Gams, daß du nicht nur gesunde Beine, sondern eine noch gesündere Lunge hast.

Die hab' ich auch! versetzte der Micherl, und um seine Behauptung zu rechtfertigen, begann er alsogleich aus voller Brust einen frischen, stimmgewaltigen Jodler anzuschlagen,

so daß den Zuhörern die Ohren gellten, aber sie unterbrachen ihn trotzdem nicht, sondern ließen ihn gewähren, und so wie sie früher seinen Tanz angestaunt, so horchten sie jetzt seinem Gesange und bewunderten die Dauer seiner gezogenen Töne und die Kraft seiner Brust, welche mit der Verdauungsfähigkeit seines Magens auf gleicher Höhe stand.

Aber jetzt ist's genug, Kinder, unterbrach der Weißkopf plötzlich sein wildes Konzert, das Singen und Tanzen hat mir Appetit gemacht. —

Halt, Micherl, unterbrach ihn der schöne Nazl, so haben wir nicht gewettet. Bevor der Hansjörg kommt, wird von der Mahlzeit nichts angerührt.

Er wär' im Stande und fräße den ganzen Vorrath auf.

Ich will doch hoffen, daß ihr auf gehörige Portionen Bedacht genommen habt?

Es wurde beim Einkaufe allerdings in Rechnung gebracht, daß du dabei bist, versetzte der Gams lächelnd, indessen mußt du dich doch ein wenig mäßigen, denn um deinen Hunger ganz zu befriedigen, hätten uns Wagen und Pferde behufs der Ueberführung zu Gebote stehen müssen, was aber nicht der Fall war.

Der Kaferlack liebäugelte mit den aufgegipfelten Körben, die in einer Ecke der Stube standen und appetitlich herüber dufteten, so daß nur der außerordentliche Respekt, den er stets vor dem Hansjörg hegte, ihn davon abhielt, einen gewaltthätigen Eingriff in die Vorräthe zu machen.

Das Schicksal war jedoch so mildthätig, die Prüfungsfrist des Weißkopfes abzukürzen, denn bald nach dem Ende der Singproduktion kam eine der draußen aufgestellten Wachen und zeigte den Räubern die Ankunft ihres Führers an.

Die Vorräthe wurden nun ausgekramt, die Burschen, Grasel an der Spitze, reihten sich um den wackligen Tisch, und der Micherl überließ sich nun ungenirt dem angenehmen Geschäfte des Hungerstillens.

Der Krug machte fleißig die Runde, der schöne Nazl sprach das Bedauern aus, an einem so gut besetzten Tische nicht auch das andere Geschlecht vertreten zu sehen und wünschte den Kreis durch die Auserwählten der Anwesenden erweitert.

Dieser Wunsch fand allseitige Zustimmung, und die Unterhaltung bewegte sich in diesem Geleise, als plötzlich eine Störung derselben eintrat; von einem der aufgestellten Posten geleitet, trat eine junge, hübsche Dirne in die Stube, ging auf Grasel zu und blieb ihm gegenüber erwartungsvoll stehen.

War es der Schatten des Kopftuches, der ihr etwas tief in das Antlitz hing, oder traute Hansjörg seinen Augen nicht, er erkannte das Mädchen nicht sogleich, als es aber geschah, schlug er die Hände freudig und verwundert zusammen und rief:

Ist's möglich? Bist du es wirklich? Kinder, schlagt den Ofen ein, denn der Gast ist selten genug!

Dann das Mädchen an sich ziehend und stürmisch umarmend, fragte er zärtlich:

Kathi, liebe Kathi, woher kommst denn du auf einmal?

Ich komm' gerades Weges von Wien aus'm Arrest, antwortete das Mädchen, die Zärtlichkeit ihres Geliebten sanft abwehrend.

Schon entlassen? fragte Grasel mit einem Gemisch von Staunen und Mißtrauen.

O nein, nicht entlassen, sondern entflohen.

Die Anwesenden brachen in einen Ruf der Verwunderung aus.

Entflohen? Sapperment, wie ist das zugegangen? fragte Grasel.

Meinst du, Hans, das hier der Ort ist, es zu erzählen?

Warum nicht? An diesem Tische sitzen lauter brave

Kameraden, die ihr Blut und Leben für mich lassen und die Alles erfahren dürfen, was mich oder meine Lieben betrifft.

Der Räuberanführer wollte die wiedergefundene Geliebte zwingen an seiner Seite Platz zu nehmen, allein Kathi sträubte sich dagegen und sagte:

Hans, bevor ich mich an deiner Seite niederlasse, bevor ich dir von den Leiden und Gefahren erzähle, die ich ausgestanden habe, laß mich die Pflicht der Dankbarkeit an Demjenigen erfüllen, dem ich das Glück meiner Befreiung verdanke.

Wie, Kathi, du bist nicht allein, du hast Jemand mitgebracht? fragte Grasel das Mädchen mißtrauisch fixirend.

Ich bin mit dem gekommen, dem ich die Rettung aus dem Kerker verdanke.

Mit einem Manne?

Ich bitte dich, Hans, verbanne jeden Verdacht und jedes Mißtrauen, du würdest dich schwer versündigen an der Treue, mit der ich an dir gehangen von der Stunde an, da man mich aus meiner Hütte abholte und nach Wien führte, wo man mich zwingen wollte zu verrathen, wie und wo man deiner habhaft werden könne? Ich habe geläugnet und gelogen, kein Wort, das dir schaden konnte, kam über meine Lippen. Ich kann es jeden Augenblick beeiden, daß nie, bis zum jetzigen Augenblicke ein Gedanke der Untreue in mein Herz kam, und wenn du hören wirst, wie ich aus dem Kerker befreit wurde, wird jeder Verdacht aus deiner Seele schwinden und du wirst dich dem Manne, der mir die Flucht ermöglichte, eben so verpflichtet fühlen, wie ich.

Du machst mich neugierig, Kathi, darum laß hören, wie ist es zugegangen?

Die Dirne begann nun eine ausführliche Mittheilung ihrer Verhöre, die sie zu bestehen hatte und kam endlich auf die Bekanntschaft zu sprechen, die sie mit einer Leidensgenossin im Kerker gemacht hatte.

Diese war nämlich wegen Mangel an Raum zu ihr gesperrt worden und nannte sich — Judith.

Kathi sprach mit vieler Wärme und Rührung von diesem Frauenzimmer und erzählte umständlich ihre beiderseitige Annäherung zu einander, so wie die Folgen dieser im Gefängniß entstandenen und gepflogenen Freundschaft.

Wir können die Erzählung der Dirne um so füglicher übergehen, da die Leser schon Bekanntes zu hören bekämen.

Das Programm, wie es Herr Mayer, um Grasels Geliebte zu täuschen, entworfen hatte, war getreu ausgeführt worden und bis zum letzten Momente vollkommen gelungen.

Die Aufmerksamkeit der Räuber war eine ungetheilte, der Gegenstand war für sie zu wichtig, zu interessant.

Kathi erzählte mit dem Tone der innigsten Ueberzeugung, was auch nicht anders möglich war, da sie, bei Allem, was sie erlebt hatte, an keine Täuschung dachte.

Sie beantwortete alle an sie gerichteten Fragen schnell und ohne Zögern, sie ertheilte zur Aufklärung jede mögliche Auskunft, kurz die ganze Mittheilung war abgerundet und zeigte nicht eine verdächtige Spitze, an welcher sich das Mißtrauen hätte festangeln können.

Als sie mit der Erzählung zu Ende war, richtete Grasel noch eine Menge Fragen an sie, die ihre Flucht aus dem Kerker betrafen.

Kathi beantwortete sie in genügendster Weise und sagte dann:

Der arme Mayer verwendete seine ganze Baarschaft daran und besaß, als wir Wien im Rücken hatten, kaum so viel, um seine Geliebte, die sich nach Ungarn flüchtete, mit dem nöthigen Reisegeld zu versehen.

Warum verließ ihn das Frauenzimmer? fragte Grasel, der über Alles Auskunft verlangte.

Die Trennung geschah nur für einstweilen, Judith reiste zu ihren Verwandten in der Zips, weil sie dort vollkommen in Sicherheit ist, der Mayer will sich einige Monate verborgen halten und wußte in der Verlegenheit nicht, wohin er sich wenden solle? Er wäre wahrscheinlich nach Böhmen geflohen, wenn ich ihm nicht einen Ausweg angeboten hätte. Ich sagte ihm nämlich, er solle mich zu dir geleiten, ich würde mit dir reden, damit du ihm rathest und beistehest. Er ist ein unternehmender Mensch und wird in Wien auf's Eifrigste gesucht.

Und du brachtest ihn mit hierher?

Nein Hans, bis hierher nahm ich ihn nicht mit, denn ohne deine Zustimmung verrathe ich keinen Ort, wo du dich aufzuhalten pflegst. Von dem schwarzen Fabian, einem deiner Vertrauten in Ammelsdorf, den ich aus früherer Zeit her kenne, erfuhr ich, du würdest dich heute Nacht in diesem Gehöfte einfinden. Ich sagte daher dem Mayer, er möge zurückbleiben und meine Rückkehr abwarten, denn der Ort, wohin ich mich begebe, liege außerhalb des Dorfes. Wenn du noch heute mit ihm sprechen willst, so kann einer von den Kameraden ihn holen, er wird ihn beim schwarzen Fabian finden, der ihm auf meine Fürbitte eine Unterkunft gewährte.

Du bist ein braves, vorsichtiges Mädel, sagte jetzt Grasel, die wiedergefundene Geliebte in seine Arme schließend, ich bin dir für deine Treue und Verschwiegenheit Dank schuldig und werde ihn abzahlen, indem ich deinem Befreier nicht nur Rath, sondern auch Hilfe bringe. Aber ich muß den Menschen vorerst kennen lernen; aus der Art, wie er seine Geliebte und dich aus dem Gefängnisse gerettet hat, ersehe ich zwar, daß er ein aufopferungsfähiger, unternehmender Mensch ist, der kein Geld scheut, wo es seine Lieben gilt, aber er kann trotzdem ein erzschlechter Dieb sein, so ein ganz schmutziger Wiener Einbrecher, der überall stiehlt, und mit dem ich nichts gemein haben möcht'.

Glaub' mir Hans, unterbrach ihn Kathi, er ist keiner von diesen.

Wenn dem so ist, so soll er es nicht bereuen, dich aus der Gefahr befreit zu haben.

Zu einem der Genossen gewendet:

Schorsch, lauf hinab zum schwarzen Fabian in Ammelsdorf und hol' den fremden Herrn herauf, er heißt Mayer, sag ihm nur, die Kathi lasse ihm sagen, er solle mit dir gehen.

Der Angeredete beeilte sich, dem Befehle des Anführers nachzukommen; Grasel aber kehrte sich wieder zu seiner Geliebten und sagte zu ihr:

So, mein Schatz, jetzt iß, trink und laß dir's schmecken, du bist wieder bei deinem Hans und der wird sorgen, daß sie dich nicht mehr in ihre Gewalt bekommen, denn wenn ich dir auch während der Zeit deiner Gefangenschaft nicht so treu blieb wie du mir, so lieb ich dich doch deßhalb noch immer so warm und so herzlich wie je. Der Hansjörg hat sich nicht geändert, er ist noch immer der Alte und alte Liebe rostet nicht. Merk dir das, Kathi, es ist wegen der Zukunft.

Grasel war schon lange nicht so vergnügt wie an diesem Abende; die unverhoffte Wiederkehr der Geliebten stimmte ihn ungewöhnlich heiter.

Die Freude des Wiederfindens wurde durch das Opfer ihrer Anhänglichkeit und Treue erhöh't, wozu noch die Thatsache kam, daß Kathi den Händen der Gerichte entronnen war.

Die Zeit von der Absendung des Schorsch nach Ammelsdorf bis zu seiner Wiederkehr mit Herrn Mayer verstrich mit Blitzesschnelle.

Als Kathi's Retter in die Stube hinkte, richteten sich Aller Augen auf ihn, er grüßte manierlich doch ohne Zwang und sagte:

Guten Abend, Leut'l, ich komme hierher, weil man mir sagte, daß die Jungfer Kathi mich holen ließ, ich will hoffen, daß man mit mir nichts Schlechtes im Sinne hat.

Herr Mayer war nach Art eines mährischen Landmannes gekleidet, abgesehen davon, daß er die städtische Hülle abgestreift hatte, war auch sein Aeußeres ganz verändert.

Sein Haar war schwarz, die Augenbrauen ebenfalls und ein Schnurr- und Backenbart verbargen den größten Theil des Gesichts.

Er war unbewaffnet, wehrlos stieg er hinab in die Räuberhöhle, blos seiner Schlauheit und List vertrauend.

Seine erste Anrede machte keinen günstigen Eindruck, und Grasel lieh diesem Gefühle auch Worte, indem er antwortete:

Ihr habt eine schlechte Meinung von uns, wenn Ihr denkt, wir könnten Jemandem Böses zufügen, der uns oder den Unseren Gutes gethan. Ich bin der Grasel, die Kathi ist mein Schatz, und ich bin Euch Dank schuldig, daß Ihr sie befreit habt.

Siebentes Kapitel.

Wie sich Herr Mayer unter den Räubern präsentirt.

Darauf versetzte Mayer: Den Dank schuldet Ihr nicht mir, sondern meiner Geliebten, die zu der Jungfer eine sehr warme Freundschaft gefaßt hatte; erst als die Befreiung schon gelungen war, sagte mir meine Judith, die Jungfer wäre Grasel's Geliebte; doch so viel kann und darf ich

mit gutem Gewissen behaupten, daß, wenn ich dies früher gewußt hätte, ich die Arbeit um so lieber unternommen hätte.

Grasel lächelte geschmeichelt und fragte:

Warum dies? Ihr kanntet mich doch bisher nicht?

Ich habe Euch bisher nie gesehen, aber ich weiß, welche Mühe man sich von Wien aus gibt, Euch einzufangen; aus dem, was ich über Euch gehört, erkannte ich, daß Ihr ein Mann nach meinem Sinne seid, und einem solchen einen Dienst zu erweisen, zögere ich keinen Augenblick, wenn ich ihn auch nicht kenne und nie mit ihm zusammen träfe.

Wie ich von der Kathi erfuhr, werdet auch Ihr in Wien sehr strenge verfolgt?

Das ist wahr, und sie haben geglaubt, wer weiß was für einen Fang zu thun, wenn sie meine arme Judith einsperren; aber sie haben von ihr nichts erfahren und ich habe ihnen einen Strich durch die Rechnung gezogen, indem ich einige Hundert Gulden springen ließ und ihnen das unschuldige Opfer entriß. Jedem Anderen wäre dieses Unternehmen unmöglich gewesen, aber ich, der ich alle Wege und Schliche in Wien kenne, der ich mich bestrebte, im Laufe der Jahre alle Schließer und Wärter und ihre schwachen Seiten kennen zu lernen, ich hab' es ohne Mühe, aber, wie es sich von selbst versteht, nicht ohne Geldopfer durchgesetzt. Ihr kennt wohl das Sprichwort: Wer schmiert, der fahrt! ich habe geschmiert und wir sind glücklich abgefahren.

Was habt Ihr denn eigentlich angestellt, daß Ihr den Gerichten gar so gefährlich wurdet?

Darüber läßt sich viel erzählen. Es arbeitet in Wien im Verborgenen eine kleine, aber verwegene Gesellschaft, deren Haupt ich war; so wie diese Leute Euch, so gehorchten jene mir. Zu diesen habe ich nun gesprochen: Kinder, wir sind darin einverstanden, daß wir stehlen und rauben wollen, gut, thun wir es; aber stehlen und rauben wir nicht wie gemeine Diebe, die wegen lumpiger paar Gulden beim ersten besten Schneider

in der Vorstadt einbrechen und die Freiheit von sechs oder acht Personen auf's Spiel setzen, damit Einer von ihnen im günstigsten Falle bei der Vertheilung zehn oder zwölf Gulden bekomme, während der arme Bestohlene am nächsten Morgen nichts zu beißen und zu brechen hat, nein Kinder, hab' ich gesagt, das wollen wir nicht thun, wir wollen arbeiten, aber mit Auswahl, lieber seltener, aber ausgiebig, wo wir etwas unternehmen, muß es sich auch der Mühe verlohnen, daher wollen wir unser Augenmerk nur auf die Reichen richten, die Aermeren lassen wir ungeschoren.

So hab' ich gesprochen, die Anderen waren mit mir einverstanden und es hat gute Früchte getragen. Vor anderthalb Jahren, als der große Kongreß in Wien versammelt war und die Könige, Fürsten und Grafen von weit und breit herbeikamen, um sich in Wien zu belustigen, da haben wir vortreffliche Geschäfte gemacht. Bis hieher in das Gebirge wird wohl die Kunde von dem großen Diebstahle nicht gedrungen sein, der damals in dem Palais des Grafen Wrbna begangen wurde, dem Diamanten im Werthe vieler Tausende abhanden kamen, ihr werdet auch von andern großen Einbrüchen nicht gehört haben, wo es sich nie um Hunderte, sondern stets um Tausende handelte, von allen diesen Geschichten könnte ich Euch Näheres erzählen, was aber jetzt von keinem Interesse mehr ist, da — wenigstens bei mir schon — Gras darüber gewachsen ist. Der Umstand nun, daß wir es nur auf Reiche abgesehen hatten und Griffe in's Große machten, wird Euch den Eifer erklären, mit dem man hinter uns her war und noch ist, aber bis zum heutigen Tage haben sie noch keinen von uns erwischt, obwohl sie mich erst unlängst in einer Personsbeschreibung abporträtirt haben, als ob sie mich leibhaft vor sich gesehen hätten.

Mayer lachte bei diesen Worten und fragte:

Wollt Ihr vielleicht das merkwürdige Porträt mit anhören?

Zeigt her, antwortete Grasel lustig, der Nazl wird's

uns vorlesen, denn daß ich weder mit dem Lesen noch mit dem Schreiben umgehen kann, werdet Ihr aus der Personsbeschreibung, die man über mich erließ, ersehen haben. —

Ich weiß, versetzte Mayer, daß man es Euch als besonderes Kennzeichen aufgeheftet hat, so wie mir mein krummes Bein, aber bei mir haben sie sich doch ein Bischen zu arg geschnitten.

Wie so?

Das will ich Euch gleich sagen. In meinem Steckbriefe werdet Ihr lesen: „Sein rechtes Bein ist ein wenig zu kurz, daher er nach dieser Seite zu hinkt,“ das ist aber nicht wahr, denn wenn Ihr mich untersucht, werdet Ihr gerade das Entgegengesetzte finden, nämlich, daß mein linkes Bein zu kurz ist.

Wie kam es aber, daß man den Irrthum beging?

Weil ich die Spitzeln gleich vom Anfang her irre geführt habe. Ich sah nämlich voraus, daß man bei meiner Thätigkeit über kurz oder lang hinter mir eine Personsbeschreibung erlassen würde, in welchem Falle mein linkes Bein als besonderes Kennzeichen mir sehr gefährlich werden konnte. Ich ließ mir daher derartige Stiefel anfertigen, daß der linke Fuß um zwei Zolle höher zu stehen kam, wodurch der rechte um einen ganzen Zoll verkürzt wurde, so daß ich statt mit dem linken mit dem rechten hinken mußte.

Die Freiburschen brachen in ein lautes Lachen aus.

Ihr lacht, rief Mayer sauertöpfisch, der Teufel soll mich holen, wenn mir das Manöver lächerlich vorkam, denn mein linkes Bein sträubte sich gewaltig gegen diesen Zwang und schmerzte mich, daß mir oft die Thränen in die Augen traten, aber ich verbiß die Qual und erzweckte, was ich gewollt. Doch schier hätte ich vergessen, Ihr wolltet meinen Steckbrief sehen, reicht mir doch eines Eurer Messer —

Ihr werdet doch ein Messer bei Euch tragen? meinte Grasel.

Nicht einmal eine Klinge zum Federschneiden, viel weniger ein Messer und noch weniger eine sonstige Waffe.

Das ist sehr unvorsichtig.

Ich besitze, wie Ihr leicht sehen könnt, keine besondere körperliche Kraft, wäre also nicht im Stande, mich gegen Zwei zu wehren, wozu nützte mir also eine Waffe? Sie würde mich höchstens verdächtigen, ich verlasse mich demnach lieber auf meinen guten Kopf, und der hat mich noch nie im Stiche gelassen. Da — sagte Herr Mayer, indem er mit der Spitze des linken Zeigefingers auf seine Stirne tippte — da d'rin steckt meine Waffe; der Stoß kann fehl gehen, das Gewehr kann versagen, der Verstand allein trifft immer den rechten Fleck.

Nach diesen Worten nahm er das ihm dargereichte Messer, schnitt einen der großen Tuchknöpfe von seiner Jacke, öffnete diesen behutsam und brachte ein zusammengelegtes Papier zum Vorschein, welches er mit großer Behutsamkeit entfaltetete, so daß nach und nach ein halber Papierbogen sich entwickelte, ganz in derselben Weise bedruckt, wie es amtliche Kundmachungen in der Regel zu sein pflegen.

Der ganze Verlauf der Scene, Alles, was Herr Mayer, der angebliche Dieb und Einbrecher aus der Residenz, that und sprach, war ganz geeignet, das höchste Interesse der ländlichen Räuber in Anspruch zu nehmen.

Das Raffinement, die Schlauheit, welche der großstädtische Gewerbsgenosse vor ihnen enthüllte, versetzte die Freiburschen in ein gerechtes Erstaunen, denn Alles, was der Pfiffigste unter ihnen — der Grasel nämlich — bis jetzt unternommen hatte, war plump gegen die überfeinen Finessen dieses Spitzbuben aus der Residenz.

Der Gams war der Erste, welcher sich zum Dolmetsch dieser Gedanken machte.

Sapperment, bemerkte er, das muß man dem Wiener

lassen, er zeigt überall eine Vorsicht und Schlauheit, die großes Lob verdient.

Warum denn dies? fragte Mayer, sich verwundert stellend, etwa, weil ich meinen eigenen Steckbrief nicht frank und frei bei mir trage? Daß ich ein Narr wäre! Wenn einer der Späher das zufällig bemerkte, so fiele es mit Recht auf und würde ein sehr schiefes Licht auf mich werfen. Daß wir in Wien ein viel gefährlicheres Spiel spielen als Ihr Glücklichen im Waldviertel, das wird doch Jedem von Euch gleich auf den ersten Blick einleuchten. Ihr habt ein ganzes Land, Euch zu verbergen, und welch' ein Land! Berg und Wald, Höhle und Schlucht bieten Euch tausend Verstecke, wir Armen sind auf eine einzige Stadt beschränkt; wenn wir in Wien einbrechen, müssen wir in der Stadt ausharren, bis der Lärm verrauscht ist, denn zu solcher Zeit ist an eine Flucht nicht zu denken; o, wer so ein gefährlich' Handwerk treibt wie wir, an einem so gefährlichen Orte wie Wien einer ist, der muß mehr als pfiffig sein, er muß Schlange, Fuchs und Tieger in sich vereinen, sonst ist er bei der ersten Affaire schon verloren.

Nun, fuhr er, die gedruckte Kundmachung hinhaltend, fort, wer von Euch will den Vorleser machen?

Einer der Burschen nahm das Dokument und las:

Signalement

des D. Mayer, unter seinen Genossen auch der rothe Mayer genannt.

Derselbe ist aus Proßnitz in Mähren gebürtig. Alter: 35 Jahre, Größe: 5′ 10″, Haare: roth, Stirn: offen, Augenbrauen: roth, Nase: proportionirt, Mund: detto, Bart: keinen, Gesicht: eckig, Augen: grau.

Besondere Kennzeichen: Sein rechtes Bein ist ein wenig zu kurz, daher er nach dieser Seite zu hinkt, er ist ein Verehrer der Weiber. —

Grad so wie bei mir, unterbrach Grasel den Vorleser lachend, doch halt, setzte er ernster hinzu, dieses Signalement trifft mit Eurem Aeußeren nicht genau zusammen. —

Glaub's gerne, erwiderte Mayer lachend, Ihr werdet aber doch nicht erwarten, daß ich so unvorsichtig sein könne, eine so gefährliche Reise anzutreten, ohne mich zu vermummen? das hieße den Häschern gar zu leichtes Gewerbe machen.

Darauf begann er, sich seiner falschen Haare, Augenbrauen, des Bartwerkes zu entkleiden und stand mit jener äußeren Erscheinung vor den Räubern, wie das Signalement ihn zeichnete, und wie wir ihn zum ersten Male in unserem „Zwischenspiele" bei Dame Judith auf der Seilerstätte in Wien getroffen.

Die Entpuppung Mayer's verfehlte ihre Wirkung nicht; selbst Grasel, der doch in Verkleidungen Meister war, gestand im Stillen, daß er an Mayer einen sehr anständigen Rivalen gefunden.

Er bot ihm die Hand und sagte: Wenn Ihr so muthig und aufrichtig als schlau und listig seid, so verdient Ihr die Verfolgung von Seite der Gerichte und ich begreife nur nicht, warum man bis jetzt auf Euern Kopf noch keinen Preis ausgeschrieben hat? Ich bin Euch zu Dank verpflichtet für die Befreiung meiner Geliebten, ich will Euch vor der Hand damit dienen, Euch einen Versteck zu verschaffen, wo Ihr unbesorgt und gut aufgehoben weilen könnt. Wir haben nämlich ein Geschäft vor, welches mich durch mehrere Tage von dieser Gegend fernhalten wird, bis ich zurückkehre, wollen wir mehr mit einander sprechen. Setzt Euch an unsern Tisch und laßt's Euch schmecken; das Signalement — wendete er sich zu dem Vorleser — wollen wir nicht zu Ende hören, wir kennen diese Erlässe zur Genüge!

Mayer ließ sich unter den Freiburschen nieder.

Bis zu diesem Momente war der in Wien entworfene Plan des schlauen Agenten in erwünschter Weise gelungen. Die Komödie, welche er ersann, um sich Grasel zu nähern, und seine und seiner Genossen Bewunderung zu erregen, erreichte ihren Zweck, er imponirte den Räubern durch die Ueberlegenheit seines Verstandes, durch eine an's Undenkbare grenzende Vorsicht. Mit welchem Fleiße übrigens der Rothkopf die Details seines Planes ausgearbeitet hatte, wie gut er seinen Mann kannte, dessen Sistem der Räuberei er auch als das seinige aufstellte, kann den Lesern nicht entgangen sein, wie sehr er in der That an Alles dachte, für Alles Vorkehrungen traf, beweist, abgesehen von vielem Andern, die besondere Drucklegung seines eigenen Signalements, welches er gleichsam als Legitimation eines berühmten Spitzbuben mit sich nahm.

Mayer's Absicht, ohne daß er sich bei Grasel verdächtigte, in dessen Nähe zu gelangen, ihn für sich einzunehmen, war im ersten Anlaufe erreicht, er begnügte sich vor der Hand damit und überließ es der Zeit, der Gelegenheit und seiner Schlauheit auch das Vertrauen des Räuberanführers zu erwerben.

Auf Grasel's Anordnung wurde Mayer für die Dauer seiner Abwesenheit in der Eigenschaft eines Knechtes zu dem „schwarzen Fabian“ in Ammelsdorf und Kathi zu einer alten Witwe in Zöbing gebracht. Beide traten, von Vertrauten geleitet, noch in der Nacht den Weg nach ihren neuen Aufenthaltsorten an.

Mit ihnen zugleich zerstreuten sich auch die Räuber, aber nur, um sich in der bekannten Räuberschenke im Hornerwalde wieder zu finden, denn das Geschäft, welches Grasel vor hatte, war eine Expedition nach dem — Hohenstein.

Armer Perinell!

Achtes Kapitel.

Der Einbruch.

„Armer Perinell!“ hatten wir am Schlusse des letzten Kapitels bei der Gefahr, die ihm von Seite Grasel's drohte, ausgerufen, und unser Bedauern wird gerechtfertiget werden.

Monate waren verflossen seit dem Besuche des Marquis L'Espine; wie hatte der Schloßherr von Hohenstein sie angewendet, welche Maßregeln wurden seinerseits getroffen? Nach Gabriel's Entfernung, nachdem er, wie er meinte, das Wetter glücklich von seinem Haupte ab- und nach Paris gelenkt hatte, schritt er unverzüglich zur Ausführung seines durch den Drang der Umstände gebotenen Beschlusses.

Er schrieb an Gabriel's Vater nach Paris, setzte ihn von dem Besuche des Sohnes, so wie von dem ganzen Ergebnisse jener Scene zwischen ihm und Gabriel, und den Nothlügen, deren er sich bediente, in Kenntniß.

Der Marquis Jules L'Espine erklärte sich in seiner Antwort damit einverstanden und ersuchte Herrn Perinell, Alles anzuwenden, um Gabriel zur schleunigen Rückreise nach Paris zu vermögen. Der junge Marquis war aber aus der Gegend plötzlich wie verschwunden, er lag bekanntlich verwundet in der Hütte der Mottinger Ros'l und der Schloßherr bemühte sich vergebens, etwas uber seinen Aufenthalt zu erfahren. Ein später angelangter zweiter Brief meldete eine schwere Erkrankung des alten Marquis, und forderte Herrn Perinell noch dringender auf, Gabriel's Heimkehr zu veranlassen. Der Schloßherr meldete die Erfolglosigkeit seiner Nachforschungen und blieb seitdem ohne Antwort. Aus diesem Umstande folgerte er, daß der junge Marquis während dieser Zeit in Paris angekommen sein müsse, daher von dieser Seite her keine Gefahr mehr zu besorgen war. Der gute Herr Perinell begann sich demnach von der Angst und Aufregung der letzten Monate

zu erholen, und glaubte um so mehr jede Gefahr eines Angriffes verschwunden, da seither weder der Teichmüller noch Robert etwas von sich hören ließen. Der Himmel hatte sich somit dem Anscheine nach aufgeheitert und der Schlag, der gegen Herrn Perinell geführt würde, kam um so unerwarteter und wirkte um so zerstörender.

Eine finstere Nacht hatte sich über die wilde Umgebung des Hohenstein herabgesenkt.

Ein warmer Sommerregen ohne Wind und Donner sprühte wohlthätig und gemüthlich hernieder und wirkte Gutes im Stillen und ohne Aufsehen, so wie wahre und wirkliche Menschenfreunde es zu thun gewohnt sind.

Auf dem Hohenstein war bereits die Ruhe der Nacht eingekehrt und selbst die Hofhunde schliefen ruhig in ihren Verschlägen, an welche sie gekettet waren wie der Mensch an diese Erde.

Im Schlosse herrschte demnach die tiefste Stille, aber draußen regte sich's, und zwar vor dem Gebäude im Walde und rückwärts desselben auf dem Felsen, der den Kapellenthurm überragte, und von dem aus Gabriel mit dem Mottinger Micherl und dem Vater Grasel eingestiegen war.

Die Disposition, welche der junge Grasel getroffen hatte, ging dahin, durch zwei seiner Genossen den Ausgang des Schlosses von vorne beobachten zu lassen, während er mit noch Vieren vom rückwärtigen Felsen sich hinabließ und solcher Weise plötzlich trotz Riegel und Mauern in's Innere des Schlosses gelangte.

Das Einsteigen sollte nichts werden als eine zweite Auflage jenes bereits geschilderten früheren Unternehmens, und der Mottinger Micherl leistete dabei, durch seine Erfahrung belehrt, die ersprießlichsten Dienste.

Grasel, der Gams, der Micherl und noch zwei andere Burschen erschienen also auf dem Felsen, während der schöne

Nazl, mit einem Genossen am Waldrande verborgen, das Thor im Auge behielt.

Die dunkle regnerische Nacht war dem Unternehmen höchst günstig und der Mottinger Micherl hatte an der Expedition nur das Eine auszusetzen, daß er wieder mit der alten Kapelle in Berührung kam, deren gespenstige Eigenthümlichkeit er noch lange nicht verdaut hatte. So wie in jener Nacht übernahm Micherl auch in der heutigen das Amt des Pionniers, und da Vorbereitungen und Verabredungen wie damals getroffen waren, so gelangten die fünf Räuber ohne neue Schwierigkeit auf den neuen Dachboden des Kapellenthurmes.

Hier fand Micherl ohne Mühe die Thüre, welche hinab bis zum Chor der Kapelle führte.

Die fünf Räuber schritten einer hinter dem andern die schmale Treppe hinab, als Micherl, der, weil mit der Gelegenheit des Ortes bekannt, als der Vorderste eine Blendlaterne trug, plötzlich Halt machte.

Sapperment, brummte er, was ist das?

Was gibt's Micherl? fragte der Grasel, der sich hart hinter ihm befand.

Hier ist die Welt mit Brettern vernagelt.

Ist's etwa eine neue Bretterhütte?

Den Teufel auch! Eine neue Mauer ist's. Der Schuft, der Lump, der Schurke von Perinell hat den Ausgang auf den Chor vermauern lassen!

Der Weißkopf war ordentlich in Wuth gerathen, daß der Schloßherr es gewagt hatte, ihm bei einem zweiten Einbruch ein unerwartetes Hinderniß in den Weg zu legen.

Also wirklich eine neue Mauer? fragte Grasel wieder.

So ist's und dazu eine von ziemlicher Dicke. Der Teufel soll ihm das Licht ausblasen, dem Spitzbuben!

Was schimpfst du so erbärmlich? fragte Fähding den Micherl sarkastisch, hätt' er dich etwa vorher um Erlaub-

niß bitten sollen, ob er es wagen dürfe, dir unangenehm zu werden?

Siehst du, Hans, bemerkte der Kackerlack, d a s verdanken wir dem Vater Grasel. Hätte er damals dem Perinell nicht den rothen Hahn aufgepflanzt, dieser wüßte wahrscheinlich heute noch nicht, daß Jemand eingestiegen war und wir hätten ohne Hinderniß die Kapellenthüre erreicht, die in den Hof führt, und durch welche damals das Gespenst verschwand, so aber stehen wir jetzt da wie die Ochsen vor der neuen Mauer, und meiner Treu, ich weiß nicht, was wir beginnen müssen, um in den Hof zu gelangen.

Ich denke, rieth der Fähding, wir brechen die Mauer durch. —

Den Teufel auch! Das gibt Lärm, und wer weiß, auf welche Hindernisse wir dann noch stoßen!

Der Micherl hat recht, bemerkte Grasel, unsere Aufgabe ist es, ohne Geräusch in den Schloßhof zu gelangen, damit wir das Innere des Schlosses erreichen, bevor die Leute dort noch recht wissen, was vorgeht, und wir sie einzeln überfallen und knebeln können. Würden sie aber vorzeitig aufgeschreckt, so versammeln sie sich im Innern des Gebäudes und brennen uns aus ihren Hinterhalten nieder.

Was sollen wir also beginnen?

Grasel antwortete nicht, sondern sann einige Momente nach, plötzlich erhob er das Auge nach oben, als horchte er in die Ferne.

Was gibt's Hansjörg? Hörst du Geräusch? fragte der Gams besorgt.

Seid unbekümmert, von Gefahr ist keine Rede, versetzte Grasel, ich überzeuge mich nur, ob eine augenblickliche Wahrnehmung mich getäuscht habe oder nicht.

Nach einer Pause: Micherl, nimm die Wachskerze aus der Laterne und reich' sie mir. Ihr Andern verhal et Euch ruhig und athmet so leise als möglich.

Nach dieser Weisung ergriff Grasel die brennende Wachskerze, hielt sie frei von sich weg und hielt seinen Blick unverwandt auf die Flamme gerichtet.

Die Flamme, von einem leisen Luftzuge angeweht, neigte sich von der Linken zur Rechten.

Ich habe mich nicht getäuscht, fuhr Grasel fort, in der linken Seitenwand der Treppe muß sich eine Oeffnung befinden, Micherl befestige die Kerze wieder in der Laterne und reich' mir diese, ihr Andern zieht Euch zurück, die Stufen hinan, damit ich Raum gewinnen und nach der Oeffnung spähen kann.

Dieser Befehl wurde pünktlich vollzogen. Grasel ließ dann den ganzen Schein der Laterne auf die fragliche Wand fallen und bemerkte in etwas mehr als Mannshöhe eine geräumige ovale Oeffnung.

Micherl, komm' her und mach' einen Bock! befahl er dem Weißköpfigen.

Dieser vollzog die Weisung, indem er sich katzenbuckig aufstellte, die Stirn an die fragliche Wand und die Hände an den Oberschenkel stemmte, so daß sein Rücken den höchsten Theil des Körpers bildete

Das nennt man im Waldviertel einen Bock machen.

Hansjörg schwang sich nun, den Mottinger Micherl als Zwischenstation benützend, zur Oeffnung empor, kroch mit dem Oberleib hindurch und beleuchtete den Raum jenseits derselben.

Das Ergebniß der Forschung war ein höchst günstiges.

Grasel sah in einen leeren Raum, dessen Sohle so erhoben war, daß sie von der Oeffnung, wo er sich befand, kaum drei Schuh entfernt lag. Man konnte bequem hinabsteigen und er that es auch.

Den Raum beleuchtend, fand er, daß er gegen vorne zu abschüssig zulief und in das Chor mündete, so daß man dieses erreichte, ohne die neue Vermauerung durchbrechen zu müssen.

Grasel eilte zurück, befahl seinen Genossen ihm zu folgen und bald befanden sich die Räuber auf dem Chore.

Der Perinell ist ein dummer Spitzbube, bemerkte der Micherl, wozu brauchte er das eine Loch zu vermauern, wenn noch ein anderes vorhanden ist?

Er wußte wahrscheinlich nichts davon, sonst würde er es sicherlich gethan haben, übrigens kommt uns seine Unwissenheit wohl zu Statten.

Micherl, kehrte sich Grasel dem Weißkopf zu, jetzt komm her und gib mir Red' und Antwort. Das unten ist die Kapelle?

Ja, Hansjörg.

Dort rechts in der Ecke ist die Schneckenstiege, welche von hier aus in die Kapelle hinabführt?

So ist es. Dort unten in der Tiefe links und rechts vom Hauptaltar sind Eingänge, die zur Stelle führen, wo wir in die Gruft hinabgestiegen sind.

Wo befindet sich die Thüre, welche aus der Kapelle in den Hof führt?

Dort an der linken Seite.

Du irrst dich wohl nicht?

Gott behüthe, wir stehen jetzt auf demselben Punkte, wo wir damals standen als das Gespenst mit der Leuchte in der Hand hervortrat und durch die Kapellenthüre verschwand.

Der Micherl beschrieb mit der Hand die Richtung, welche die Erscheinung nahm, doch als er eben mit dem Zeigefinger nach der Stelle wies, wo sich die Kapellenpforte befand, zog er die Hand plötzlich, wie eine Schnecke die Fühlhörner, ein, begann wie Espenlaub zu zittern und murmelte:

Alle guten Geister — Hansjörg — das Gespenst!

Grasel blendete rasch die Laterne und behielt die Scene unverwandt im Auge.

Die Kapellenthüre hatte sich knarrend geöffnet, eine weiße Frauengestalt, eine brennende Ampel in der Hand, trat ein und lehnte die Thüre hinter sich zu.

Dann bewegte sie sich heran, offenbar in der Absicht dahin zu schreiten, woher sie, als Micherl sie das erste Mal sah, gekommen war.

Grasel blickte diese Erscheinung verwundert an, doch plötzlich durchzuckte es ihn wie ein Blitz, sein ganzes Wesen war wie durch einen elektrischen Funken auf's Mächtigste erschüttert — das Herz hämmerte, die Pulse flogen, als ob ein glühendes Blei durch die Adern jagte — er zitterte so heftig wie der Mottinger Micherl, aber nicht aus Furcht wie dieser, sondern unter der Wucht einer inneren Aufregung, unter einen Sturm von Empfindungen, die sein Innerstes durchtobten.

Die Erscheinung vor ihm war sein Schutzgeist; sie war offenbar das gebleichte, gealterte Urbild jenes herrlichen jugendlichen Wesens, welches er wie einen Talisman auf seinem Herzen trug.

Die nächtliche Wandlerin mit der Ampel in der Hand war Blanchefleure, die Mutter Gabriel's und Robert's.

Die Erscheinung war bereits hinter dem Hauptaltare verschwunden, das Schiff der Kapelle gähnte wieder wie kurz vorher in nächtlicher Schwärze herauf und Grasel regte sich noch immer nicht, sein Blick hing noch immer an der Stelle, wo sein Schutzgeist verschwunden war

Als der Mottinger Micherl auch seinen Anführer, in dessen Muth er das größte Vertrauen setzte, starr und wie leblos stehen sah, griff seine Verzagtheit noch mehr um sich, er sank vor Grasel auf die Knie und jammerte:

Alle guten Geister — Hansjörg komm, laß' uns umkehren — das ist ein verwünschtes Schloß — es gibt ein Unglück, du wirst es erfahren, es gibt ein Unglück!

Die Klage des Weißkopfes erweckte den Anführer der Räuber aus seiner Erstarrung, er kehrte sich zu seinem geisterscheuen Gefährten und sagte:

Still, Micherl, und red' mir im jetzigen Augenblicke nichts vom Umkehren. Magst du immerhin Gespenster fürchten, ich und deine übrigen Kameraden kennen keine Furcht, wir werden bleiben. Verhaltet Euch ruhig und laßt mich im Stillen erwägen, was wir beginnen sollen.

Der Mottinger erhob sich und zog sich leichenblaß in den Hintergrund zurück — Grasel lehnte sich an die Brüstung des Chors und versank in Nachdenken.

Er überflog im Geiste alle Vorfälle, in so weit sie ihm aus den Mittheilungen der Brüder bekannt waren; er erwog Perinell's Schlechtigkeit und kam zu der Erkenntniß, daß er auf dem Wege sei, ein neues Geheimniß zu entdecken, dessen Enthüllung den beiden Brüdern nur erwünscht sein konnte.

Grasel war von ihnen in einer Weise geschieden, die eben nicht von Wärme zeugte, ihre Zurückhaltung hatte ihn unangenehm berührt, Gabriel's Ermahnungen ihn verletzt, und doch konnte er ihnen nicht grollen.

Er unternahm den Einbruch, um den Schloßherrn zu berauben, der Weg zu diesem war jetzt gebahnt — er durfte nur die Rückkehr der Frau abwarten, ihr unbemerkt folgen und Niemand konnte ihn verhindern, den beabsichtigten Raub zu vollführen; aber dagegen sträubte sich sein ganzes Wesen, denn von dem Augenblicke an, wo er des von ihm so hoch verehrten Wesens ansichtig geworden war, trat der eigentliche Zweck, der ihn hieher geführt, in den Hintergrund und er dachte nur an die Mutter und an die Söhne.

Die Selbstsucht, die Gier nach Perinell's Schätzen waren unterlegen, bevor sie sich noch zum Kampfe angeschickt hatten, sein Einbruch in dieses Schloß hatte unverhofft eine andere Bestimmung, einen andern Zweck erhalten.

Wenn er jetzt noch zögerte, so hatte er nicht etwa einen

Kampf mit Egoismus oder Furcht zu bestehen, sondern er bedurfte der Ueberlegung, wie er in dieser plötzlich neuen Situation fürzugehen habe.

Einen Entschluß fassend, wandte er sich zu Micherl und sagte:

Die Frau, welche dir so große Furcht einflößt, ist kein Gespenst, sondern ein lebendes Wesen, ich kenne sie und weiß ihren Namen, du wirst mich daher begleiten.

Begleiten? stammelte der Weißkopf, wohin soll ich dich begleiten?

Wir werden uns hinabbegeben zu der Frau, mit welcher ich sprechen muß!

Hansjörg!

Micherl, sei kein Hasenfuß und schäme dich vor den Kameraden.

Ihr Andern — kehrte er sich zu den Uebrigen — wartet hier, verhaltet Euch ruhig, gleichviel, wie lange wir wegbleiben. Für den Fall einer Gefahr seid mehr auf Euch als auf uns bedacht. Gams, ich vertraue auf deinen Muth und Verstand.

Grasel, voranleuchtend, setzte sich nun in Bewegung und der Weißkopf schwankte hinter ihm her.

Die Zurückbleibenden traten hervor an die Brüstung des Chors und schauten emsig hinab in das Schiff der Kapelle.

Grasel und Micherl eilten leisen Schrittes dahin und verschwanden hinter dem Hochaltare.

Als sie bei dem Eingange der Gruft anlangten, lispelte Hansjörg dem Weißkopf zu:

Micherl, du wirst an der Schwelle der Gruft halten und dich unbemerkt aufstellen. Sei gewärtig, daß ich dich rufe, versäume jedoch nicht, auch nach Außen zu horchen, und ruf' mich, wenn es Gefahr gibt.

Der Mottinger versprach Alles zu thun was sein Anführer verlangte.

Sie schritten nun die Treppe hinab — Micherl mit der geblendeten Laterne blieb in der Dunkelheit des Grufteinganges stehen — Grasel aber betrat das unterirdische Gewölbe.

Neuntes Kapitel.

Die weiße Dame und Grasel.

Die Scene, welche sich dem Blicke des Räubers bei seinem Eintritte in die Gruft darbot, war eine feierliche.

Eine feuchte, dumpfe Atmosphäre wehte ihn an, und Leichenstille umfing ihn.

Ringsherum lagerte das Grauen einer kalten, nebligen Nacht, und nur aus dem anderen Gruftende herüber leuchtete in der halben Wandhöhe ein dunkles Flämmchen, dessen Licht jedoch keine Helle, sondern blos einen röthlich gelben Dunstkreis verbreitete, der gerade hinreichte, eine weiße Frauengestalt erkennen zu lassen, die dort kniete und betete.

Aus der Mittheilung, die ihm Micherl von seiner Expedition mit Gabriel gemacht, kannte Grasel genau die Lage jenes Grabes, welches die Schatzgräber in der damaligen Nacht geöffnet hatten, und er sah jetzt, daß das Grab, an welchem die weiße Frau kniete, das nämliche war.

Grasel wußte ferner, daß Gabriel in jenem Grabe die Leiche seiner Mutter gesucht und nicht gefunden hatte, — Blanchefleure kniete also in diesem Momente an ihrem eigenen Grabe und betete!

Ein unheimlicher Schauer durchfröstelte den Räuber, aber nicht Gespensterfurcht war's, sondern der eisige Hauch, welcher dieser ganzen Situation entströmte, die grausen Bilder, die sie in seiner Seele erweckte von Tod und von irdischen Leiden.

Er faßte sich und suchte der Scene unbemerkt sich zu nähern; aber in dieser Behausung, wo man selbst den Lauf einer Spinne hören mußte, konnte das Geräusch einer menschlichen Bewegung, wenn auch noch so behutsam ausgeführt, nicht verborgen bleiben, die Dame wendete sich daher rasch nach rückwärts, und Grasel, der sich von ihr bemerkt wähnte, rief ihr den Namen „Blanchefleure“ zu.

Die Dame erhob sich von ihrer knienden Stellung und fragte: „Seid Ihr es, Thomas? Warum seid Ihr mir gefolgt?“

Der Ton dieser Stimme, obwohl nie gehört, schlug doch wie bekannt an Grasel's Ohr und er glaubte einen Engel sprechen zu hören, einen Engel, dessen Bild er auf seinem Herzen trug, den er von Jugend an als seinen Schutzgeist zu verehren gewohnt war.

Scheu, wie vor einem höheren Wesen, wagte er es kaum sich der Dame zu nähern.

Dieser Mensch, dessen unseliger Wahn ihn ein Leben voll Gewaltthaten führen ließ, vor dessen Leidenschaft das Gefühl der reinen Liebe keine Wurzel fassen konnte, dieser Mensch stand zagend und fast anbetend vor der Gestalt jener Frau, die von Kindheit an zum Idol seines Herzens geworden war. Im Gefühle seiner Verwilderung und seiner Unwürdigkeit gleichsam ahnend, daß er einer reinen Liebe unfähig sei, hatten seine Empfindungen sich zum Aberglauben verirrt, damit er von dem ihm theuersten Wesen stets wie durch einen mächtigen Zauber geschieden bleibe.

Obwohl nun das Wesen seiner Seele leibhaftig vor ihm stand, erfüllte ihn doch jene ehrfurchtsvolle Scheu, jene tiefe Demuth und schüchterne Zagheit, die uns dem Höheren gegenüber stets beugt, selbst dann, wenn wir, was bei dem Verbrecher der Fall nicht war, der Vorzüge genug besitzen, um uns an demselben empor zu ranken.

Grasel wagte also nicht heran zu treten, sondern er-

widerte jene Frage, die einem Andern galt, mit schüchterner Stimme:

Gnädige Frau, ich bin nicht der Thomas —

Wer seid Ihr und was wollt Ihr? fragte die Dame betroffen mit erhöhter Stimme.

Um Himmels Willen, erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, ich bin nicht hier, Ihnen einen Leid zu thun, ich bin ein armer Bursch' aus dem Gebirge —

Und was wollt Ihr hier?

Ihnen dienen, sonst nichts, Gott ist mein Zeuge!

Grasel's Stimme klang so ergeben, seine Haltung war eine so demüthige, daß die Dame trotz der Ungewöhnlichkeit seines Erscheinens zu dieser Stunde und an diesem Orte, trotz der Unbekanntschaft mit seiner Person, mehr Verwunderung als Furcht empfand.

Ihr wollt mir dienen, fragte sie erstaunt, kennt Ihr mich?

Ich kenne Sie, ich verehre Sie von meiner Kindheit an, antwortete Grasel.

Blanchefleure sah den jungen Menschen an, so wie Jemanden, bei dem man fürchtet, daß er irre rede.

Habt Ihr mich schon einmal gesehen?

O ja, doch nur im Bilde?

Im Bilde? — Ihr täuscht Euch ....

Ihr täuscht mich nicht, gnädige Frau, Ihr Name ist Blanchefleure, Sie sind die Marquise von L'Espine ...

Jesus, Maria! rief erschreckt die bleiche Frau, sprecht diesen Namen nicht aus, die Marquise L'Espine lebt nicht mehr, sie ist todt und ruht dort in jenem Grabe.

Grasel schüttelte den Kopf und sagte abermals, sanft widersprechend:

Nicht doch, gnädige Frau, die Marquise L'Espine lebt und steht vor mir, in jenem Grabe aber, das wohl ihren Namen trägt, hat man vor zwanzig Jahren nur eine Puppe beigelegt, das wissen Sie eben so gut wie ich,

und wenn Sie trotzdem nächtlicher Weile an diesem Grabe erscheinen und beten, so geschieht es wohl nur deßhalb, weil diese Stätte wahrscheinlich die Bestimmung hat, einst wirklich Ihre ewige Ruhestätte zu werden.

Blanchefleure staunte sprachlos den jungen Mann an, der sich hier als Mitwisser von Geheimnissen zeigte, die sie tief verborgen wähnte, an deren Enthüllung sie nimmer mehr dachte.

Grasel, um das Vertrauen der Marquise zu erringen, fuhr fort:

Ich behauptete vorhin, daß ich Sie kenne, gnädige Frau, ich will Ihnen beweisen, daß ich wahr sprach; dieses Bild ruht seit meiner Kindheit auf meinem Herzen und hat mich gelehrt, Sie zu verehren.

Damit hielt er der Dame ihr Porträt entgegen.

Blanchefleure stieß einen Ruf der Verwunderung aus, als sie ihr eigen Bild, von Jugendschöne umflossen, vor Augen hatte — doch in demselben Augenblicke durchfuhr sie ein erschütternder Gedanke, der Besitzer des Bildes war ein junger Mann, er trug, wie er selbst sagte, das Porträt von Kindheit an auf seiner Brust, war er vielleicht . . . .

Die unglückliche Mutter wagte den Gedanken nicht auszudenken, sie faßte mit beiden Händen ihre Stirne, sie bebte und stierte den jungen Mann an, um aus seinen Zügen eine Spur von Aehnlichkeit heraus zu finden mit dem Bilde seines Vaters, das die Arme noch immer in ihrem Herzen trug.

Zum Glücke für die unglückliche Mutter erkannte Grasel rasch die Täuschung, welcher sie sich hinzugeben im Begriffe stand, und um ihr diese und die damit verbundene bittere Enttäuschung zu ersparen, sagte er:

Gnädige Frau, bewältigen Sie Ihre Aufregung, ich bin nicht der, für den Sie mich zu halten scheinen, mein Name ist nicht Robert. —

Robert! schrie die Frau auf und Thränen entquollen ihren Augen.

Nein, nein, gnädige Frau, ich bin nicht jenes Kind, welches man von Ihrem Herzen riß, um es beim Teichmüller Zeiner unterzubringen, aber ich kann Ihnen sagen, daß Robert lebt, daß er Sie sucht. —

Mich sucht! rief Blanchefleure mit einer sich immer steigernden Aufregung. —

Daß er seit Wochen mit seinem Bruder Gabriel vereint in der Teichmühle lebt ....

Gabriel! stöhnte jetzt die Marquise, deren Sinne unter dem Sturme von Gefühlen zu schwinden drohten.

Grasel mußte inne halten, um die arme Frau zu stützen, die sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte und zu schwanken begann.

Er ließ sie sanft auf den Boden nieder, und indem er an ihrer Seite hinkniete, bot er ihrem Haupte sein Knie als Stütze und flehte sie an, sich zu bewältigen, sich zu erholen.

Die Marquise gewann wohl im Momente Fassung genug, um ihrer Sinne mächtig zu bleiben, allein Grasel fürchtete dennoch eine spätere Erschöpfung und erwog, daß er hier kein Mittel besitze, um der Dame beizustehen, darum sagte er:

Gnädige Frau, der längere Aufenthalt in dieser dumpfen Luft muß Sie, bei der Aufregung, in der Sie sich befinden, völlig betäuben, ich will Sie in die Kapelle geleiten ...

Blanchefleure nickte ihm zustimmend.

Grasel richtete sie vom Boden auf, nahm die Lampe und geleitete dann die Arme langsam und vorsichtig aus der Gruft.

Der Mottinger Micherl, an der Gruftthüre Wache haltend, hatte die ganze Scene mit angehört. Er begriff nur einen Theil dessen, was der Hansjörg mit der Dame verhandelte, war jedoch verständig genug, sich rasch zurückzuziehen, als er hörte, daß Grasel mit ihr die Gruft verlassen werde.

Der Micherl eilte rasch zu den Kameraden, die auf dem Chore geduldig der Rückkehr des Führers harrten, und theilte

ihnen in großer Freude mit, daß die weiße Frau, gottlob, kein Gespenst, sondern eine wirkliche Dame sei, mit welcher der Hansjörg gar wichtige Dinge zu besprechen habe.

Grasel führte die Marquise nicht in das Schiff der Kapelle, sondern bereitete ihr in dem Raume hinter dem ehemaligen Hauptaltare einen Sitz, stellte die Lampe in eine Nische und begann dann, von Blanchefleure — die von kühler Nachtluft angeweht, sich sichtbar erholte — aufgefordert, von Robert zu erzählen, dann von Gabriel, von dessen heimlicher Untersuchung des Grabes, von dem sich Finden und Erkennen der beiden Brüder.

Der Räuber umging in seiner Erzählung Alles, was sein Gewerbe hätte verrathen können, dieser Frau gegenüber befaß er nicht den Muth, die Schmach, mit welcher die Wahrheit ihn belastete, zu ertragen.

Wohl enthielt seine Mittheilung manche Lücken, die er nicht auszufüllen vermochte, da ihn die Brüder in ihre Angelegenheit nicht ausführlich eingeweiht hatten, allein die Marquise ergänzte sich diese Leere selbst und sah was geschehen im deutlichen Zusammenhang vor sich.

Was die arme Mutter, die seit 20 Jahren von ihren Kindern getrennt war, während dieser Scene empfand, welche Freuden sie durchflutheten, als sie von ihren Kindern sprechen hörte, von der Liebe, mit welcher sie an ihr hingen, trotzdem sie für todt galt, wer vermöchte diesen Gefühlsrausch zu beschreiben, wer dem Fluge der Gedanken zu folgen, die ihr Gehirn durchjagten?

Endlich kehrte ihre Aufmerksamkeit wieder zu Demjenigen zurück, der sie mit alldem bekannt gemacht hatte, von dem sie immer noch nicht wußte, wie und warum er hieher gekommen war?

Auf diese an ihn gerichteten Fragen antwortete Grasel:

Ich habe um in dieses Schloß zu gelangen, denselben Weg genommen, den ihr Sohn einst einschlug, als er ihr angebliches Grab öffnete. Sie wünschen weiter zu wissen, warum

ich hieher kam? Sie wurden in jener Nacht von den Schatzgräbern gesehen und für ein Gespenst gehalten, ich aber, als ich davon hörte, zweifelte daran und ahnte gleich, daß hier ein Geheimniß verborgen sein müßte, dessen Lösung ich um jeden Preis erfahren wollte. Hätte ich Sie hier nicht gesehen, ich würde mit Kameraden, die hier in der Nähe weilen, in's Schloß gedrungen sein und Herrn Perinell zum Geständnisse über Ihren Aufenthalt gezwungen haben. Nun aber, da ich dessen nicht bedarf, ist's um so besser, nun können Sie, ohne daß Perinell es erfährt, das Schloß verlassen.

Nimmermehr! rief Blanchefleure, von diesen Gedanken in einer Weise erschreckt, die Grasel in Staunen versetzte.

Wie, fragte er, Sie weigern sich in die Arme Ihrer Söhne zu eilen?

O, meine Kinder! jammerte die Frau mit dem Tone des tiefsten Schmerzes, der ihr Leiden bei einer fernen Trennung offenbarte.

Grasel begriff diesen Widerspruch nicht.

Ich kann, ich darf diesen Ort nicht verlassen, sagte die Marquise, diesen Ort, der mir seit zwanzig Jahren zum freiwilligen Gefängnisse dient. Mein Herz lechzt nach dem Anblicke meiner Kinder, ihre Umarmung würde mich ein zwanzigjähriges Leiden vergessen machen, und doch darf ich nicht fort von hier.

Ich höre wohl, was Sie sagen, gnädige Frau, aber ich begreife Sie nicht.

Ein feierlicher Eid, den ich einst in die Hände meines Vaters und meines Gatten abgelegt, fesselt mich an dieses Schloß und bindet meine Zunge. Was ohne mein Wissen und ohne mein Hinzuthun verrathen wurde, beschwert mein Gewissen nicht und verletzt nicht meinen Schwur, aber mit meinem Willen den Eid zu brechen — nimmermehr, ich muß für die Welt und für meine Kinder todt sein, ich hab' es verschuldet, ich will die Schuld sühnen, indem ich leide.

Wie aber kamen Sie dazu, diesen Eid zu leisten?

Es war damals die einzige Rettung vor offener Schmach. Nachdem ich Schande über meine Familie gebracht, war es meine Pflicht, Alles zu thun, damit sie nicht offenkundig wurde, ich schwur für die Welt todt zu sein, in diesem einsamen Schlosse, von meinen Kindern und Verwandten getrennt, unter fremdem Namen, unter Aufsicht des Herrn Perinell zu leben, bis meine Verwandten mich aus dieser Gefangenschaft zu neuem Leben hervorrufen würden.

Ihre Weigerung das Schloß zu verlassen ist aber im jetzigen Augenblicke eine vergebliche, denn ehe zwei Tage verstreichen, werden Gabriel und Robert, von mir unterrichtet, hier erscheinen.

Und weder mich noch Herrn Perinell mehr antreffen, fiel ihm Blanchefleure in die Rede, in solchem Falle würde mein Loos nur verschlimmert, denn bald umschlössen mich die Mauern eines Klosters und dann bliebe mir gar keine Hoffnung mehr, je wieder der Welt anzugehören. Darum verlassen Sie dieses Schloß, verschweigen Sie meinen Kindern was Sie erfahren.

Nein, nein, fiel Grasel ihr jetzt in die Rede, das thu' ich nicht; Sie hier in der Einsamkeit, für die Welt abgestorben weiter schmachten lassen, während Sie draußen in den Armen ihrer Kinder die glücklichste Mutter sein könnten, d a s geb' ich nicht zu.

Gebt Euch keine Mühe, erwiderte Blanchefleure mit Entschlossenheit, Ihr werdet mich nie bewegen, dieses Schloß zu verlassen.

Der Ton der Dame zeigte, daß es ihr mit ihrer Behauptung voller Ernst sei; Grasel gab demnach die Hoffnung auf sie eines Anderen zu überreden, und glaubte sich fast in die traurige Nothwendigkeit versetzt fort zu ziehen und die beiden Brüder der Gefahr preiszugeben, ihre kaum gefundene Mutter neuerdings suchen zu müssen.

In diesem peinlichen Momente, wo es galt, einen Entschluß zu Gunsten Gabriel's und Robert's zu fassen,

durchzitterte eine Idee seinen Kopf, eine Idee, an die er sich festklammerte, und zu deren Ausführung er sogleich schritt.

Zum Erstaunen der Marquise trat der junge Mann in die Oeffnung, welche in das Schiff der Kapelle führte, und rief den Namen „Gams!“

Gleich darauf hörte sie Männerschritte sich nähern.

Grasel ging dem Kommenden entgegen, sprach leise mit ihm und kehrte dann zu der Dame zurück.

Blanchefleure sah den jungen Mann bangen Blickes an und fragte:

Was habt Ihr vor? Was spracht Ihr mit Eurem Gefährten?

Ich ertheilte ihm blos eine Weisung.

Welche Weisung? Mein Gott, was geht hier vor? ich höre oben Geräusch.

Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, meine Gefährten erweitern blos eine Oeffnung der Mauer, durch welche wir hereinkamen.

Wozu jetzt die Erweiterung? Wenn Ihr durch die Oeffnung herein kamt, so werdet Ihr auch wohl durch dieselbe hinaus kommen?

Uns Männern, antwortete der Räuber, bot sie wohl die Möglichkeit, durchzukommen, jetzt aber, da Sie mit uns ziehen —

Nimmermehr, fiel ihm die Marquise, auf's Aeußerste erschreckt, in die Rede, ich gehe nicht mit Euch —

Ich weiß, gnädige Frau, daß es Ihr unwiderruflicher Wille ist, hier im Schlosse zu bleiben, denn Sie wollen Ihren Eid nicht brechen, allein, was ich beabsichtige, ist, Sie mit Ihren Söhnen zu vereinigen, ohne daß Ihr Schwur verletzt wird.

Mit diesen Worten näherte er sich entschlossen der Dame.

Heiliger Gott, schrie diese auf, was beginnt Ihr?

Gnädige Frau, sträuben Sie sich nicht, Sie sind jetzt in meiner Gewalt und es bleibt Ihnen nichts übrig als sich meinem Willen zu fügen.

Ich bin in Eurer Gewalt? Laßt mich — wer seid Ihr, daß Ihr einen solchen Frevel wagt?

Wer ich bin? Ich bin der — Grasel!

Damit umfing er die Marquise, welche einen Hilferuf ausstieß.

Trotzdem eilte der Räuber mit der süßen Last durch die Kapelle —

Gams stürzte ihm entgegen.

Beeile dich, Hansjörg, die Hunde bellen schon, im Hofe werden Stimmen laut.

Man sucht mich, rief Blanchefleure, zu Hilfe, zu Hilfe! aber schon hatte Grasel das Chor erreicht und schlüpfte von dort durch die erweiterte Oeffnung.

Seine Genossen folgten ihm.

Rasch ging es die Treppe hinan, man erreichte den Dachboden und verrammelte in Eile die Thüre hinter sich.

Grasel, die Marquise auf den Armen, schwang sich behende auf die Strickleiter.

Jesus Maria! schrie die Dame beim Anblick des gefährlichen Weges und schloß vor Entsetzen die Augen.

Doch nur wenige Minuten und der Räuber hatte mit seiner Beute den sichern Boden des Felsens erreicht, seine Genossen beeilten sich ihm zu folgen.

Donnerwetter, tummelt Euch, schrie der Mottinger Micherl, dem heute das Loos beschieden war, der Letzte zu sein, tummelt Euch, daß auch ich in Sicherheit bin, bevor die Mitspitzbuben Perinell's heraufkommen, sie arbeiten schon an der Thüre und ist diese erbrochen, so hab' ich die Lumpen auf dem Genick!

Ohne erst abzuwarten, bis die Leiter leer wurde, setzte sich auch der Micherl in Bewegung und kletterte schnaubend hinan.

Schon hörte er die Stimmen der Verfolger, schon sah er den Schein ihrer Laternen sich an der Felsenwand verfangen, da endlich erreichte auch er den rettenden Boden des Felsens und riß mit einer kraftvollen Handbewegung die Leiter an sich.

Nun, da er in Sicherheit war, trat er übermüthig an den Felsenrand und schrie hinab:

He, Herr Perinell, alter Schuft, nichts für ungut, jetzt könnt' Ihr Euch wieder zu Bette begeben; gebt Euch weiter keine Mühe, es wär' wirklich schade d'rum. Gute Nacht! —

Als Grasel den Hohenstein im Rücken hatte, entließ er seine Genossen und befahl dem Gams und dem Micherl die beiden Kameraden, die am Waldrande, gegenüber der Vorderseite des Schlosses, aufgestellt waren, abzuholen und sammt ihnen diese Gegend zu verlassen und sich einzeln gegen Horn zu zerstreuen.

Auf diese Art blieb er mit nur noch einem Gefährten und der Marquise allein.

Gnädige Frau, redete er die Dame jetzt an, ich habe Sie mit Gewalt Ihrem langjährigen Kerker entrissen, um Sie in die Arme Ihrer Söhne zu bringen, die sich in der Teichmühle befinden. Wenn Sie meinem Unternehmen noch ferner Widerstand leisten, so zwingen Sie mich, beschwerliche Umwege durch Wälder und Schluchten zu nehmen und Sie würden nur Mühsale erleiden, ohne damit Anderes zu bezwecken als daß Sie Ihre Kinder um ein paar Tage später erreichten; folgen Sie mir daher lieber freiwillig und begnügen Sie sich mit dem mir bis jetzt geleisteten Widerstande, der mehr als hinreichend ist, um Ihr Gewissen zu beschwichtigen.

Die Marquise, das Vergebliche eines Widerstandes erkennend, noch mehr aber durch den Sturm der Mutterliebe getrieben, fügte sich der plötzlichen günstigen Aenderung ihres Geschickes und versprach dem Räuber, der sie nun

wieder mit ehrfurchtsvoller Scheu behandelte, freiwillig zu folgen.

Eine von dem Gefährten Grasel's herbeigeschaffte Frauenkleidung verwandelte die Marquise in eine freilich zarte und bleiche Waldviertlerin und so setzte man auf einem gemietheten Wagen den Weg fort.

Jakob Fähding und der Mottinger Micherl, dem Befehle des Anführers gehorsam, verfügten sich zu den beiden Gefährten am Waldrande und setzten sie von der Wendung, welche der Ueberfall nahm, in Kenntniß.

Der schöne Nazl zeigte sich damit sehr unzufrieden und der Micherl raisonnirte, daß er nun wieder den Weg gegen Horn zu antreten solle, ohne sich ordentlich gesättiget und ausgeruht zu haben.

Zehntes Kapitel.

Der Mottinger Micherl macht einen Vorschlag, der ihm und seinen Gefährten sehr übel bekommt.

Wißt Ihr was, Kameraden, sagte Micherl zu den Andern, ich will Euch einen Vorschlag thun; der Hansjörg hat uns zwar befohlen, die Gegend sogleich zu verlassen, aber ich denke, wir versündigen uns nicht, wenn wir den heutigen Tag drüben in der Waldschenke flott verleben und erst in der Nacht aufbrechen.

Wenn die Anderen mit einstimmen, sagte Fähding-Gams, so werde ich mich nicht ausschließen, obwohl mein Rath dahin geht, dem Befehle des Hansjörg nicht entgegen zu handeln.

Diese schüchterne Einwendung fand keine Beachtung,

und die fünf Gesellen traten nun den Weg in die Waldschenke an.

Der Morgen war bereits angebrochen als die Räuber sich dem Gehöfte nahten.

Halt, Kameraden, noch Eins, rief der Micherl, plötzlich stehen bleibend, bevor wir die Schenke betreten, wollen wir noch etwas beschließen.

Nun, was denn?

Wir wollen dort essen, trinken und ausruhen, aber ein Spitzbub Derjenige, der eine Karte anrührt.

Was soll das heißen, Micherl?

Das soll heißen, daß wir Alles thun wollen, nur nicht Kartenspielen, am allerwenigsten aber Zwicken.

Daraus wird nichts, versetzte Stangel, wer nicht mitspielen will, mag's bleiben lassen, aber die Lust der Andern beschränken, ist unbillig.

Ich hab's verschworen! rief der Weißkopf eifrig.

Wer zwingt dich, deinen Schwur zu brechen?

Ihr würdet mich dazu zwingen, denn wenn ich spielen sähe, so könnte ich nicht widerstehen und müßte ebenfalls mitmischen.

Die Uebrigen lachten, der Kackerlack mußte seinen Anti-Spielantrag zurückziehen und in der Gefahr, seinen Schwur zu verletzen, die Waldschenke betreten.

Ein mächtiger Hund, welcher ihnen wie ein guter Bekannter entgegen gesprungen kam, veranlaßte den Gams zu dem Ausrufe:

Sapperment, wir finden drinnen Kameraden, das ist der Motz und wo der ist, da befindet sich auch der Gföhler in der Näh'!

Fähding hatte sich nicht getäuscht, der „arme Lazarus" saß gemüthlich in der Schankstube und verzehrte seinen Morgenimbiß in Ruhe und Gemächlichkeit.

Der alte Christof war ein echter Galgenvogel; er

witterte meilenweit den Raub, und wo es solchen gab, dahin zog es ihn.

Er hatte etwas flüstern gehört, daß es auf den Hohenstein abgesehen sei, und trotzdem man ihn nicht zur Theilnahme einlud, machte er sich doch auf, um als ungebetener Gast auf dem Schauplatze zu erscheinen und mitzuwirken; aber trotz seiner Eile kam er doch erst Nachts in der Schenke an und mußte zu seinem größten Verdrusse hören, daß die Kameraden schon am Abende fortgezogen seien.

Es erübrigte ihm also nichts als hier zu übernachten, wo ihm mindestens das Vergnügen zu Theil wurde, mit den rückkehrenden Genossen zusammen zu treffen.

Das gab nun eine große Freude wegen des unverhofften Wiedersehens, in welche der treue Motz durch sein Gebell buchstäblich mit einstimmte.

Bald saßen die sechs Räuber um einen schwer besetzten Tisch versammelt und ließen sich das Frühmahl wohl schmecken, besonders der Micherl, dem vor lauter Eifer der Schweiß über's Antlitz herabfloß.

Keinem von Allen fiel es ein, sich die Heiterkeit der Laune durch Gedanken an Unsicherheit zu trüben, sie saßen so froh und sorglos bei einander, als hätten sie von der ganzen lieben Welt nichts zu befürchten, als gäbe es im ganzen Lande keine Justiz, keinen Strick und keinen Galgen mehr.

Und je öfter die Krüglein gefüllt wurden, desto munterer zeigten sich die Freiburschen, desto ausgelassener und zuversichtlicher gestaltete sich ihre Unterhaltung, bis auf einmal der Vernunftloseste, aber trotzdem der Vorsichtigste unter ihnen, ein erstes Zeichen von Unruhe von sich gab.

Die laute Unterhaltung wurde plötzlich von einem noch lauteren Gebell des treuen Motz übertönt.

Augenblicklich verstummten die Räuber und sahen sich wechselseitig fragend an.

Die unheimliche Stille der Zechstube wurde durch ein zweites Anschlagen des Hundes unterbrochen, dabei sprang

das Thier gegen das vordere Fenster, um gleichsam anzudeuten, daß die Gefahr von dieser Seite herannahe.

Im Nu wären Pistolen und Messer in Bereitschaft.

Ein Ueberfall am helllichten Tage, rief Fähding, der Teufel mag's ihnen vergelten!

Schnell mit dem Gföhler nach rückwärts hinaus, er kann nicht laufen, er muß, wenn's noch möglich ist, aus dem Netz kommen, bevor es zugezogen wird.

Einer umfaßte den armen Lazarus mit kräftigen Armen und floh mit ihm durch den Hof nach rückwärts gegen den Wald zu, Motz sprang in mächtigen Sätzen seinem Herrn voran.

Ein dumpfes Hornsignal durchklang den Wald.

Holla hoh, 's wird lustig, heute gibt's eine förmliche Jagd.

Sie müssen sich stark fühlen, weil sie offen heranrücken.

Nur hinaus in's Freie! —

Sie haben das Gehöfte umstellt und rücken auf das Hornzeichen heran —

Wir sind also schon im Netz und wollen unser Leben theuer verkaufen.

Der Schuft von Wirth hat uns verrathen!

Dem war aber nicht so, nicht dem Wirth, sondern Herrn Perinell verdankten die Freiburschen den Angriff.

Der Schloßherr hatte seit dem ersten Einbruche seine männliche Dienerschaft durch Jäger vermehrt und versah sich mit Schießwaffen und Munition.

Hätte Grasel den beabsichtigten Ueberfall des Schlosses unternommen, er wäre von acht wohlgeübten Schützen empfangen worden, deren jeder mit einem doppelläufigen Stutzen und zwei Pistolen versehen war; er traf jedoch die Marquise, gab den Ueberfall auf und diesmal war es wirklich Blanchefleure, die ihn vor einer großen Gefahr gerettet.

Er entging nun freilich dem Zusammenstoße, allein seine Genossen, die seinem Befehle zuwider die Gegend nicht also

gleich verließen, sondern leichtsinnig in der ohnedem verdächtigen Schenke verweilten, geriethen in die Falle; ihre Anwesenheit wurde verrathen, und die Jäger von Hohenstein, in Eile verstärkt durch Kameraden von Idolsberg, Krummau und Altenpölla, setzten sich alsogleich in Marsch, um das Gehöfte zu umzingeln und die Räuber zu attakiren.

Als Motz das erste Zeichen gab, war die Gefahr dem Gehöfte schon so nahe gerückt, daß an eine Flucht nicht mehr gedacht werden konnte; die Räuber stürzten daher in den Hof und flüchteten in eine Schoppe, von wo sie nach allen Seiten ausbrechen konnten.

Einige Minuten lang herrschte ein martervolles Schweigen.

Plötzlich drang nahe genug aus dem Walde eine kräftige Stimme, welche rief:

Hoh, hoh, dort läuft ein Paar, von einem Hunde begleitet — Drei jagen ihnen nach, die Andern schließen die Kette!

Das gilt dem Schorsch und dem Gfößler, murmelte Stangel.

Wir werden gegen eine große Uebermacht zu kämpfen haben.

In diesem Momente fiel im Walde in ziemlicher Ferne ein Schuß.

Der Micherl schlug ein Kreuz und murmelte: „Armer Lazarus!"

Gleich darauf noch einer.

Der Micherl schlug noch ein Kreuz und murmelte wieder: „Armer Schorsch!"

Der Micherl bekreuzte sich noch einmal, aber er that es nicht aus Furcht, denn er hatte kein Gespenst, sondern einen Feind mit Fleisch und Blut vor sich, und vor einem solchen hegte Micherl keine Furcht.

Kameraden, flüsterte der Gams, wir sind unserer vier, wir halten fest zu einander, nur dann ist es möglich der Gefahr zu entkommen; sobald wir uns vereinzelnen, sind wir

allesammt verloren. Wir müssen nach einem und demselben Punkte hin durchbrechen. Habt Ihr mich verstanden?

Ja!

Rings um das Gehöfte fielen einzelne Schüsse.

Was soll das? Wem gelten diese Schüsse?

Das sind faule Fische. Sie glauben wir hätten uns zerstreut, und denken uns aufzuscheuchen als ob wir furchtsame Hasen wären. Laßt sie schießen und rührt Euch nicht.

Wenn die verdammte Schoppe nur eine Aussicht gewährte, aber ringsum nichts als dichtes Gehölz.

Piff—paff—piff—paff—

Es geht lustig her.

Die Grünröcke mögen viel überflüssig' Pulver haben.

Donnerwetter, kauert Euch nieder, die Kugeln pfeifen bereits durch die Schoppe.

Der Micherl schlug wieder ein Kreuz.

Die Schufte führen lauter Stutzen mit, ich erkenne sie am Knall.

Eine längere Pause trat ein, das Schießen hörte auf.

Diese plötzliche Stille beunruhigte die Räuber fast mehr als das vorangegangene Feuern.

Was bedeutet das plötzliche Einstellen des Feuers?

Sie führen was Gefährliches im Schilde; Kameraden, seid auf der Huth!

Der Micherl schlug zur Abwechslung zwei Kreuze.

Auf einmal begann er wie ein Hund zu schnuppern.

Was hast du, Micherl?

Riecht Ihr nichts?

In Wahrheit. es riecht wie Brand.

Hinter uns prasselt's.

Von oben herab fiel eine blasse Röthe, das Dach war in Brand gerathen.

Verdammter Zufall!

Was jetzt beginnen?

Verflucht und vermaledeit, die Flamme schlägt von allen Seiten auf.

Die Schufte haben das Feuer gelegt, um uns auszubrennen wie die Schwaben; nun gilt es, hier ist unseres Bleibens nicht mehr; auf und d'ran.

Und der Micherl schlug noch ein Kreuz, armer Micherl, es war das vorletzte!!

Der Ausfall der Räuber geschah geräuschlos und mit einer unglaublichen Schnelligkeit — von der Seite ertönte ein Hornstoß und verkündete den Jägern den erwünschten Moment.

Vier Burschen stürzten ungehindert in den Wald und sahen sich von drei Seiten bedroht.

Zehn Doppelläufe waren im Halbkreise auf sie gerichtet und zwar in einer Entfernung, die ihren Pistolen trotzte, während die Stutzen das Ziel nicht verfehlen konnten.

Keinen Schritt weiter, schrie man ihnen von allen Seiten zu, oder wir brennen Euch nieder wie Hunde?

Erstarrung erfaßte die Räuber, sie blieben wie eingewurzelt am Platz — ein Schritt vorwärts war sicherer Tod und diesem im entscheidensten Momente entgegen zu gehen, dazu besaßen sie nicht Muth genug.

Die Pistolen weg — werft die Pistolen weg! schrie man ihnen jetzt wieder zu.

Keiner von den Vieren widersetzte sich diesem zweiten Befehle; hätten sie vor der Gefahr nicht Halt gemacht, sondern sich den Andern entgegengestürzt, so wäre eine Rettung denkbar gewesen, aber von dem Momente an, wo sie stehen blieben, waren Pistolen nutzlos und sie mußten sich ihrer entäußern.

Nun begannen die Jäger noch immer schußfertig zu avanciren.

In diesem entscheidenden Augenblicke durchflog den Mottinger Micherl ein Gedanke, vielleicht der glücklichste seines Lebens.

Er begann nämlich mit der Rechten heftig zu winken, und schrie: „Hoh hoh, Kameraden, tummelt Euch, wir sind in Gefahr!“

Die Jäger kehrten sich erschreckt nach der angedeuteten Seite, während dem griff der Micherl aus und entfloh nach der entgegengesetzten.

Die Täuschung für den Moment berechnet verschaffte zwar dem Fliehenden einen nur geringen Vorsprung; den nachgesandten Schüssen fehlte die Sicherheit, denn die List hatte die Jäger überrascht, es blieb ihnen somit nichts übrig, als daß sich ein Theil von ihnen sofort in Lauf setzte, um den Fliehenden zu verfolgen, während der andere über die drei Räuber herfiel, die von Micherl's List keinen Vortheil gezogen hatten, und durch dieselbe eben so überrascht wurden wie die Jäger.

Die drei Freiburschen wurden ohne Mühe gefesselt und geknebelt, während der Micherl auf's Hitzigste verfolgt, seine Flucht fortsetzte.

Wohl kannte er den Wald, den er eben durchschnitt, und versuchte in Windungen und Krümmungen seine Verfolger irre zu leiten, allein er hatte dieses Mal keine Gerichtsdiener hinter sich, sondern Jäger, die im Wald so heimisch waren wie er, die sich durch bekannte Pfiffe und Kniffe nicht überlisten ließen, sondern hart hinter ihm blieben, ihm wenn auch vergebens Kugel um Kugel nachsandten und nur die Zeit seiner Erschöpfung abwarteten, um ihre Eile zu verdoppeln und ihn endlich zu erreichen.

Der Weißkopf flog trotz seiner kurzen Beine und seiner Korpulenz doch leicht und flink dahin, suchte im Laufe bald durch dickstämmige Bäume, bald durch Gebüsch gedeckt, sich dem Blicke der Verfolger zu entziehen, diese, jedoch bildeten eine lange Linie und so kam es, daß der Flüchtige, wenn ihn auch Einer aus dem Gesichte verlor, doch von dem Anderen gesehen wurde.

Mottinger's Blick spähte stets vorwärts, seine Gedanken forschten nach einer neuen Kriegslist.

In geringer Entfernung vor ihm zog sich quer über den Weg ein Graben, in den, wie er wußte, ein zweiter einmündete, der eine ziemliche Strecke nach vor- und rückwärts führte.

Jenseits des Quergrabens stieg das Terrain sanft aufwärts und bildete eine Lichtung des Waldes, die dem Fliehenden höchst gefährlich werden konnte.

Der Teufel soll Euch holen, dachte er; wenn ich diesen Weg nähme, so würden sie mich niederbrennen wie einen Hasen im freien Felde. Hallo, wartet, da kommt mir ein glücklicher Gedanke, ich werde es versuchen, den Grünröcken wieder eine Nase zu drehen.

Und bei dem Graben angelangt sprang er in denselben hinab und lief in den zweiten einmündenden Graben, wo er jedoch die Richtung nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts nahm.

Das war ein toller, wagiger Gedanke, denn der Weißkopf mußte hart an den Jägern vorüber und wenn nur Einer ihn unten wahrnahm, so war er verloren. Doch von der deckenden Grabenböschung geschützt, den Athem an sich haltend, floh er geräuschlos zurück, und die Jäger, deren Blicke nur nach vorwärts gerichtet waren, bemerkten die verwegene List erst, als der Räuber mehrere hundert Schritte hinter ihnen nach rechts einbog und den felsigen Höhen zueilte.

Die Verfolgung begann von Neuem, aber der Micherl hatte einen tüchtigen Vorsprung, der ihm zu Gute kam und ihn außerhalb der Schußweite seiner Feinde brachte.

Nun ging es unaufhaltsam fort über Felsen und durch Gestrüpp — plötzlich drang von der Seite her aus dem Gebüsche ein lautes Winseln in sein Ohr — er blickte nach der Stelle und Entsetzen erfaßte ihn.

Der Gföhler, im Blute schwimmend, lag auf dem Boden, und Motz, sein treuer Hund, saß ihm zur Seite, blickte die Leiche seines Herrn mit stierem Auge an und winselte, daß es dem Micherl zu Herzen ging.

Motz, braver Motz, keuchte der entathmete Flüchtling, komm mit mir, komm!

Der Hund winselte noch lauter, regte sich aber nicht von der Stelle, er wollte seinen Herrn selbst im Tode nicht verlassen.

Der Weißkopf durfte nicht verweilen und entfloh dem erschütternden Anblicke.

Es geht zu Ende mit uns, jammerte er in seinem Innern, ich fühl', es geht zu Ende mit uns.

Ein Schuß, der unweit von ihm fiel, machte ihn stutzig, gleich darauf ertönte ein Aufschrei und er sah kaum zehn Schritte von sich entfernt den Schorsch, der mit dem Gföhler entflohen war, zu Boden stürzen.

Micherl hielt inne, wenn er nach dieser Richtung forteilte, lief er jenen Jägern in die Hände, die den Gföhler und Schorsch verfolgt hatten.

Vor ihm Feinde — hinter ihm Feinde — zu Seiten eine gähnende Schlucht. —

Der Räuber suchte mit rollendem Blicke einen Ausweg, doch ward ihm hiezu keine Frist gegönnt.

Holla, schrie ihn erblickend ein Jäger vor ihm, da ist noch Einer, den sie d'rüben versprengt haben, los auf ihn!

Micherl, wie ein gejagtes Wild machte Kehrt und floh zurück. —

Aber, o Entsetzen! von dieser Seite tönte ihm und zwar ganz nahe ein langgezogener Hornton entgegen. —

Eine namenlose Wuth bemeisterte sich des Weißkopf's — er war von drei Seiten bedroht und nur an der vierten zeigte sich ein jäher Abgrund.

Er bleibt stehen, blickt wie ein gehetzter Stier um sich — die Feinde nähern sich. —

Nicht schießen — nicht schießen, schreien sie sich zu, den müssen wir lebendig bekommen.

Holla, ist's um diese Zeit, denkt der Micherl, dann wendet er sich den Jägern zu und ruft:

„Lebendig wollt Ihr mich haben? Da müßt Ihr eher bei mir anfragen! Zehn gegen Einen, da hättet ihr freilich leiches Spiel."

Die Jäger stürzten auf ihn zu, aber der Michert schlug ein Kreuz — es war das allerletzte in seinem Leben — nahm einen kurzen Anlauf und stürzte sich hinab in den Abgrund.

Einen Moment herrschte Todtenstille — dann hörte man einen schweren Fall — dann war's wieder still.

Der Räuber lag zerschmettert in der Tiefe der Schlucht.

Eilftes Kapitel.

In der Teichmühle hängt der Himmel voll Geigen.

Es war am Mittage — der Teichmüller und seine Angehörigen saßen eben beim Mahle.

Obenan Frau Lari in der Mitte der beiden Brüder, dann Herr Zeiner, dann die mehlgeweißten Mühljungen dem Alter nach.

Frau Lari munterte die Brüder zum Essen auf, bei ihren Arbeitern konnte sie sich diese Mühe ersparen, diese griffen ohnedem wacker zu.

Robert, thu doch nicht so zimperlich, haderte sie gutmüthig mit dem lieben Pflegesohne, rüstigen Burschen und alten Weibern steht das Sprödethun gar übel, man verzeiht der Jugend eher ein Bischen zu viel als zu wenig. Laß

das Denken und Sorgen gleich, man sorgt sich ehender alt als reich. Will man dem Uebel helfen immer, macht man's oft böser und schlimmer. Trübe nicht der Jugend Stunden und sei mit dem zufrieden, was du gefunden. Wer hätt' dir's angesehen, daß du zum Bruder einen Marquis bekommen wirst? Aber in kleiner Haut stecken oft große Leute und schwache Soldaten machen oft schwere Beute. Eßt, trinkt, laßt's Euch schmecken, wer weiß, wer morgen noch lebt?

Oho, Mutter Lari, rief Gabriel lächelnd, mit dem Sterben dürft Ihr uns nicht kommen, wir sind allesammt noch zu jung.

Meinen Sie? Ich und mein Alter haben uns schon hoch aufgeladen, junge Leute können sterben, alte müssen sterben; heute roth, morgen todt; mach' Einer noch so viele Faxen, für den Tod ist kein Kraut gewachsen; wohl gestorben ist nicht verdorben; heute mir, morgen dir.

Lari, rief Herr Martin eifrig, hör' mir mit deinen Todtensprüchlein auf, und vergäll mir nicht den freudigen Tag, denn heute, ich weiß wahrhaftig nicht warum, bin ich so froh, so gut und freudig gelaunt, daß mich das Leben doppelt freut, daß es mir noch einmal so süß dünkt, und der liebe Herrgott würde mir gar keinen Gefallen erweisen, wenn er jetzt, wo die trüben Tage bei mir zu Ende sind, mich zu sich nähme.

Martin, Martin, du Gottesfrevler! rief die Müllerin, was führst du für sündige Reden? Hast du auch ein Gewissen so groß wie ein Scheuerthor und blasest mit den Gottlosen in Ein Horn? Der liebe Himmel wird dir den Futtersack höher hängen; Schmalhans wird wieder Küchenmeister werden und du wirst die Flügel furios hängen lassen. Mancher rauhe Wind ist über dich gegangen, du hast's ertragen, hab Acht, daß dich ein Lüfterl nicht wanken macht; als Peter nach Hofe kam, ward er ein Schalk, wenn das Glück pfeift, tanzt jeder Dalk.

Das letzte Sprüchlein erregte laute Heiterkeit und man war eben daran, sich recht warm zu lachen, als die Stubenthüre aufging und eine bleiche Bauersfrau herein schwankte und mit bebender Stimme die Worte stammelte:

Mit — Verlaub — ein — armes — Weib — bittet —

Weiter vermochte sie nicht zu sprechen — ihre Augen, in Thränen schwimmend, waren auf die Brüder gerichtet.

Und der Marquis, der Bauersfrau kaum ansichtig geworden, sprang vom Sitz, begann wie Espenlaub zu zittern und rief:

Heiliger Gott — trügen mich meine Augen nicht — diese Aehnlichkeit —

Gabriel! rief die arme Mutter mit einer Stimme, die durch alle Herzen drang, stürzte hin und lag in den Armen des älteren Sohnes.

Mutter — Robert, das ist unsere Mutter!

Und Robert, erregt wie noch nie, sank nieder zu den Füßen der Marquise und küßte, fast wahnsinnig vor Freude, ihr Kleid, ihre Hand, ihren Arm.

O du mein Jesulein, stammelte die Müllerin, weinend wie ein Kind, jetzt haben Sie ihre Mutter auch, da waltet Gottes Hand; Gott bescheert über Nacht; eh' man noch ein Wörtchen spricht, weiß Gott schon was uns gebricht; an Gottes Segen ist Alles gelegen, wer auf ihn vertraut, hat wohl gebaut.

Sie unterbrach selbst die Fluth ihrer Sprüchlein, Thränen und Rührung erstickten ihre Stimme.

Eine feierliche Stille trat ein — man hörte nichts als Weinen und Schluchzen.

. . . .

Ist es nicht sonderbar, daß die höchste Freude und der höchste Schmerz bei dem Menschen fast dieselben äußeren Simptome hervorbringen? Beide erschüttern, rauben dem Schwachen die Sinne, machen Thränen fließen, verwirren und fühlen den Drang der Mittheilung.

Sie werden uns gerne Glauben schenken, liebe Leser, wenn wir Ihnen sagen, daß an jenem Nachmittage in der Teichmühle eine unaussprechliche Verwirrung Platz griff, eine Betäubung, die Alle erfaßte, selbst die Mühljungen, die theils von der unerwarteten Fügung des Geschickes, theils aber von der Glücksfülle Robert's ergriffen wurden.

Herr Martin Zeiner schüttelte noch immer den Kopf, als fasse er nicht was vorgefallen war — und Frau Lari ging wie bewußtlos umher und hatte wie gewöhnlich eine Menge passender Sprüchlein in Bereitschaft, welche sie aber heute zum ersten Male nicht laut aussprach, sondern in ihrem Kopfe verarbeitete und blos ihre Seele damit sättigte.

Ein Bildner — sein Name ist uns entfallen — erhielt einst die Aufgabe, die höchste Freude zu verkörpern, und er glaubte diese am wahrsten auszudrücken, indem er einen Mann vor Freude sich auf den Kopf stellen ließ. Der Kauz hätte eben so gut Einen hinstellen können, der den seinigen vor Freude verliert, er würde dasselbe in anderer Weise ausgedrückt und doch die Aufgabe nicht gelöst haben, sondern ihr blos aus dem Wege gegangen sein.

Den Kopf verlor nun in der Teichmühle Keines von Allen, aber kunter bunter ging's zu und die Hauptpersonen der Aufregung konnten am Ende, um sich der Verwirrung zu entziehen und um ungestört zu sein, nichts Klügeres thun, als daß sie sich in Robert's Stube begaben.

Wir überlassen sie hier den Ergüssen der Wonne, und verzichten darauf, den unzusammenhängenden, zerklüfteten Austausch von Gefühlen und Reden zu verzeichnen, die ihre anfängliche Unterhaltung charakterisirte, erst nach mehreren Stunden, nach einer eingetretenen Erschöpfung der Seele und der Empfindungen gewannen sie die Strömung der Mittheilungen und diese erfolgte von Seite der Kinder und der Mutter.

Aus der Erzählung der Letzteren ergab sich, daß Herr Perinell keineswegs jener Schlechtigkeit schuldig war, deren ihn die Brüder in Verdacht hielten; er war das Werkzeug des Herzogs und des Marquis, ohne sich irgend einer Gewaltthat oder Grausamkeit beflissen zu haben.

Die langjährige Gefangenschaft der Marquise auf dem Hohenstein war eine ihr von den Verwandten aufgenöthigte, Herr Perinell jedoch trug keine Schuld daran; die Dame lebte zwar auf dem Schlosse unter seiner Obhut, allein er kränkte sie nie und vermied Alles, was ihr unangenehm sein konnte.

Daß er den erhaltenen Weisungen und Vorschriften so strenge nachkam, war eine natürliche Folge seiner Abhängigkeit von dem Herzoge, welcher von der pünktlichen Erfüllung jener den Besitz des Schlosses abhängig machte, somit die Existenz des alten Mannes in seiner Hand hielt.

Als Robert von seinem Besuche auf dem Schlosse erzählte, erwähnte er auch jenes weiblichen Schreies, der plötzlich in sein Ohr drang und zur Folge hatte, daß er auf unglaublich schnelle Weise aus dem Schlosse gebracht wurde; darüber erhielt er nun die natürliche Aufklärung.

Die Marquise befand sich damals mit einer alten Dienerin in einem Gemache des unteren Gelasses und vernahm Robert's Stimme, welche mit einem Male alle Erinnerungen wach rief, da sie mit der Stimme seines Vaters die täuschendste Aehnlichkeit hatte. Die Ueberraschung erpreßte der Marquise einen Schrei des Schmerzes, der bis zu Robert drang, und ihn zum Umkehren veranlaßte, was jedoch verhindert wurde.

Herr Perinell gab sich alle Mühe, die Marquise die zufällige Stimmen-Aehnlichkeit vergessen zu machen, was ihm jedoch schwer gelang.

Wir glauben bereits früher über Alles, was dem Leser nur irgendwie unklar sein mochte, die nöthige Helle

verbreitet zu haben, so daß wir jetzt der unangenehmen Mühe überhoben sind, nachhinkende Erklärungen zu geben, welche in Momenten wie der ist, wo wir mit unserer Geschichte anlangten, am lästigsten sind.

Als die Brüder erfuhren, daß es wieder der Grafel war, dem sie die Vereinigung mit ihrer Mutter verdankten, der sich aber dieses Mal ihrem Danke entzogen hatte, konnten sie nur abermals ihre Verwunderung äußern über das Geschick, welches sich's in den Kopf gesetzt hatte, sie diesem Verbrecher zu verpflichten.

Wir schulden ihm großen Dank, sagte Gabriel, ich fürchte aber, es wird uns nie die Gelegenheit werden, ihn abzuzahlen, denn er verläßt die Bahn nimmer, auf der er wandelt, die strafende Gerechtigkeit wird ihn mit einem Male erfassen und uns nichts übrig lassen, als ihn zu bedauern.

Was die Gewissensskrupel der Marquise betraf, so wurden sie von beiden Söhnen mißbilligt, und Gabriel beschloß schon an einem der nächsten Tage an den Vater nach Paris zu schreiben und ihn von den Begebenheiten in Kenntniß zu setzen; die Antwort des Marquis — so beschlossen die Vereinigten — solle dann ihre künftigen Entschlüsse regeln.

Die Mühe des Schreibens wurde jedoch erspart.

Am nächsten Vormittage schon langte ein neuer Gast auf der Teichmühle an, Herr Perinell!

Sein Besuch galt blos Robert und dem Teichmüller, er wurde daher auf's Höchste und Angenehmste überrascht, als er in der Mühle auch die Marquise und Herrn Gabriel antraf.

Sobald Herr Martin Zeiner des Schloßherrn ansichtig wurde, schwoll ihm die Zornader und es fehlte wenig, so würden die Mühljungen eine Arbeit außerhalb der Mühle bekommen haben, Robert legte sich indessen in's Mittel und schützte den Mann der Nothlügen vor Mißhandlun-

gen; um ihn jedoch auch vor den Sprüchlein seiner Pflegemutter zu bewahren, dazu reichten seine Macht und sein Einfluß nicht aus.

Ei, ei, Herr Anton, rief Frau Lari bissig, was ist auf einmal los, daß Sie nach zwanzig Jahren sich plötzlich herablassen uns wieder zu besuchen? Ist ihnen das Herz aus der Kniekehle wieder hinaufgestiegen? Oder sehen Sie endlich auch ein, daß es besser ist umzukehren als unrecht fortzulaufen? Sie hätten's bald dahin gebracht, daß ich den Handel mit Ihnen verwünscht hätte, aber der Himmel hat mich vor Unrecht bewahrt und hat Alles zum Guten gefügt. Sie sind unschuldig daran. Zu viel zerreißt den Sack, zu wenig trägt der Wind davon. Doch ich mag mich nicht ärgern, ich bleiche Mohren nicht, dörre niemals Schnee im Ofen und pflege tauben Leuten kein Liedl vorzusingen. Was hilft's Flicken und Pelzen, wenn Haut und Haar nichts nutz sind? Ein Paar Narrenschuhe muß Jeder verreißen, wenn er nur nicht mehr braucht. Wenn Sie wieder mal ein Anliegen haben, so fragen Sie sich bei mir an, aber erst fünf Jahre nach meinem Tode, nicht früher. Für Ihre Verwandtschaft dank' ich auch, besser bei einem Spatzen gezwitschert als mit einem Raben gekrächzt; ich blase nicht gerne warm und kalt aus einem Munde und laß mich auch nicht gerne vorne lecken, wenn ich rückwärts gekratzt werde. Verstanden?

Herr Perinell ließ geduldig die Fluth über sich verlaufen, nahm sich dann die Mühe, sein Benehmen, so gut es anging, zu vertheidigen und verfügte sich hierauf zur Marquise, deren Anwesenheit ihm die Mühe sie aufzusuchen, ersparte. Er übergab ihr einen Brief, der am Tage ihrer Entfernung auf Hohenstein angelangt war.

Das Schreiben enthielt die Nachricht von dem Tode des Marquis Jules L'Espine.

Die Herzen der Gattin und des Sohnes wurden bei dieser unerwarteten Kunde tief erschüttert; obwohl sie dem

Verblichenen in Liebe nicht zugethan waren, fühlten sie doch in diesem Moment den Verlust schwer, wo eine Versöhnung zwischen den lang getrennten Gatten angebahnt werden sollte.

Mit dem Tode des Marquis schwand der letzte Rest von Bedenklichkeit bei Blanchefleure, denn nun war sie frei, wenn sie dem Schlosse auch nicht entführt worden wäre.

Von nun an durfte Herr Perinell keine Angst mehr haben, daß die Marquise von einem ihrer Kinder entdeckt werden könne, er war des Hüteramtes ledig und brauchte um seine Existenz nicht mehr zu zittern.

Blanchefleure, jetzt die Erbin eines großen Vermögens, trug Sorge, den Pflegeeltern ihres Sohnes reichlich zu vergelten was sie diesem Gutes gethan, und ließ ihnen die Wahl entweder hier zu bleiben und ihre Mühle neu und schön aufzubauen, oder aber mit ihr und den Söhnen nach Wien zu ziehen und die alten Tage sorglos in Gemeinschaft mit ihnen zu verleben.

Die Trennung von Robert dünkte dem Ehepaare so schwer, daß sie sich lieber zu dem Letzteren entschlossen; sie veräußerten daher ihr Besitzthum, befriedigten ihre Gläubiger und traten mit der Marquise die Reise nach Wien an.

Zwölftes Kapitel.

Der neue Vertraute.

Die Aufschrift dieses Kapitels gibt dem Leser wohl leicht zu erkennen, daß in demselben von Herrn Mayer die Rede sein werde; ja, dieser hatte sich in das Vertrauen des Räuberanführers hineingewunden, aber bis ihm

dies gelungen, bis er jeden Schein von Mißtrauen besiegte, darüber verflossen Wochen.

Grasel war schlau und vorsichtig, ja noch mehr, es ergingen sogar Warnungen an ihn und weckten neues Mißtrauen; allein Mayer war unermündlich, von eiserner Beharrlichkeit und Ausdauer, er beseitigte die Spitzen, beschwichtigte jeden aufkeimenden Verdacht und Verstand durch listige Wendungen Alles zu seinem Vortheile auszubeuten.

Ihn unterstützte als argloses Werkzeug die von ihm ebenfalls getäuschte Geliebte des Räubers, sie machte ihre Ueberredungskunst, ihren Einfluß geltend, wenn Grasel schwankte oder unschlüssig wurde.

Die Absicht Mayer's war, sich des Räubers lebend zu bemächtigen; damit jedoch dieses wahrscheinlich werde, mußte die Gefangennahme ohne Kampf, ohne Dazwischenkunft einer bewaffneten Macht, kurz, plötzlich und ohne alle Vorbereitung geschehen, Grasel durfte keinen seiner Genossen in der Nähe haben, er mußte sich ganz in der Gewalt seines „neuen Vertrauten" befinden.

Erwägt man nun die eben aufgezählten Bedingungen, ferner die Zeit, welcher Mayer bedurfte um sich in Grasel's Gunst festzusetzen, endlich daß es im Sinne seiner Sendung lag, nicht nur den Anführer gefangen zu nehmen, sondern auch seine Genossen und Verbündeten kennen zu lernen, so wird man begreifen, warum Monate verstrichen, bevor er Hand an's Werk legen konnte.

Während dieser Zeit spielte Mayer den Räuber, ließ im Einverständnisse mit den Behörden eine Falle legen und warnte Grasel davor, setzte bei einem Pfarrer einen Raub in Scene, den Grasel zu unternehmen nicht gewagt hatte, kurz, er entwickelte in der Rolle des wagigsten Spitzbuben eine solche Kunsthöhe, daß er die Bewunderung selbst Derjenigen errang, die ihm, von einem merkwürdigen Instinkt geleitet, oder auch wegen des erhöhten Grades von

Schlechtigkeit, der ihnen inne wohnte, kein Vertrauen zu schenken vermochten.

Zu diesen gehörte natürlicher Weise auch — Vater Grasel.

Der Alte war vom ersten Augenblicke ab ein Gegner des Rothköpfigen. Er konnte ihm die Tüchtigkeit nicht absprechen, er mußte ihm Muth und Gewandtheit zugestehen, aber er sah ihn mit mißgünstigen Blicken an, er haßte ihn, er traute ihm nicht.

Hansjörg, sagte er einmal zu seinem Sohne, ich begreife deine Leichtgläubigkeit nicht, wie kannst du einen Menschen wie dieser Mayer ist in deiner Nähe dulden? Der Spitzbube schaut ihm zu beiden Augen heraus, ich bitte dich um deiner selbst willen, trau ihm nicht.

Seid außer Angst, Vater, ich trau' keinem Menschen mehr, als er verdient.

Mehrere unserer Leute behaupten, er habe damals bei jener unglücklichen Verfolgung, die Einigen das Leben, Anderen wieder die Freiheit kostete, die Hände im Spiele gehabt.

Diese Behauptung ist falsch. Damals war Mayer erst von Wien hier eingetroffen und wußte noch gar nicht was wir vor hatten. Die Burschen haben sich selbst das Unglück zugezogen, weil sie, meinem Befehle ungehorsam, die Gegend des Schlosses nicht verließen, sondern in der nahen Waldschenke einkehrten um dort zu zechen. Uebrigens sind die Eingefangenen gute Kameraden, die ihre Verbindung mit mir nicht verrathen werden, und wegen des Einbruches auf Hohenstein wird man ihnen wenig anhaben können. Mayer ist an jenem Ueberfalle so unschuldig wie ich, und was seine Treue und Aufrichtigkeit betrifft, so sind sie vielleicht verläßlicher wie die manches Anderen, der ihn, wer weiß aus welchen Gründen, gerne verschwärzen möchte.

Vater Grasel mußte sich bescheiden, schupfte die Schultern, als ob er sagen wollte: „Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen!“ und entfernte sich.

Unter diesen Verhältnissen ging der Sommer zu Ende und der Herbst nahte heran.

Eines Tages als Mayer mit Grasel im vertraulichen Gespräche verkehrte, äußerte dieser Unzufriedenheit mit dem Stande der Dinge im Waldviertel.

Mayer spielte den Ungläubigen.

Ich weiß nicht, sagte er, was dir Ursache zur Unzufriedenheit gibt. Die Beschaffenheit der Gegend läßt nichts zu wünschen übrig, wir besitzen Verstecke und Zufluchtsorte in Menge, wir haben, wie du weißt, für den Winter einige recht ausgiebige Geschäfte in Aussicht, von Entbehrungen wird also keine Rede sein. Was fehlt dir, worüber beklagst du dich?

Du findest hier Alles recht hübsch und sicher, antwortete Grasel, ich begreif' es, denn du kennst nicht den Unterschied zwischen jetzt und ehedem. Früher war's hier ganz anders; da war es eine Freude unter den Leuten zu leben, Hunderte hielten heimlich zu mir, kein Gewehr ging über's Feld, ohne daß wir nicht alsogleich davon Kunde erhielten, kein Gerichtsdiener war im Lande, der nicht von einigen meiner Anhänger bewacht worden wäre. Ein Befehl von mir flog unbemerkt durch's Land, und wenn meine Leute in stiller Nacht durch die Dörfer liefen und an den Fenstern klopften, so war's eine Freude zu sehen, wie selbst ansässige Familienväter Hütte und Hof verließen, um meinem Rufe zu folgen. Damals ging's lustig her, man war von einem Gefühle der Sicherheit getragen und konnte Alles unternehmen, denn Alles gelang. Jetzt, o wie ganz anders ist es jetzt! Das Land, es ist wahr, das schöne, liebe Land ist noch immer dasselbe, Berg, Wald und Schlucht, sie haben sich nicht geändert, sind mir treu wie ehedem, aber die Menschen sind anders geworden. Eine

Scheu hat sich ihrer bemächtigt, sie fangen an sich vor mir zurückzuziehen, sie laufen mir nicht mehr zu, sondern überlassen mich mir selbst. Ich spreche hier nicht von Jenen, die Gefahren und Vortheile offen mit mir theilten, sondern von den weitläufigeren Genossen, die man vor Gericht Hehler und Helfershelfer nennt. Ihre Zahl ist unglaublich zusammengeschrumpft und das könnte mich verzagt machen, wenn ich nicht Muth und Ausdauer besäße.

Auf Mayer's tröstende Einwendungen erwiderte Grasel:

Gib dir keine Mühe, mein Lieber, es ist so wie ich sage und läßt sich leider nicht wegläugnen. Dazu kommt noch ein Anderes was nicht wenig dazu beiträgt mir das Leben zu verbittern, es sind die Frauenzimmer. Ich habe mich stets von eifersüchtigen Weibsbildern ferne gehalten, denn Eifersucht ist eine Leidenschaft, die nichts schont und Alles zu unternehmen im Stande ist; in den letzten Wochen jedoch bemerke ich zu meinem ärgsten Verdrusse, daß die Kathi und die Ehegartner Nand'l sich anfeinden, daß besonders die Erstere sehr erbost ist und mit jedem Mädchen eifert, dem ich nur einen freundlichen Blick zuwerfe. Ich habe dem Mädl gegenüber manche Rücksichten, deßhalb lasse ich mir ihre Schwäche gefallen, aber auf die Dauer würde ich sie nicht ertragen und ich fürchte, ihre Narrheit wird von Tag zu Tag heftiger, statt sich zu vermindern. Vor einigen Tagen fehlte wenig, und es wär' zwischen ihr und mir zu einem ernsten Streit gekommen. Ich trage von meiner Kindheit an ein weibliches Porträt an meiner Brust und habe mich in den Gedanken hinein gelebt, in diesem Wesen meinen Schutzgeist zu sehen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß Kathi bisher dieses Porträt nicht bemerkte; neulich geschah es endlich und — ich weiß nicht, sollte ich mich über sie ärgern oder belustigen — kaum hatte sie es erblickt, so entbrannte sie wegen des Bildes in Eifersucht und verlangte mit Ungestüm, daß ich es beseitige. Meine entschiedene Weigerung machte sie nur noch heftiger, ich verschwendete Vorstellungen, sie blieb taub, wollte nichts

hören und sagte in Einem fort: „Wenn du mich lieb hast, so wirfst du das Bild in's Feuer!“ Da ich dieses nun nicht that, so schieden wir, ich lachend und sie erbost.

Du wirst nun begreifen, Mayer, fuhr Grasel fort, daß ein Leben, wo man selbst mit Personen, an deren Umgang man gewöhnt ist, zu kämpfen hat, keine Annehmlichkeit bietet, und wirst das Verlangen erklärbar finden, dasselbe zu ändern.

Mayer wurde bei diesem Geständnisse stutzig.

Was hatte Grasel vor? Worin sollte die Aenderung, die er in seinem Leben vorzunehmen entschlossen war, bestehen?

Ohne indessen sein Interesse an dieser Sache zu sehr zu verrathen, sagte der Rothköpfige, Gleichgiltigkeit affektirend:

Deine Lage gegenüber den Frauenzimmern ist wirklich keine beneidenswerthe, und ich begreife, daß du sie gerne alle auf einmal los sein möchtest; aber du kennst die viel bekannte Erfahrung, man erobert leichter zehn neue Liebhaberinnen, ehe man eine alte Liebschaft vom Halse kriegt.

Grasel lachte und erwiderte:

Das ist wahr, man bringt die Mädl schwer los, besonders wenn sie wissen, daß sie Nebenbuhlerinnen haben, allein das Mittel, welches ich in Anwendung zu bringen gedenke, würde allen meinen Verlegenheiten auf einmal ein Ende machen.

Ich will — fuhr der Räuberanführer vertraulicher fort — dieses Land verlassen und nach Böhmen übersiedeln.

Nach Böhmen? fragte Mayer betroffen.

Warum nicht? Der Landessprache bin ich vollkommen mächtig, es wird mir bald gelingen, einen großen Kreis von Vertrauten zu bilden und die böhmischen Wälder werden mindestens so verschwiegen sein wie die österreichischen. Ich habe nur zu gewinnen, nichts zu verlieren. An einem schönen Morgen wird der Grasel verschwunden sein, und Niemand wird wissen wohin er gekommen, bis er auf ein-

mal in Böhmen auftaucht, zum Schrecken der Reichen, zur Unruhe der Gerichte. Was denkst du über diesen Plan?

Maye-, fürchtend, daß sein Opfer ihm, ehe er sich's versah, entschlüpfen könne, fühlte die Nothwendigkeit, sein Vorhaben zu beschleunigen, und beschloß dies auch im Stillen, er hütete sich jedoch dem Anführer Einwendungen zu machen. sondern bestärkte ihn in seinen Ansichten und prahlte mit weitläufigen Bekanntschaften, deren er sich in Böhmen erfreue.

Auch ich, sagte er leicht hingeworfen, wäre in diesem Augenblicke schon dort, wenn mich Kathi nicht abgehalten und überredet hätte, sie zu dir zu begleiten.

Grasel entsann sich, daß seine Geliebte wirklich davon sprach und fragte: Willst du mich dahin begleiten?

Meine Begleitung könnte dir gefährlich werden, Hansjörg. wenn du es jedoch wünschest, so wollen wir uns dort an einem bestimmten Orte zusammenfinden.

Grasel freute sich über die Vorsicht des Vertrauten.

Ja, das wollen wir, antwortete er zufrieden, und ich werde Sorge tragen, daß Jeder von uns, mit einem hübschen Geldsümmchen versehen, die Reise antrete, damit wir so lange auskommen, bis wir in Böhmen ein wenig heimisch geworden.

Mayer fühlte sich ruhiger, da ihm die Ueberzeugung ward, daß Grasel ohne ihn nicht fliehen werde.

Der Entschluß, Böhmen zum Schauplatze seiner Räubereien zu machen, stand in Grasel's Seele fest und die Ausführung sollte erfolgen, sobald er sich im Besitze der nöthigen Geldsumme befand, die ihm ein nächster Raub verschaffen sollte.

Es war auf einen reichen Metzger abgesehen; das Wo blieb vor der Hand ein Geheimniß, denn so lange er sich nicht von der Möglichkeit eines Raubes überzeugt hatte, pflegte Grasel nie von seinen Anschlägen zu sprechen.

Mayer kam fast nicht mehr von Grasel's Seite; wohl befand sich dieser oft in der Gewalt des verkappten Agenten, allein sie waren da entweder allein oder in Gesellschaft von anderen Räubern, so daß Mayer es nicht wagen konnte, sich des Verwegenen zu bemächtigen.

An einem Vormittage, die Freunde befanden sich in Ravelsbach, wo Grasel mehrere Tage mit Kathi beisammen war, da kam dieser zu Mayer und sagte:

Ich habe einen Wagen gedungen.

Einen Wagen, wozu?

Wir fahren gegen Horn.

Mir scheint dich lockt zur Abwechslung wieder die Nand'l?

Nein, es erwartet mich dort Jemand, der mir eine verlangte Auskunft zu bringen hat.

Wenn's eine Geschäftssache ist, um so besser.

Die Fahrt ging in einem einspännigen Wägelchen vor sich; Kathi mußte trotz ihrem Verlangen mitzufahren zurückbleiben.

Grasel war auf dem Wege einsilbig und verstimmt.

Mayer befragte ihn um die Ursache.

Ich weiß keine, erhielt er zur Antwort, mir ist's heute als sollte ich in Einem fort weinen.

Bist du unwohl?

Ich fühle nirgend Schmerzen, aber auf dem Herzen liegt mir's so schwer, daß ich zu ersticken meine.

Laß dir in Ammelsdorf, wo wir Mittagmahl halten, eine Flasche alten Wein geben, der wird dich erheitern.

Grasel antwortete nicht und blieb stumm und düster wie früher.

Mayer, ich fürchte es wird uns heute ein Unglück zustoßen.

Du bist kindisch, Hans.

Mir hat von einem alten Weibe geträumt.

Der Rothkopf lachte laut auf.

Lach nicht, Mayer, denn der Traum weicht nicht von mir. Es war eine alte Hexe, die auf mich zutrippelte und zu mir sagte: „Hans, du bist ein gottloser Mensch, warum betest du denn gar nicht?“ und damit gab sie mir einen Rosenkranz in die Hand. Ich nahm ihn, kaum aber hatte ich ihn erfaßt, so riß die Schnur, die Kügelchen rollten zerstreut auf dem Boden umher, worüber ich dermaßen erschrak, daß ich erwachte. Dieser Traum bedeutet Unglück, Mayer, du wirst es erfahren.

Du bist abergläubisch, Hans, ich begreife nicht wie ein verwegener Bursch einer so weibischen Furcht sich hingeben kann.

Du hältst also nichts auf dergleichen?

Ich hab' in meiner Jugend so viel gelernt, daß ich an solche Albernheiten gar nicht denke.

Ich hab' leider nichts gelernt — gar nichts — daher mag's kommen, du hast recht.

Nach einer längeren Stille: Mayer, sag' mir doch, wie viele Kügelchen befinden sich an einem Rosenkranz?

Da fragst du mich? meinte der Rothkopf ironisch.

Ja so — ich vergaß, daß du mit Rosenkränzen nie in Berührung kamst.

Wenn Grasel auch schwieg, war er doch, wie Mayer leicht wahrnahm, ohne Unterlaß mit seinem Traume beschäftiget.

Man langte in Ammelsdorf an.

Die Reisenden stiegen aus dem Wagen.

Gehen wir in's Wirthshaus? fragte Mayer.

Ich habe früher einen Gang, begleite mich.

Wohin gehst du?

Komm' nur mit, du wirst es schon sehen.

Der Agent leistete dem Wunsche Folge.

Weißt du wohin wir gehen?

Wie sollt' ich dies?

Ich will dir's sagen, Mayer, aber du mußt mich nicht auslachen. Ich möchte beten.

Beten?

Ich hab's schon lange her versäumt, ich will's wieder einmal versuchen, vielleicht wird mir dann leichter um's Herz.

Mayer lachte nicht, sondern munterte ihn zu seinem Vorhaben noch auf.

Man kam zum Kirchhofe, denn dahin hatte Grasel seine Schritte gerichtet.

Hier unter freiem Himmel, vor dem schlichten Kreuze kniete er nieder, während der Gefährte außerhalb seine Rückkehr abwartete.

Nach ungefähr zehn Minuten kam Grasel daher und sagte:

So, es ist vorbei, gehen wir wieder in Gottes Namen weiter, ich denke, es wird mir jetzt leichter werden.

Bevor sie den Ort erreichten, trafen sie den schwarzen Fabian, jenen Vertrauten Grasel's, bei dem Mayer einige Zeit unter der Maske eines Knechtes verborgen war.

Fabian winkte den Anführer bei Seite und sagte:

Hans, was machst du hier?

Wir fahren blos durch.

Wie ich seh', hängst du noch immer an dem Rothkopf. Du wirst's bereuen.

Du bist ein Narr, Fabian; wenn mir der Mayer Böses hätte zufügen wollen, er würde schon hundert Gelegenheiten dazu gehabt haben.

Thu' wie du willst, schau nur, daß es dir nicht übel bekomme. Ich hab' dem Schelm von der ersten Sekunde an, wo er meine Schwelle übertrat, nicht getraut.

Grasel achtete der Warnung nicht und ging mit Mayer gegen das Wirthshaus zu, vor welchem ihr Wagen hielt.

Weißt du, was Fabian von mir wollte? fragte er mit lächelnder Miene den Vertrauten.

Nein.

Er hat mich vor dir gewarnt!

Mayer lachte darob und versetzte:

Der Einfältige zürnt mir aus Eifersucht; als ich bei ihm im Hause war, bildete er sich ein, ich hätte Absichten auf sein junges Weib, und mir fiel es gar nicht ein meiner Geliebten untreu zu werden.

Ja, ja, erwiderte Grasel, die Eifersucht hat schon viel Böses angerichtet!

Man trat in die Schankstube, nahm ein Mittagsmahl, und da das Pferd währenddem abgefüttert war, setzte man die Reise fort.

Grasel's böse Laune war gewichen, er zeigte sich gesprächiger und munterer.

Der Nachmittag war vorgerückt, man fuhr durch Harmannsdorf und hatte Hoffnung, mit Anbruch der Nacht Mördersdorf zu erreichen.

Die beiden Reisenden unterhielten sich, scherzten über die Geliebten Grasel's, über seinen Aberglauben und kamen auch auf das schöne Porträt zu sprechen, welches die Eifersucht Kathi's erweckt hatte.

Grasel lachte darüber, und da von dem Medaillon die Rede war, fuhr er mit der Hand an jene Stelle der Brust, wo dies immer zu ruhen pflegte, und — hatte er sich geirrt, oder war das Medaillon verschoben, er fühlte es nicht!

Rasch riß er seine Weste auf, das Medaillon fehlte.

Was suchst du? fragte Mayer neugierig.

Grasel war bleich geworden und zitterte.

Mein Medaillon, stammelte er, ist verloren!

Das ist nicht möglich, entgegnete Mayer gleichgiltig, es muß sich unter den Kleidern befinden; da du es stets auf dem bloßen Leibe trugst, so kann es nicht herausgefallen sein.

Der Räuber überzeugte sich genauer und fand die Schnur, an welcher das Medaillon befestigt war, noch um seinen Hals geschlungen.

Digitized by Google

Die Schnur ist noch da, klagte Grasel, aber das Medaillon hat sich abgerissen.

Da er nach einer abermaligen genauen Durchsuchung das Porträt nicht fand, so kam Mayer auf den Gedanken, die Schnur aufmerksam zu prüfen und fand, daß sich das Medaillon nicht abgerissen hatte, sondern mit einer scharfen Scheere abgeschnitten worden war.

Grasel sann über diese Entdeckung nach, plötzlich durchflog ihn ein Gedanke, und er rief:

Ich hab's, ich hab's, das Porträt ist nicht verloren, sondern es ist mir heimlich entwendet worden, und zwar von der eifersüchtigen Kathi.

Mayer lachte über die thörichte Eifersucht des Mädchens, allein Grasel fand die Sache nichts weniger als lächerlich.

Die abergläubische Furcht überkam ihn von Neuem.

Das Medaillon war in seinen Augen sein Talisman und er hatte ohne diesen die Reise unternommen; mit dem Medaillon fehlte ihm sein Schutzgeist, denn er sah in demselben seinen Retter und Hort.

Unter diesem Eindrucke erneuerte sich auch der Glaube an die schlimme Bedeutung seines Traumes, und Alles zusammen schuf eine Verzagtheit der Seele, die Grasel zu dem Wunsche veranlaßte, augenblicklich umzukehren.

Mayer machte sich über die abergläubische Furcht lustig und versuchte einige Einwendungen, die indessen wenig gefruchtet haben würden, wenn nicht ein anderer zufälliger Umstand den Räuberanführer seinem neuen Entschlusse untreu gemacht hätte.

Man wollte das Wägelchen eben umkehren lassen, als Mayer, rückwärts blickend, zwei bewaffnete Jäger ersah, die ihnen, wenn sie den Wagen umkehren ließen, gerade entgegen gekommen wären.

Er machte Grasel auf sie aufmerksam und ließ am Ende die mit Nachdruck gesprochenen Worte fallen:

Du wirst es mit deinem Aberglauben noch dahin bringen, daß wir unsern Feinden in die Arme rennen!

Das wirkte; man setzte den Weg fort, Grasel verstummte und versank wieder in die düstere Stimmung wie am Vormittage.

Der Abend war bereits heraufgezogen als man den Berg gegen Mördersdorf hinabrollte und vor dem Wirthshause daselbst, gleich am Anfange des Ortes gelegen, Halt machte.

Dreizehntes Kapitel.

Herr Mayer spielt die Rolle des Vogelfängers glücklich zu Ende.

Das Wirthshaus in Mördersdorf ist eine einfache Dorfschenke; man mag sich noch so bemühen, man wird nichts entdecken, was diese Hütte nur irgendwie von den dortigen gewöhnlichen Schankwirthschaften zu unterscheiden vermöchte; und dennoch ward ihm die Gunst zu Theil, durch die Vorfälle, die wir sogleich erzählen werden, für die Dauer einiger Decennien eine Art Berühmtheit zu erlangen, ja noch heut zu Tage zieht kein Reisender durch Mördersdorf, dem man nicht die Schenke zeigt, „wo's den Grasel g'fangt hab'n.

In jener Unterhaltung, wo einst der Gföhler seine Geschichten erzählte, kam auch die Rede auf Mördersdorf und da bekannte Grasel, daß er diesem Orte keineswegs zugethan sei.

Ich weiß nicht, wie es kommt — so lauteten damals seine Worte — daß ich gegen diesen Ort einen unbesiegbaren Widerwillen hege; wenn ich es vermeiden kann durch

Mördersdorf zu fahren, so unterlasse ich es stets und mir gruselt's schon, wenn ich es auch nur von ferne sehe. Meiner Treu, es kommt mir immer vor, als sollte mir einmal in Mördersdorf ein Leid geschehen.

Der Widerwille des Räubers sollte gerechtfertiget werden; eine seltsame Laune des Schicksals fügte, daß der Aberglaube Grasel's in allen Einzelnheiten eine glänzende Genugthuung erhielt.

Die Art, wie die Gefangennehmung des gefürchteten Räubers geschah, war eine gewöhnliche, eine alltägliche, nur die von uns erzählten Vorbereitungen dazu waren eines Mayer würdig, der Akt an und für sich war nicht viertausend Groschen, viel weniger so viel „Gulden" werth, es war ein gefahrloser Ueberfall. Herrn Mayer gebührt indessen das Verdienst, den passenden Moment zu dieser Ueberrumplung gewählt zu haben.

Es ist eine Thatsache, die von Mayer später selbst eigestanden wurde, daß er, selbst als er mit Grasel die Mördersdorfer Schenke betrat, noch nicht daran dachte, den Räuber an diesem Abende zu fassen, die Idee dazu erwachte erst später in ihm, und zwar durch eine Aeußerung Grasel's, die dem Agenten den Moment als günstig erscheinen ließ, und die dem Räuberspiel im Waldviertel ein Ende machte.

Wir wollen den Hergang der Katastrophe einfach und schlicht erzählen.

Grasel ließ den Wagen auf der Straße vor dem Wirthshause halten und begab sich mit Mayer in die Schankstube.

Man nahm an einem Tische Platz und Grasel bestellte Wein und ein Abendmahl.

Außer ihnen waren noch mehrere Gäste anwesend, Bewohner des Ortes, dann ein paar Kanoniere, Urlauber, die sich eben auf dem Durchmarsche befanden.

Während des Abendmahles verlor sich Grasel's üble Laune, und er wurde gesprächiger.

Wie er es immer zu thun pflegte, hatte er auch heute beim Eintritte in die Schankstube die Anwesenden gemustert, und entdeckte nichts was ihm gefährlich schien.

Die Kanoniere waren unbewehrt und dachten so wenig an den Grasel wie die Uebrigen.

Mayer, als er die gute Laune seines Gefährten wiederkehren sah, knüpfte mit ihm ein Gespräch an, welches jedoch nur halblaut und in abgerissenen Sätzen geführt wurde, so daß es nicht gehört, und wenn Einer ja hie und da ein Wort erhaschte, nicht verstanden werden konnte.

Ich hätt' es nimmermehr gehofft, sagte Mayer eben, daß wir in diesem Nest ein so schmackhaftes Nachtmahl erhalten würden.

Das Essen ist gut, bemerkte Grasel.

Auch der Wein.

Geht an, lautete die Antwort, aber trotzdem kann ich den Ort nicht leiden...

Warum nicht?

Ich weiß es nicht, ich hatte stets einen Widerwillen, hier zu verweilen.

Es ist doch hier nicht gefährlich?

Gefährlich? — Nein! — Aber auch nicht heimisch.

Das heißt?

Im ganzen Nest — keinen Anhänger — keinen Vertrauten.

Was du sagst?

Es gelang mir nie, Einen zu bekommen.

Merkwürdig!

Bei diesem arglosen Geständnisse des Räubers durchblitzte es die Seele Mayer's.

Grasel besaß also hier keine Genossen, er stand ganz allein, wenn er hier festgenommen wurde, so war nicht zu

befürchten, daß seine Anhänger sich zusammenrotten und ihn befreien könnten.

Der Moment war demnach der günstigste und nun erst beschloß Mayer, ihn zu benützen.

Die Unterhaltung dauerte fort, Grasel wurde immer munterer.

Während dem verließen die Gäste aus dem Orte nach und nach die Schenke und außer dem Räuber und seinem Vertrauten blieben nur die Kanoniere noch anwesend.

Mayer, dessen Gedanken sich bereits mit seinem Vorhaben beschäftigten, suchte eben nach einem schicklichen Vorwande, um die Stube, ohne daß es seinem Gefährten auffiel, verlassen zu können.

Merkwürdiger Weise kam ihm dieser selbst entgegen, denn die Unterhaltung plötzlich unterbrechend, sagte Grasel zu ihm:

Sieh doch ein wenig hinaus, ob unser Pferd bald abgefüttert sein wird?

Mayer hinkte aus der Stube, rief draußen den Wirth bei Seite und flüsterte ihm zu:

Der Mann in Eurer Zechstube, mit dem ich am Tische sitze, ist der Grasel. Die Gelegenheit ist günstig, wir wollen ihn festnehmen. Sprecht heimlich mit den Kanonieren, daß sie uns beistehen. Der Räuber, von rückwärts überfallen, kann uns nicht widerstehen.

Der Wirth stellte sich dem Agenten gleich zur Verfügung und versprach die nähere Weisung, die ihm dieser rasch und kurz ertheilte, pünktlich auszuführen.

Nachdem Mayer sich dieser Mitwirkung versichert hatte, kehrte er wieder in die Stube zurück und nahm seinen früheren Platz ein.

Die Situation war nun folgende:

Mayer saß mit dem Rücken gegen die Wand, während Grasel den seinigen der Mitte der Stube zukehrte.

Er wählte vorhin diesen Platz, um den Gästen, die sich zufällig an der anderen Längenwand hinter ihm niedergelassen hatten, den Anblick seines Antlitzes zu entziehen, eine Maßregel, die ihm jetzt sehr zum Nachtheile gerieth, denn er hatte nun auch die Kanoniere im Rücken und konnte nicht wahrnehmen, wie der Wirth heimlich mit ihnen sprach und sie auf einmal ihre Aufmerksamkeit ihm zuwendeten.

Mayer, damit das Manöver ja nicht mißlinge, verflocht ihn in ein Gespräch, dessen Inhalt, wie er aus Erfahrung wußte, bei Grasel nie die Wirkung verfehlte, er sprach nämlich von dessen zahlreichen Liebschaften.

Grasel gerieth in Eifer, wurde lustig und prahlte mit dem Anwerthe, den er bei den Dirnen noch jederzeit fand.

Endlich sagte Mayer zu ihm:

Ich möchte doch wissen, Hans, welche von deinen Geliebten dir eigentlich die theuerste ist?

Meiner Treu, diese Frage ist schwer zu beantworten!

Es wird sich doch Eine unter ihnen befinden, die dir lieber ist, wie die Anderen.

Grasel besann sich eine Weile, dann erwiderte er:

Wenn ich mir's recht überlege, so war's die Halterische in Oberhöflein, die ich noch am meisten lieb hatte.

Wie hieß das Mädl?

Marie ist ihr Name.

Mayer ergriff das Glas, und einen Anflug von Laune erheuchelnd, sagte er:

Stoß an, Bruder, die Marie soll leben!

Grasel stieß an.

Das war das verabredete Signal.

Als Grasel trank, stürzte sich der Wirth von rückwärts auf ihn, umfing ihn mit beiden Armen und riß ihn zu Boden.

Zu gleicher Zeit warfen sich Mayer und die Kanoniere auf Grasel, der beim Angriffe seines falschen Bruders das

Wort „Schuft“ hervorstieß und sich mit einer unglaublichen Kraftanstrengung zur Wehre setzte.

Der Räuber suchte sich vergebens vom Boden empor zu ringen; als es ihm einen Moment gelang, eine seiner Hände frei zu bekommen, fuhr er rasch nach dem Stiefelschaft, wo er verborgen ein Messer trug, Mayer ersah dies jedoch zur rechten Zeit, entriß die Waffe dem Versteck und schleuderte sie bei Seite.

Grasel's Anstrengungen blieben ohne Erfolg, die Ueberkraft war zu groß, die Kanoniere lagen mit Zentnerlast auf ihm, und nur zu bald fühlte er sich an den Füßen gebunden.

Du bist gefangen, rief ihm Mayer zu, dein Widerstand ist umsonst, wozu deine Anstrengung?

Statt einer Antwort spie ihm der keuchende Räuber seinen ganzen Grimm und seine ganze Verachtung in's Angesicht.

Als er die Stricke auch an seinen Händen fühlte, legte sich, wie durch einen Schlag niedergedrückt, die Empörung seiner Seele, er wurde ruhig, machte keine Anstrengung mehr und überließ sich einer düsteren Resignation.

Grasel fühlte, daß sein Schicksal ihn ereilt hatte, er ertrug es schweigend.

. . . .

„An einem Morgen“ — so erzählte uns jüngst eine alte Frau, deren Geburtsort Mördersdorf ist — „hieß es auf einmal, man habe den Grasel in der Nacht im Wirthshause gefangen. Anfangs wollt' ich es gar nicht glauben, dann aber lief ich hin — ich war damals ein flinkes Mäd'l — um den furchtbaren Räuber anzuschauen.

„Aber wie war ich erstaunt, statt des entsetzlichen Räubers, wie ich mir ihn immer vorgestellt hatte, einen schönen jungen Burschen, an Händen und Füßen gebunden, zu finden.

„Er sah uns an und auf einmal hörte ich, wie er gleichsam zu sich selbst murmelte: „Ja, ja, mir hat nicht umsonst von einem alten Weibe geträumt, welches mir einen Rosen-

kranz in die Hände gab, jetzt hab' ich ihn" — dabei sah er auf die Fesseln, die er trug."

Und nach einer Weile murmelte er wieder:

„Mein Schutzgeist war nicht bei mir, und ich bin unglücklich geworden, und durch wen? Durch ein — Frauenzimmer!"

. . . .

Von Mördersdorf brachte man Grasel auf einem Wagen nach Horn, und von dort aus nach Wien.

Eine ganze Korporalschaft des Landwehrbataillons, welches damals in Horn und der Umgegend im Standquartier lag, ward ihm zur bewaffneten Begleitung beigegeben.

Der Räuber fuhr auf einem Leiterwagen, an den er gefesselt war.

An der Taborlinie angelangt, machte der Wagen Halt.

Eine große Menschenmenge, der das Eintreffen des berühmten Räubers schon früher bekannt geworden war, drängte sich an den Wagen, um Grasel, der auf Stroh ausgestreckt lag, zu begaffen."

Der Räuber, durch diese Neugierde verletzt, hob den Kopf in die Höhe, blickte die zunächst Stehenden finster an und sagte:

„Habt Ihr nichts G'scheidteres zu thun, Ihr Wiener, als einen unglücklichen Menschen anzugaffen?"

Nachdem man sich des Anführers bemächtigt hatte, ereilte das verdiente Loos auch die Andern.

Die Ehegartner-Hütte nächst Horn wurde überrumpelt und was sich dort befand eingezogen.

Vater Grasel kam auch in die Hände der Justiz.

Im Waldviertel entstand ein ordentliches Treibjagen; ganze Wagen voll wurden nach Wien expedirt.

Männer, Weiber, Dirnen, der Genossenschaft oder der Hehlerei schuldig, füllten die Arreste der Residenz.

Bei einer der großartigsten Streifungen fand man später im Hornerwalde in Verwesung begriffene Leichen.

In einer derselben wurde der alte Christof aus Gföhl erkannt, neben seiner Leiche lag ein todter Hund.

Das Thier, welches keine Wunde zeigte, sondern sich an der Seite seines Herrn zu Tode gehungert hatte, war — der treue Motz.

Wir versetzen die Leser wieder nach Wien, um ihnen dort den letzten Akt unseres Dramas vorzuführen.

Das Menschenmeer umwogt uns wieder und die unermüdliche Geschäftigkeit einer Residenz umrauscht uns wie ein fünftes Element.

In dieser gewaltigen Bewegung verschwindet das gewöhnliche Individuum und nur Wenigen ist es gegönnt, sich empor zu ringen und bemerkbar zu machen.

Wie viel Glück geht in diesem Meere unter, wie vie Thränen des Unglücks fallen in dasselbe, ohne es nur im Leisesten zu affiziren?

Seit Wochen schon zählte Wien fünf glückliche Menschen mehr; wer sah es ihnen an, wer achtete auf sie? — Niemand!

Fünf Menschen, von der Glorie des Glücks umstrahlt, würden in einem kleinen Städtchen die schleichenden Wogen des Alltagslebens in eine feiertägige Lebhaftigkeit umwandeln, fünf glückliche Menschen würden dort alle Aufmerksamkeit auf sich lenken, sie würden den halben Ort mit dem süßen Dufte behaglicher Freude schwängern, in Wien dagegen verschwinden sie unbemerkt; der große Strom verschlingt eine Perle eben so gut wie das verzweifelnde Elend, welches sich in seinen Tiefen vergräbt.

Wer waren die Glücklichen, von denen wir sprechen?

Die Marquise L'Espine, ihre Söhne Gabriel und Robert und Herr Martin Zeiner sammt seiner Gattin Hilaria, die zur Zeit, als sie noch Teichmüllerin war Frau Lari hieß.

Die Marquise hatte einstweilen in der Roßau ein hübsches Gartenhaus gemiethet, welches zur bequemen Aufnahme der ganzen Familie Raum genug darbot.

Frau Hilaria überkam die Sorge des Hauswesens und Herrn Zeiner wurde der Ehrenplatz des Hausvaters zu Theil.

Blanchefleure, seit zwanzig Jahren von der Aussenwelt abgeschlossen, vermied es auch jetzt, mit ihr in Berührung zu kommen, lebte blos ihren Söhnen und überließ dem Ehepaar willig die Leitung des ganzen Hauswesens, worin sie Gabriel auf's Beste unterstützte.

Vierzehntes Kapitel.

Wo an einer Glückstafel Fünf speisen, da kann auch noch ein Sechster sich sättigen.

Robert war in der städtischen Welt völlig fremd, und mußte sie erst kennen lernen, bevor er sich entschloß, in ihren Verkehr sich zu mengen.

Auch seine Pflegeeltern waren in dem neuen Elemente nicht ganz heimisch und mußten manches Lehrgeld zahlen, worüber besonders die Ex-Teichmüllerin nicht wenig aufgebracht war.

„O, o," pflegte sie bei solchen Gelegenheiten auszurufen, „gibt es in Wien allerhand Volk! Trau Niemanden, bis du einen Scheffel Salz mit ihm gegessen hast! Den Kukuk auch, wenn ich in Wien mit jedem einen Scheffel Salz verzehren soll, würde ich bald zur Salzsäule werden wie die Frau jenes Juden, der Loth hieß, der aber kein Quentchen Werth hatte, weil er sich zum Thiere soff. Trauwohl führt die Kuh aus dem Stall; hier wird einem zwar nicht die Kuh aus'm Stall geführt, weil man keine hat,

dagegen das Geld aus dem Beutel. Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen, das fürchten die Wiener und deßhalb glaubt das Sündenvolk lieber gar nichts. Wenn man unter Raben lebt, muß man mitkrächzen, unter Wölfen muß man mitheulen, gegen den Strom kann man nicht schwimmen, gegen den Wind nicht schiffen; aber um den Raben zu gefallen, muß man so schwarz sein wie sie, um den Wölfen zu behagen, muß man Schafe und Kälber roh fressen, und so was verträgt nicht jeder Magen, wenn die Zähne auch noch so gesund sind. Schick' dich in die Zeit, schick' dich in die Leut', das wär' schon recht, aber wo gibt es einen Koch, der für alle Mäuler recht kochen will und besonders für Wiener Mäuler. Herrgott! Was wird da in Einer Woche zusammengekocht und aufgegessen! Die Wiener stiften Alles in's Kloster Maulbronn, sie haben gar heiße Mägen und verdauen gar oft drei- oder vierstöckige Häuser; das Strecken nach der Decken steht in ihrer Litanei nicht und ihr Magen zieht stärker als sieben Ochsen. Wer keinen Kalk hat, muß mit Leimen mauern, das thut man aber hier nicht, hier mauert man immer mit Kalk und müßte man Satz über Satz machen."

In dieser Weise ging es fort aus dem unerschöpflichen Brunnen der Sprüchlein, der in Wien nicht nur nicht versiegte, sondern sogar durch neue Quellen gespeist wurde.

Das Glück der Familie — denn eine solche bildeten die fünf Personen — sollte erweitert werden: wenn ein Glück vollständig sein soll, müssen es Alle genießen, die uns theuer sind, wo an einer Glückstafel Fünf speisen, da kann auch noch ein Sechster sich sättigen.

Daß dieser Sechste sich einfand, war das Verdienst Gabriel's.

Weder die Mutter noch die Uebrigen ahnten den Zweck gewisser Gänge, die ihn oft in die innere Stadt führten; man wähnte, es seien gewöhnliche Geschäfte, während dem

aber nicht so war: jenen Gängen lag ein gar wichtiges Motiv zu Grunde.

Blanchefleure hatte auf eine Rückkehr nach Paris für immer verzichtet; der Eigennutz ihrer Brüder war ihr verhaßt, sie trug kein Verlangen, in der Nähe Derjenigen zu leben, die nichts gethan, um ihr Loos zu mildern, ja die vielmehr dazu beitrugen, es zu erschweren; sie ließ daher ihre Angelegenheiten durch Gabriel derart ordnen, daß sie mit ihren Brüdern in keine Berührung mehr kam, und hatte nur noch Einen Wunsch, nämlich den, Robert rechtskräftig als ihren Sohn anzuerkennen.

Merkwürdiger Weise war es aber Gabriel, der sich der alsogleichen Ausführung dieses Wunsches widersetzte.

In einem Gespräche, wo er mit der Mutter über diesen Gegenstand verhandelte, konnte sich die Marquise der Bemerkung nicht erwehren, daß ihr sein Widerspruch auffalle, um so mehr, da sie in seine Liebe zu Robert keinen Zweifel setze.

Darauf antwortete der junge Marquis, indem er die Rechte auf sein Herz legte:

„Der Himmel ist mein Zeuge, theuere Mutter, daß weder Eigennutz noch sonst ein mißgünstiges Gefühl mich zu dem Wunsche, den ich eben aussprach, veranlassen. Ich stimme mit Ihnen, was die Nothwendigkeit der Maßregel betrifft, vollkommen überein, allein ich bitte Sie inständigst, deren Ausführung zu verschieben, bis ich den passenden Moment dazu gekommen glaube. Robert ahnt ohnedem noch nicht, was Sie beabsichtigen, einige Monate früher fallen nicht in die Wagschale.“

Warum wünschest du aber die Verzögerung? fragte die Marquise.

Erlassen Sie mir, Ihnen den Grund davon anzugeben, wär' er nicht so erheblich, ich würde einen Wunsch, der Ihnen so theuer ist, nicht hinaus schieben.

Die Marquise vermochte sich das Geheimniß ihres älteren Sohnes nicht zu enträthseln und ergab sich in seinen Willen.

Frau Lari, die als sorgsame Hausfrau ihre Augen und Ohren überall hatte, bemerkte ebenfalls die häufigen Gänge des Herrn Gabriel, schüttelte den Kopf und machte die Frau Marquise darauf aufmerksam.

Gnädige Frau, sagte sie, ich kann wirklich nicht länger schweigen, und muß meinen Mund aufthun. Eine Weiberzunge soll auch ihre Rasttage haben, und wenigstens am Sabbath ausruhen von aller Arbeit, das ist wahr, wenn sie aber in einem fort ausruht, dann ist es gleich besser, man hängt sie in den Rauchfang zum Pöckeln, als daß man sich die Mühe nimmt, sie mit sich herum zu tragen. Schweigen ist nicht immer gut, ein zeitig Wort findet alleweil Gnade. Es war nie meine Sache, die Nase in jeden Topf zu stecken, denn zu viel Wissen macht Kopfweh und Vorwitz macht die Jungfern theuer; aber wenn's mich juckt, so kratz' ich mich, und wenn das Töpflein zu voll ist, geht es über. Allen Respekt vor Herrn Gabriel, er ist ein gnädiger Herr zum Küßen, aber ich weiß nicht, wie ich's mit ihm halten soll, denn er weilt mir gar zu oft außer Haus und wenn er allein ist oder es zu sein glaubt, so denkt er nach, als wenn er weiß was zu erfinden hätte. Hohe Bäume fangen viel Wind, das ist wahr, jedes Land hat seinen Sand, das ist auch wahr, aber warum die Geheimnißkrämerei? Der ist ein arger Schmied, der seinen Rauch nicht vertragen kann, und was ein echter Fuhrmann ist, der hört immer gern klatschen. Man braucht zwar seine Pläne nicht an die Kirchthüre anzunageln, denn wer am Wege baut hat viele Meister, aber das Licht hinter den Schäffel stellen, ist auch nicht gut. Darum möcht' ich wissen, was der junge Herr vor hat. Ich bin nicht neugierig, Gott bewahre, aber ich möchte wissen, was er im Schilde führt?

Blanchefleure lächelte, war jedoch außer Stande, der

Ex-Müllerin zu willfahren und beide Frauen mußten sich gedulden, bis ihnen die Aufklärung durch den jungen Marquis geboten wurde.

Eines Nachmittags rief er Frau Lari bei Seite und sagte zu ihr:

„Liebe Madame Zeiner, ich muß Sie mit einer Bitte belästigen. Wir werden heute Abend fremden Besuch empfangen, halten Sie sich beim Anlangen desselben in der Nähe auf, für den Fall, daß wir Sie benöthigen sollten. Was ich Ihnen so eben anvertraut habe, bleibt unser Beider Geheimniß.“

Frau Lari hatte, was sie erfuhr, nur wenige Stunden zu verschweigen, und doch lastete das Geheimniß mit Zentnerschwere auf ihrem Herzen, so daß sie schier erstickt wäre, wenn sie nicht eine unschädliche Ableitung gefunden hätte; sie theilte es nämlich ihrem Gatten mit, dann ihrem Pflegesohn und sie würde wahrscheinlich auch der Marquise einige Winke haben zukommen lassen, wenn Gabriel nicht die Vorsicht angewendet hätte, ununterbrochen an der Seite der Mutter zu weilen, so daß die Verrätherin sich ihr unbemerkt nicht nähern konnte.

Eine andere Vorsicht erheischte es, daß Gabriel mit der Mutter eine Unterhaltung über vergangene Tage begann und in zarter Weise einen Gegenstand berührte, der zwischen ihnen bis jetzt nicht zur Sprache gekommen war; diese Unterhaltung wurde fortgeführt, bis der von Gabriel erwartete Besuch angemeldet wurde.

Ein fremder Herr, blaß, im Aeußeren ein langjähriges Leiden verrathend, trat ein.

Ein Schrei der Marquise verrieth, daß sie ihn augenblicklich erkannt habe, der Eingetretene war — Robert von Wendheim, der Vater ihres zweiten Sohnes!

Blanchefleure war verwirrt, betäubt, und Frau Lari und Gabriel hatten Mühe zu verhüten, daß sie nicht in Ohnmacht fiel.

Das Erscheinen des Herrn von Wendheim war Gabriel's Werk.

Kaum nach Wien gekommen, erkundigte sich dieser bei der betreffenden Behörde nach dem Unglücklichen und erfuhr nicht nur, daß er am Leben sei, sondern auch, daß seine Strafzeit in den nächsten Monaten zu Ende gehe.

Herr von Wendheim war bekanntlich im Jahre 1796 zu zwanzigjährigem Festungsarrest verurtheilt worden und diese Zeit ging in dem Jahre 1816 zu Ende.

Gabriel erhielt die Begünstigung, Herrn von Wendheim ein offenes Billet zusenden zu dürfen, in welchem er ihn ersuchte, sogleich nach seiner Freilassung nach Wien zu reisen, wo ihm wichtige Nachrichten zu Theil werden sollten. Als Zusammenkunftsort war von Gabriel die Wohnung einer bekannten Familie bestimmt, wo Herr von Wendheim sich einfinden sollte, und deren Adresse ihm mitgetheilt wurde.

Nach zwanzig Jahren kehrte also Robert's Vater aus seiner Haft in die Gesellschaft zurück, und fand seinen Sohn und seine ehemalige Geliebte wieder.

Das Geschick hatte beschlossen, ihm die erduldeten Leiden zu vergüten.

Herr von Wendheim und Blanchefleure lebten die lange Zeit ihrer Trennung in Haft, Beide waren von der Welt geschieden und kehrten fast zur selben Zeit in dieselbe zurück; Beide trugen die Liebe zu einander noch in ihren Herzen, und fanden sich jetzt, wo diese Liebe kein Verbrechen mehr war.

Ob die Freude Blanchefleure's oder die ihres zweiten Sohnes größer war, als er zum ersten Male an dem Herzen seines Vaters ruhte, wagen wir nicht zu entscheiden.

Die Eltern hatten eine schwere Zeit der Sühne verlebt, sie konnten sich nun geläutert und gereinigt ihrem Gefühle überlassen.

Trotz diesem Uebermaß der Wonne vergaß die Marquise keinen Moment ihren Gabriel, dessen Bestrebungen sie diese Vereinigung dankte.

Nun wußte sie den Grund, warum Gabriel die Erfüllung ihres Wunsches hinausgeschoben, Robert sollte von Vater und Mutter zugleich als Sohn anerkannt werden. Diesem allseitigen Glücke stand nun nichts mehr im Wege, nur wenige Wochen und die Marquise L'Espine trat vom Schauplatze ab und wurde die Gattin des Herrn von Wendheim; aus Robert Zeiner wurde Robert von Wendheim.

Die Ex-Müllerin war schier außer sich vor Freude, besonders an dem festlichen Tage, wo die Verbindung kirchlich gefeiert wurde.

Ihr Pflegesohn war nun auf einmal ein „Herr von" geworden!

Das vermochte sie nicht mit Stillschweigen zu ertragen, sie versammelte, was an Dienerschaft anwesend war, um sich und sagte: Des Herrn Fuß düngt am besten; wer Eier aufklauben will, muß sich auch das Gackern der Hühner gefallen lassen; wie die Quelle, so das Wasser; wer da hat die Mühe, soll auch bekommen die Brühe; große Vögel brauchen große Nester; hinterm Berg wohnen auch Leute, davon weiß der junge Herr von Wendheim eben ein Geschichtchen zu erzählen: wenn's an der Größe gelegen wäre, so könnte die Kuh einen Hasen erlaufen; klein angefangen und hoch aufhören, so ist's recht; es sind viele Esel, die keine Säcke tragen, umgekehrt ist aber auch gefahren. Ich und mein Mann erleben an unserem Pflegesohne große Freude, wir haben sie aber verdient, wir wissen uns sogar in die Stadtleute zu fügen und zu schicken, und man kann nicht sagen, daß dies uns ansteht wie dem Kapuziner der Haarbeutel. Alles in Allem, die Hand des Herrn ruht sichtbar auf uns, aber nicht, um uns zu züchtigen, sondern um uns zu lenken. Darum fürchtet

Gott und thut Recht, seht mehr auf Euer Hemd als auf Euren Rock, denn das Hemd liegt Euch näher. Heut aber soll's lustig hergeh'n, tanzt und springt, aber nicht zu hoch, letzteres geht besonders die Mädl an, auch ich werde mit meinem Martin Eins walzen und die Musikanten müssen mir den „Waterloo-Landler"*) aufspielen, da sollt Ihr Eure Wunder erleben und staunen, wie ich's noch kann. O, es ist kein Kinderspiel, wenn ein altes Weib tanzt!!

Fünfzehntes Kapitel.

Untersuchung und Hinrichtung.

Die Gefangennahme und Ablieferung der beiden Grasel nach Wien erregte das höchste Interesse, besonders in den ersten Tagen, so lange der Gegenstand noch neu war.

Wohin man kam, überall wurde von Grasel gesprochen, überall von ihm erzählt; unter der großen Menge gab es auch einzelne Ungläubige, das heißt solche, die ganz und gar in Abrede stellten, daß man sich des wirklichen Grasel bemächtiget habe, diese behaupteten steif und fest, es werde sich schon bei der Untersuchung herausstellen, daß man irgend einen ganz gewöhnlichen Spitzbuben für den Grasel halte. Sie sollten freilich erst nach vielen Monaten eines Besseren überzeugt werden.

Die Grasel und ihre Mitschuldigen wurden dem Wiener Kriminalgerichte übergeben und, was sich leicht voraus-

*) Ein damals sehr beliebter Walzer.

sehen ließ, der Prozeß gedieh, bei der großen Anzahl der Schuldigen und der Menge der Verbrechen, zu einem gewaltigen Umfange und dehnte sich durch Monate hinaus!

Das Interesse des Publikums erschlaffte, das Thema verlor den Reiz der Neuheit, der Grasel blieb zwar noch auf dem Repertoir des Wiener Stadtgesprächs, allein er bildete nicht mehr das einzige Zugstück, sondern wurde nur gelegentlich hervorgeholt, wenn etwas aus der Untersuchung, gleichviel, ob wahr oder erdichtet, verlautete.

Grasel im Kerker oder vor den Richtern bietet nichts, das besonderes Interesse erregen könnte; er läugnete nicht, sondern hielt auch hier an seinem bekannten Wahne fest.

„Das Schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn," diesen Spruch fanden wir über einem Kupferstiche, den wir in der k. k. Hofbibliothek einzusehen Gelegenheit hatten, und das treue Porträt Grasel's darstellt, nach der Natur gezeichnet von einem Beisitzer des Kriminalgerichtes, der den Verhören beiwohnte. Grasel mußte demnach seine Ueberzeugung auch vor Gericht geltend gemacht haben.

Aus den Tagen seiner Haft im damaligen Kriminal wissen wir nur eines besonderen Vorfalles Erwähnung zu thun, den wir auch gleich erzählen wollen.

Grasel war in seinem Kerker plötzlich melancholisch geworden, es war dies keine Verstellung, sondern Wirklichkeit.

Er wurde wortarm, gab dem Gefangenwärter einsilbige Antworten, aß wenig, zeigte einen verdüsterten Blick, widersprach sich in den Verhören oft und beurkundete eine merkliche Abnahme des Gedächtnisses.

Da die Untersuchung voraussichtlich noch eine lange Dauer vor sich hatte, so stand zu befürchten, daß die Schwermuth Grasel's nur zu bald zerstörend auf seine Gesundheit einwirken würde, was den Prozeß noch mehr ver-

zögert, oder am Ende gar den Verbrecher der irdischen Strafe ganz entzogen hätte.

Welches war der Grund dieser Schwermuth? War es das Leben zwischen engen Kerkermauern, oder das Loos einer bevorstehenden langjährigen Kerkerstrafe — wie Grasel damals noch glaubte — oder war es die moralische Last seiner Verbrechen, oder lag seiner Melancholie eine andere Ursache zu Grunde, wir wollen es nicht entscheiden, genug, das Uebel war da und mußte beseitiget werden.

Der Kriminalrath, der mit der Leitung dieses Prozesses betraut war, beschäftigte sich vielfach mit diesem Zwischenfalle und sann auf Mittel, die Schwermuth seines Klienten zu beseitigen, ohne dabei die Haft des Räubers lockern zu müssen.

Eines Abends traf er im Gasthause mit einem Kollegen zusammen, welcher die Prozesse mehrerer im Schuldenarreste sitzender Personen zu leiten hatte.

Die beiden Freunde unterhielten sich vertraulich mit einander und der Kriminalrath erzählte seinem Kollegen die Verlegenheit, in der er sich Grasel's wegen befand.

Der Andere hörte ihm aufmerksam zu und erwiderte:

Das ist ein kitzlicher Punkt, denn mit Leuten wie Grasel läßt sich nicht spassen, um ihnen die Melancholie zu vertreiben; am Ende ist das Ganze nur Verstellung?

Dagegen wurde protestirt und das Gegentheil bewiesen.

Man sprach hin und her, endlich rief der Freund des Kriminalrathes:

Amice, ich hab's, ich bin auf einen prächtigen Gedanken gekommen, wir wollen deinen Grasel wieder lustig machen, er soll seine frühere gute Laune wieder bekommen.

Laß hören, du machst mich neugierig.

Unter meinen Klienten im Schuldenarreste befindet sich ein Zeugmacher von Margarethen, Bruno heißt er, nennt sich aber gewöhnlich Bruno von Brunnenfels. Er war früher Fabrikant, hat ganz abgewirthschaftet

und sitzt jetzt fest. Er ist kein schlechter Mensch, aber leichtsinnig und lustig, ein Mensch, bei dem es immer Faschingdienstag war und nie Aschermittwoch. Das Merkwürdige an ihm ist aber, daß er jetzt, nachdem er sein ganzes Vermögen verjuxt hat und im Schuldenarrest sitzt, daß er jetzt gerade so lustig und fidel ist wie früher, daß im Zimmer, wo er sitzt, den ganzen Tag gelacht wird, kurz daß er Alles um sich aufheitert und in gute Laune versetzt.

Der Kriminalrath errieth die Absicht seines Freundes.

Du meinst also, sagte er, daß wir ...

Ich denke, fiel ihm der Frühere in die Rede, daß wir meinen flotten Bruno zu deinem Grasel sperren und ich wette, ehe vierzehn Tage verfließen, hat dein Klient seine gute Laune wieder gefunden.

Dein Rath ist nicht schlecht, allein es gehört die Einwilligung des Zeugmachers dazu.

Deßhalb laß dir kein graues Haar wachsen. Ich werde mit dem Herrn ganz offenherzig sprechen und bin seiner Zustimmung gewiß. Grasel ist eine zu interessante Persönlichkeit, als daß ein Mensch wie Bruno nicht Verlangen tragen sollte, ihn kennen zu lernen.

Damit schieden die beiden Amtsherren.

Die Leser werden sich wahrscheinlich des Mannes noch erinnern, von dem hier die Rede war.

Wir haben ihnen diesen Bruno im ersten Theile unserer Erzählung flüchtig vorgeführt, und zwar in der Schankhütte gegenüber dem Fokanedihause, wo er die „Neuigkeiten aus Böhmen" erzählte.

Seit damals hatte der fidele Junge völlig abgewirthschaftet und saß im Schuldenarrest.

Sein Richter hatte sich in ihm nicht geirrt, Bruno übernahm mit Freuden die ihm zugedachte Mission und wurde in aller Stille aus seinem Arreste in Grasel's Kerker gebracht.

Das Faktum, welches wir eben erzählen, wird von uns ohne jede Ausschmückung oder Erweiterung wiedergegeben, Bruno, dessen wirklichen Namen wir aus leicht begreiflichen Gründen verschweigen, starb erst im April oder Mai des Jahres 1854, und zwar in guten Verhältnissen, er erzählte Jedem, der es hören wollte, wie er den melancholischen Grasel wieder zu Raison gebracht hatte.

Bruno gab vor, ebenfalls wegen Raubes eingezogen zu sein und überließ sich seiner Lustigkeit und seiner ungezügelten Leidenschaft, die um so ansteckender wirkten, da sie sprudelnd, nicht erzwungen und angeboren waren.

Außerdem trug der Zeugmacher ein Schatzkästlein von Liedern in seinem Kopfe, lauter echte Wiener Harfenistenlieder, die bei einem sinnlichen Charakter wie Grasel ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Bruno machte bald Grasel's Bekanntschaft, erzählte tausend Scherze und trieb Spässe wie ein Schalknarr, stellte sich, wenn er gar toll wurde, in die Mitte des Kerkers, paschte mit den Händen, daß die Kette klirrte, strampfte mit dem freien Fuße und sang mit halblauter Stimme einen Gassenhauer um den andern — dies konnte nicht wirkunglos bleiben und heiterte den Räuber nach und nach auf, so daß er wieder gesprächig und gegen den Zeugmacher sogar zutraulich wurde.

„Manchmal,“ so erzählte Bruno, so oft er später auf diese Scene zu sprechen kam, „schien es mir, als ob das Spassen in der Nähe dieses bildschönen, unglücklichen jungen Menschen nicht ganz am Platze wär', aber mein natürlicher Humor riß mich immer hin, um so mehr, da das Aeußere Grasel's nie daran erinnerte, daß man einen der gefährlichsten Räuber vor sich habe. Wer sein früheres Gewerbe nicht kannte, hätte ihn für den bravsten Menschen gehalten.

Das Beisammensein Bruno's und Grasel's dauerte mehrere Wochen und erreichte den beabsichtigten Zweck vollkommen. Die Melancholie des Räubers schwand und kehrte nicht mehr wieder.

Als man den Zeugmacher unter gutem Vorwande aus dem Kerker entfernte, nahm Grasel herzlichen Abschied von ihm und gestand, daß er ihm die heiteren Stunden, die er ihm verschafft habe, nie vergessen werde.

Grasel bezeugte sich gegen Bruno auch dankbar, wie wir gleich jetzt erzählen wollen, obwohl wir damit den Lauf unserer Geschichte unterbrechen und ihm in Bezug auf die Zeit vorgreifen.

Bruno wurde in Folge eines Vergleiches mit seinen Gläubigern aus dem Schuldenarreste entlassen und lebte wieder wie früher flott in den Tag hinein.

Mehrere Wochen nach der Hinrichtung Grasel's trat eines Abends ein Gerichtsdiener zu ihm in die Stube und übergab ihm eine Vorladung, welche ihn für den folgenden Tag zu dem Kriminalrathe citirte, der Grasel's Prozeß bis zur Ablieferung an das Militärgericht geleitet hatte.

Holla, dachte der Zeugmacher, was wird es da geben? Wenn's ein Gerichtsvollzieher wäre, wüßte ich mir die Vorladung zu deuten, aber mit dem Kriminal bin ich gottlob noch in keine Berührung gekommen und hoffe es auch in der Zukunft nicht, was will man von mir?

Seine Frage sollte eine unerwartete Antwort erhalten.

Am nächsten Vormitage erschien er vor dem Rathe und wurde sehr freundlich von ihm empfangen.

Ich habe Sie holen lassen, Herr Bruno, sagte der Amtsherr, um mich eines Auftrages zu entledigen und um Ihnen ein Privatvermächtniß zu übergeben.

Ein Vermächtniß? fragte der Zeugmacher erstaunt und setzte gleich darauf launig hinzu:

Na, wenn's nur hübsch groß ist, ich kann's schon brauchen!

Der Kriminalrath lächelte und versetzte: Wenn Sie wirklich ein Vermächtniß brauchen, so wird Ihnen dies nicht aus der Klemme helfen, sein Werth besteht nur in dem Beweise, daß Dankbarkeit auch in den Herzen von Verbrechern zu finden ist. Grasel hat mich vor seiner Hinrichtung um eine Unterredung gebeten und hat mich bei dieser Gelegenheit ersucht, Ihnen in seinem Namen noch einmal für die frohen Stunden zu danken, die Sie ihm im Kerker verschafft haben, und zum Beweise seiner Dankbarkeit bat er mich, Ihnen seinen Civil-Mantel zum Andenken an ihn einzuhändigen.

Bruno wurde von diesem schlichten Geschenke gerührt, dankte dem Rathe für die menschenfreundliche Bemühung und trug das in Papier gehüllte Vermächtniß des Räubers nach Hause.

Grasel's Mantel war von kornblumenblauem Tuch, hatte vier übereinander gelegte kleine Kragen, nach dem Schnitte, wie damals die Mäntel getragen wurden, und war schon ziemlich abgenutzt.

Daß der Grasel vor seinem Ende noch an mich dachte, sprach Bruno bei sich, freut mich vom ganzen Herzen; daß er mir diesen Mantel vererbte, ist auch ein schöner Zug von ihm, aber um sich ein wirkliches Verdienst um mich zu erwerben, hätte er mir mehrere Hunderter hinterlassen müssen. —

Als er dieses sagte, verfiel er auf den wunderlichen, aber keineswegs unromantischen Gedanken, ob nicht in dem Mantel Geld verborgen sei, ganz versteckt eingenäht u. s. w.

Bruno suchte rasch sein Federmesser hervor, um das Kleidungsstück zu zertrennen und dessen geheimste Falten zu öffnen.

Sein guter Genius bewahrte ihn jedoch vor dieser Barbarei.

Halt, rief er sich selbst zu, was will ich beginnen? Wenn ich den Mantel zertrenne und kein Geld darin finde, dann habe ich nicht nur kein Geld, sondern auch keinen Mantel.

Diese sehr weise Erwägung bewog ihn zu einem andern Entschlusse. Er nahm Grasel's Mantel, verfügte sich zu einem bekannten Großhändler auf dem Trödelmarkt, verkaufte das Kleidungsstück und erhielt einige Gulden mehr, da er den früheren Eigenthümer nannte und seine Angabe durch nähere Details legitimirte.

Der Trödler war aber ein pfiffiger Kauz. Wie er dem Zeugmacher später eingestand, machte er nicht nur mit diesem Mantel, sondern auch mit mehreren anderen kornblumenblauen Mänteln, die alle dem Grasel gehört hatten, sehr gute Geschäfte, ja, seine Spekulation verstieg sich noch weiter; er veräußerte Grasel'sche Stiefel, Beinkleider, Westen, Tücher u. s. w., und gewann durch den Gerichteten ein bedeutendes Kapital, so daß er sich später ins Privatleben zurückzog und auf seinen Lorbeeren ausruhte.

In Wien aber gab es damals unzählige Kuriositätensammler, von denen jeder einen Mantel von Grasel oder sonst ein Kleidungsstück des gerichteten Räubers besaß.

Wir kehren wieder zu Grasel selbst zurück. –

Wie bereits erwähnt, war er Deserteur, allein die meisten seiner Verbrechen und zwar die schwersten hatte er noch im Civilstande begangen, deßhalb und auch wegen der vielen Mitschuldigen, die der Civiljurisdiktion unterstanden, wurde die Untersuchung beim Kriminalgerichte zu Ende geführt; dann erst wurde Grasel nebst sechs seiner Genossen — darunter Fähding und Stangl — die als Soldadaten der Militärgerichtsbehörde angehörten, dieser übergeben.

Bei der Uebergabe der Akten an das Militärgericht bildeten diese eine solche Wucht, daß man sich eines Wagens zum Ueberführen bedienen mußte.

Die Verbrecher wurden in einem ganzen Kriegsgerichte abgeurtheilt, und zwar Grasel, Fähding und Stangl zum Tode durch den Strang, die übrigen Vier aber zu andern schweren Strafen.

Mittwoch, am 28. Jänner 1818, wurde den Verbrechern das kriegsrechtliche Urtheil publicirt und über die drei Genannten der Stab gebrochen.

Die Hinrichtung war für Sonnabend den 31. Jänner bestimmt.

Der nächste Tag war der Faschingsonntag. In diesem Jahre ereignete sich der seltene Fall, daß der Lichtmeßfeiertag, der 2. Februar, auf den Faschingsmontag fiel, was aber nicht sein darf, daher der Feiertag hinausgerückt wurde.

Auf dem Glacis zwischen dem Burg- und dem Schottenthore waren die drei Galgen errichtet.

Vom frühen Morgen an wälzte sich ein Meer von Menschen daher, ergoß sich über die Esplanade, über die Basteien, und wer da kein Plätzchen fand, machte Queue an dem Wege, den der Zug nahm, um vom Stabsstockhaus auf den Richtplatz zu gelangen.

Mit Ausnahme der Feuer-Reserve und der im Dienste stehenden Mannschaft war die ganze Garnison theils zur Bedeckung, theils zur Besetzung des Richtplatzes ausgerückt.

Gegen neun Uhr näherte sich der Zug der verhängnißvollen Stätte.

Die drei armen Sünder waren ganz gleich gekleidet.

Sie trugen armeegraue Pantalons mit Leder besetzt, eben solche Jacken, schneeweiße Hemden mit umgeschlagenen Halskragen und breite grüne Hosenträger nach steirischer Sitte.

Alle drei waren baarhäuptig und gingen zu Fuß einher.

Stangl zeigte die wenigste Fassung, Grasel die meiste.

Auf dem Richtplatze wurde ihnen das Urtheil noch einmal vorgelesen — der Profoß bat wie üblich dreimal um Gnade, worauf der die Exekution kommandirende

Stabsoffizier die verhängnißvollen Worte sprach: „Bei Gott ist Gnade!“

Darauf wurde der Stab zum zweiten Male gebrochen und der Henker begann seine fürchterliche Pflicht zu erfüllen.

Der unglückliche Grasel war verurtheilt seine Genossen um einige Minuten zu überleben, er wurde zuletzt gerichtet.

Er kam in die Mitte zu hängen — und zwar so wie die beiden Andern mit dem Rücken gegen die Stadt zu.

Der irdischen Gerechtigkeit ward Genugthuung geworden, sie hatten ihre Verbrechen mit dem Kostbarsten gesühnt was der Mensch besitzt, mit dem — Leben!

Es ist bekannt, daß von jeher bei der Hinrichtung von Soldaten die „Urtheile“ nie zum Verkaufe an das Publikum gedruckt werden durften.

Bei diesem Falle wurde jedoch eine Ausnahme gemacht.

Im Amtsblatte der „Wiener Zeitung“, so wie gleich nach der Exekution an den Straßenecken, war Folgendes zu lesen:

Nachricht.

Das wider den Verbrecher Johann Grasel, Jakob Fähding und Ignaz Stangl von der k. k. Militär-Gerichtsbehörde gefällte Todesurtheil wird zum Besten der blinden Soldatenkinder auf mehreren Hauptplätzen und Gassen in der Stadt und in den Vorstädten das Stück zu 10 kr. vom 31. d. M. angefangen verkauft werden, größere Beträge für den obigen wohlthätigen Zweck werden danknehmigst angenommen.

Wien, am 31. Jänner 1818.

Nachfolgend geben wir das „Urtheil“ wortgetreu wie es damals veröffentlicht wurde:

Das vollständige Urtheil lautete auf Grasel und sechs Mitschuldige, da man jedoch die Sentenz jener vier Verbrecher, die nicht zum Tode verurtheilt wurden, der Oeffentlichkeit nicht übergab, so bildete der Rechtsspruch über Grasel, Fähding und Stangl nur einen Auszug aus dem ganzen Urtheile.

Dieses lautete nun wie folgt:

Auszug
aus dem
am 28. Jänner 1818
publicirten kriegsrechtlichen Urtheile,
den Räuber
Johann Georg Grasel
und dessen
sechs Mitschuldige
vom
Soldatenstande betreffend.

Johann Georg Grasel, fälschlich auch Halleri, Frei, Schönauer, Eigner und Kohe, insgemein aber der große Hansjörg, auch Niklo genannt, von Neuserowitz, Znaimer Kreis in Mähren gebürtig, 27 Jahre alt, ist nicht nur der Desertion und sehr zahlreicher Diebstähle, deßgleichen mehrerer, zum Theile schwerer Verwundungen, ferner eines am 13. Juni 1812 bei Obergrünbach an dem Wirthe Michael Witzmann, weil ihn derselbe anhalten wollte, verübten Todtschlages, nicht minder mehr-

fältiger, zu Reichenbach, Unterthumeritz, Zettenreuth, Modes und anderer Orten, mit gewaltsamer Handanlegung an die Personen der Beraubten, ja selbst mit anhaltender schwerer Mißhandlung derselben verübten Beraubungen schuldig, sondern er hat auch geständiger und erwiesenermaßen, insbesondere bei dem weiteren, in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1814 zu Zwettel unternommenen und vollführten Raube, die beraubte 66jährige Anna Maria Schindlerin auf eine so gewaltthätige und grausame Art behandelt, daß der Tod derselben daraus erfolgt ist, und nothwendig erfolgen mußte.

Jakob Fähding, insgemein Gams genannt, von Blospitz in Mähren, Znaimer Kreises gebürtig, 28 Jahre alt, ist nach seiner wiederholten und mit den sonst erhobenen Umständen übereinstimmenden Bekenntnissen außer seiner Desertion und vielfältigen Diebstählen geständig, sowohl bei dem schon erwähnten, in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai 1814 zu Modes unternommenen Raube, als auch bei dem vier Tage darauf geschehenen Raube zu Zwettl thätig mitgewirket, insbesondere bei dem ersten den beraubten Pfarrer Lamatsch, während der Grasel sich des Gutes desselben bemächtigte, im Bette festgehalten, auch denselben, wenn er sich loswinden oder zu schreien versuchte, in das Gesicht geschlagen, und diese Behandlung ungefähr eine Viertelstunde fortgesetzt, nicht minder bei dem zweiten Male der beraubten Anna Maria Schindlerin Füße und Hände, letztere auf den Rücken gebunden, auch auf Verlangen des Grasel ihr mit Federn gefülltes dickes Oberbett zu dem Ende in den Keller gebracht zu haben, um solches dem von dem Grasel dahin geschleppten gebundenen Weibe auf das Gesicht zu legen und somit, wenn sie etwa der ihr zugefügten Verletzungen ungeachtet noch zu schreien vermöchte, ihr Geschrei unhörbar zu machen.

Ignaz Stangel, insgemein Natzl, auch der schöne Natzl genannt, von Losos in Mähren, Iglauer

Kreis, gebürtig, 27 Jahre alt, ist neben der Desertion und vielen Diebstählen auch der Mitwirkung bei dem dreifachen Raube, welcher, wie schon bemerkt, zu Reichenbach, Unterthumeritz und Zettenreuth im Juli 1811 und Nov. 1812 bei Nacht unternommen und vollbracht worden, schuldig. Auch ist es insbesondere durch seine Geständnisse reichlich erwiesen, daß er bei dem Raube zu Unterthumeritz die beraubte 54jährige Katharina Rieger mit einer Schnur, die er zu diesem Ende eigens mitgebracht hatte, an Händen und Füßen gebunden habe.

Was nun die Bestrafung dieser Verbrecher betrifft, so soll der Johann Georg Grasel, da er seine schwersten Verbrechen noch vor dem Eintritt in den Soldatenstand begangen hat, und daher nach den Civil-Strafgesetzen abzuurtheilen ist, insbesondere seines an der Anna Maria Schindlerin zu Zwettl verübten räuberischen Todtschlages wegen in Gemäßheit des §. 124 und §. 10 des Gesetzbuches über Verbrechen mit dem Tod durch den Strang bestraft werden.

Auch sind der Jakob Fähding und der Ignaz Stangel, welche ihre Verbrechen als Soldaten verübt haben, daher nach Militärgesetzen zu bestrafen sind, nach dem 35. Kriegsartikel, und dem Patent, das Verbrechen des Raubes betreffend, vom 16. Oktober 1802, weil der Fähding bei dem Raube zu Modes und Zwettl, und der Stangel bei dem Raube zu Reichenbach, Unterthumeritz und Zettenreuth oben angeführtermaßen mitgewirkt hat, mit dem Strange hinzurichten.

* * *

Die von dem Civilgerichte über andere Mitschuldige Grasel's geschöpften Urtheile lauteten auf Kerkerstrafen von verschiedener Dauer.

Am erheblichsten war jene, die dem „Vater Grasel" zugesprochen wurde.

Er war zu lebenslänglichem schweren Kerker verurtheilt worden — büßte seine Schuld durch eine lange Reihe von Jahren auf dem Spielberg in Brünn, wurde dann begnadigt, und starb vor mehreren Jahren im Versorgungshause zu Ybbs.

Ende.

Digitized by Google